Bibliothek

der

Humanitäts = Wissenschaften

zur

Selbstbildung

für

Jünglinge von reiferem Alter.

Philosophische Wissenschaften.

Sechster Band.

Wien, 1825.
Im Verlage bey Anton Doll.
Gedruckt bey Anton Strauß.

Theorie

der

Beredsamkeit

für alle Formen

prosaischer Darstellung.

Nach

den besten Quellen der Alten und der Neuern bearbeitet,

und mit Mustern und Beyspielen belegt.

Zweyter Theil.

Wien, 1825.

Im Verlage bey Anton Doll.

Gedruckt bey Anton Strauß.

HT00239 6225

19
slg 5
424

25
pla a
04995
G 582
(Bd. 6)
Ra

5.026.405.01

Philos. Institut
der Universität
Düsseldorf

67/670

Vorrede.

Da die Regeln einer Wissenschaft ihr volles Licht erst dann erhalten, wenn wir Beyspiele erblicken, woran wir klar erkennen, nicht nur wie die Regeln beobachtet wurden, sondern auch, welche schöne Wirkung dadurch hervor gebracht ward: so hat man dieß bey einer Theorie der Redekunst um so mehr für zweckmäßig und nöthig erachtet, als die darstellende Beredsamkeit eine praktische Tendenz hat, folglich zur vollständigen Ausbildung desjenigen, der in der stylischen Darstellung sich üben will, gelungene Muster darbiethen muß, aus welchen er die Anwendung der Regeln erlernen kann.

Man war daher bedacht, dem Kunstjünger nicht nur auserlesene Muster aus dem classischen Alterthum, sondern auch von den ausgezeichneten Schriftstellern der neuern Zeit, und zwar durch alle Formen prosaischer Darstellung, mit Beobachtung des stufenweisen Ganges von dem Leichtern zu dem Schwierigern, vorzulegen, da-

bey aber auch ein besonderes Augenmerk auf das Interesse des Inhalts zu richten, so daß die gegenwärtige Sammlung nicht nur als eine Auswahl musterhafter Beyspiele, sondern zugleich auch als lehrreiches und angenehmes Lesebuch gelten kann.

Der Herausgeber.

Rhetorische Chrestomathie.

Eine Sammlung

von Beyspielen in prosaischen Aufsätzen aller Art aus den vorzüglichsten Schriftstellern alter und neuerer Zeit.

Sprichwörter.

Chinesische Sprichwörter.

Alle Tugenden, die ein Prinz sich erwirbt, sind Ungnaden für die Bösen.

Spott ist der Blitz der Verleumdung.

Reue ist der Frühling der Tugenden.

Zwey Herzen sind sich nahe, wenn kein Laster zwischen ihnen ist.

Wer zehn Meilen zu reisen hat, muß neun für die Hälfte rechnen.

Ihr habt nie mehr Geist nöthig, als wenn ihr einen Thoren belehren wollt.

Sprichwörter der Italiener.

Wer die Fröhlichkeit anstellt, genießt sie am wenigsten.

Esse nicht allemahl, wenn du kannst; gib nicht allezeit Geld aus, wenn du es hast; und sage nicht immer, was du weißt.

Einem Feinde, der vor dir flieht, mache eine goldene Brücke.

Dem Hunde, der den Spieß leckt, vertraue den Braten nicht.

Wenn der Vater viel Geld hat, so hat der Sohn gewöhnlich wenig Tugend.

Zu gewissen Zeiten ist verlieren Profit.

Der mißfällt jedermann, der sich zu wohl gefällt.

Wer ein Ding will, gehe selber; wer es nicht will, schicke einen Andern.

Andere Zeiten, andere Sorgen.

Wer klares Wasser verlangt, hohle es an der Quelle.

Wenn alle Laster alt sind, so ist der Geiz noch jung.

Einem zerrissenen Kleide gibt man wenig Glauben.

Voraus bezahlt, übel bedient.

Auf eine eilfertige Frage eine langsame Antwort.

Ein Doctor und ein Bauer wissen mehr als ein Doctor allein.

Ein Tag richtet den andern, und der letzte alle.

Wer ein Ding verachtet, will's kaufen.

Man sieht viel Studenten, aber wenig Studierte.

Wo das Geld redet, da schweiget Cicero.

Eine kleine Küche macht das Haus groß.

Wenn der Jüngling wüßte, der Alte könnte, und der Faule wollte, so wäre nichts Gutes in der Welt, das nicht geschähe.

Die Liebe ist wie ein Brunneneimer: sie fährt mit Lachen hinab, und kommt mit Weinen wieder herauf.

Die Zunge hat kein Bein, schlägt aber Manchem den Rücken ein.

Es ist kein Mensch so gut, daß er nicht besser, keiner so arg, daß er nicht noch ärger seyn könnte.

Der Boshafte ist wie eine Kohle: brennt sie nicht, so schwärzt sie doch.

Französische Sprichwörter.

Auf einem rollenden Stein wächst kein Moos.

Gute Rechnungen machen gute Freunde.

Liebe und Herrschaft dulden keine Mitgenossen.

Ein vergoldeter Zaum macht das Pferd nicht besser.

Dem guten Spieler kommt der Ball entgegen.

Schöne Worte und falsches Spiel betrügen Jung und Alt.

Man muß für seinen Bogen mehr als eine Senne in Bereitschaft haben.

Der hungrige Bauch hat keine Ohren.

Wer aller Welt dient, verpflichtet sich Niemanden.

Spanische Sprichwörter.

Folgendes ist doch ein schönes Gebeth: „Mein Gott, beschütze und bewahre mich vor mir selber!"

Wecke das Unglück nicht, wenn es schläft.

Sey stumm, wenn du gegeben; sey geschwätzig, wenn du empfangen hast.

Dem zornigen Mann weich' einen Augenblick aus; dem Heuchler beständig.

Englische Sprichwörter.

Es gibt keine leereren Menschen, als die voll sind von sich selbst.

Es ist besser hungrig einzuschlafen, als mit Schulden aufzustehen.

Rüste dich zum Schlimmsten, und hoffe das Beste.

Bildung ist die Zierde des Reichen, und der Reichthum des Armen.

Heute besiegst du eine schlimme Gewohnheit viel leichter, als morgen.

Wer sich selbst lehren will, hat oft einen Thoren zum Schüler.

Der schlechteste Wind weht zu irgend eines Menschen Gunst.

Ein Thor lasse immerhin sein Kleid mit Gold sticken: es bleibt doch das Kleid eines Thoren.

Deutsche Sprichwörter.

Ein gutes Gewissen ist besser als zwey Zeugen.

Wer A sagt, muß B sagen.

Wie das Bett, so der Schlaf.

Wer am Wege baut, hat viele Meister.

Ein neuer Freund ist ein junger Wein; laß ihn alt werden, und dann koste ihn.

Das Werk lobet den Meister.

Bücke dich, aber zerbrich nicht das Bein.

Ein böses Gewissen ist ein Ofen, der immer raucht.

Das Ohr ist leichtgläubiger als das Auge.

Gib fröhlich, was du gibst.

Wo es nicht feucht ist, wächst kein Schilf.

Wer heut' ein Spiel gewinnt, verliert morgen siebenfältig.

Die Narren haben ihr Herz im Munde, aber die Weisen haben ihren Mund im Herzen.

Eigener Herd ist Goldes werth.

Der Arzt ist der Sünde Scharfrichter.

Ein faules Ey verdirbt die ganze Pastete.

Richte nicht, so wirst du nicht gerichtet.

Wer selbst Fenster hat, schlage sie nicht dem Nachbar ein.

Glück und Glas, wie bald bricht das!

Kluge Leute lesen ihre Briefe von hinten.

Gib mit der Rechten, ohne daß die Linke es weiß.

Beständige Ruhe ist keine Ruhe.

Litthauische Sprichwörter.

Was trunkene Leute versprechen, darüber freuen sich die Narren.

Von einer Eichel getroffen, brüllet, von einem Baumast niedergeschlagen, schweigt der Bär.

Ein Scherz schlägt niemanden ein Loch in den Kopf.

Alte rathen, Junge fechten.

Der Specht ist bunt, aber die Welt noch bunter.

Der Fluch geht aus dem Munde heraus, und dringt zur Nase wieder ein. (Er trifft den Flucher selbst.)

Wenn du vor Gericht gehen willst, so richte vorher zu Hause über dich selber.

Aus deinem Mund in Gottes Ohr. (Sey wahrhaft.)

Orientalische Sprichwörter.

Auch das Geringste ist schwer, ehe es leicht wird.

Das Geheimniß ist mein Sclav', entschlüpft es mir aber, werde ich der seinige.

Geduld ist der Schlüssel zu allen Pforten, der Balsam für alle Wunden.

Anspannung schwächt den Bogen, Losspannung den Geist.

Einen Geizigen kann jedermann gewinnen, nur nicht der Geizige.

Verbindlichkeit annehmen, heißt seine Freyheit verkaufen.

Wer sich der Wohlthaten rühmt, verlangt sie von Andern.

Tugendhaft scheinen wollen, ist das größte Laster.

Wer viel gelebt hat, ist alt, nicht wer lange gelebt hat.

Wer das Laster verschont, der bestraft die Tugend.

Liebe und Thränen fallen aus dem Auge in das Herz.

Unser Leben ist kurz, aber durch Leiden wird es verlängert.

Geschenke kann man leicht vergessen, Wohlthaten nie.

Einen Freund verlieren ist der größte Verlust.

Sentenzen, Aphorismen und Maximen.

Plato*).

So oft man über irgend eine Sache gehörig rathschlagen will, muß man zuvörderst wissen, worüber der Schluß soll gefaßt werden. Ohne das verfehlet man nothwendig seines Zweckes. Den Meisten bleibt verborgen, daß sie mit den Beschaffenheiten der Dinge nicht bekannt sind. Dieser Unwissenheit sich nicht bewußt, unterlassen sie beym Anfang der Untersuchung, die eigentliche Streitfrage zu bestimmen, und gerathen, weiter gehend, natürlich, daß keiner weder mit sich selbst, noch mit dem Andern übereinstimmt.

Es gibt kein größeres Übel, als das, wenn Einer zum Feinde vernünftiger Erweise wird! Solche Feindschaft entsteht aus derselben Beschaffenheit der Seele, aus welcher die Menschenfeindlichkeit entsteht. Diese schleichet ins Herz des Menschen ein, wenn er zu leicht, ohne Menschenkenntniß, einem glaubt, ihn durchaus für wahrhaftig, aufrichtig und treu gehalten, bald nachher aber ihn bös und treulos, dann wieder anders erfunden hat. Widerfährt Einem das oft, dazu an solchen, die man für die traulichsten und herzlichsten hielt; wird man inne, daß man auf solche Weise angelaufen sey: so hasset man zuletzt Alle, und geräth auf den Wahn, daß an keinem irgend etwas Gutes sey.

Alle beschwerlichen und gehäuften Arbeiten gehören für die Jugend.

Wo der Reiche und der Reichthum in einem Staate an

*) Übersetzt von Stollberg und Fähse.

Achtung steigen, da verlieren der Tugendhafte und die Tugend an Achtung.

Wir müssen die Überzeugung haben, daß alles Unglück, was den Gerechten trifft, sey es Armuth, Krankheit oder ein anderes scheinbares Übel, doch am Ende, sey es nun hier oder dort, zu seinem wahren Wohl führe; denn die Gottheit sorgt gewiß für den, der sich der Tugend und Gerechtigkeit aus allen Kräften befleißiget, und sich bestrebt, ihr, so viel die menschliche Schwachheit erlaubt, ähnlich zu werden, mit vorzüglicher Liebe.

Die Tugend ist frey; sie schließt sich desto zärtlicher an den, der sie ehrt, und flieht desto weiter von ihrem Verächter. Den Wählenden trifft die Schuld. Gott ist unschuldig.

Aristoteles *).

Die Glückseligkeit, selbst die Ausübung der Tugend, braucht einige äußere Hülfsmittel und Unterstützung: aber sie braucht deren um so weniger, je vortrefflicher die eigene Natur des Menschen beschaffen, und desto mehr, je schlechter diese ist.

Drey Sachen sind es, welche zur Bildung des tugendhaften Mannes sich vereinigen müssen: Natur, Gewohnheit und Vernunft.

Das Sprichwort sagt: Sclaven haben nie Muße. Menschen aber, die nicht Herz genug haben, Gefahren Trotz zu biethen, sind immer Sclaven derer, welche sie anfallen.

Die Spiele der Kinder müssen so viel als möglich Nachahmungen dessen seyn, was sie in Zukunft mit Ernst treiben sollen.

Ergetzungen sind wie Arzeneyen nur da anzubringen, wo das Übel, welches dadurch geheilt werden soll, vorhanden ist. Die unmäßige Anstrengung der Leibes- und Seelenkräfte ist das Übel; das sinnliche Vergnügen, welches in dem Spiel und ähnlichen Zeitvertreiben liegt, spannet diese Kräfte wieder ab, und stellt den natürlichen Zustand wieder her. —

*) Übersetzt von Garve.

Plutarch *).

Jede unserer Handlungen kann nur auf eine einzige Weise gut, aber auf vielerley Weise schlecht gerathen; denn das Ziel treffen ist nur etwas Einzelnes und Einfaches, dagegen kann man bald auf diese, bald auf jene Art fehlen, wenn man entweder das Maß überschreitet, oder vor der Zeit stille steht. — Der Schuh muß immer seine Richtung nach dem Fuße nehmen, nicht aber der Fuß nach dem Schuhe. Auf gleiche Weise muß auch die Gemüthsbeschaffenheit des Menschen sich jede Lebensart passend und angenehm machen; denn es ist nicht die Gewohnheit, welche die beste Lebensart, für den, der sie wählt, angenehm macht; sondern die Klugheit macht dieselbe Lebensart zugleich zu der besten und angenehmsten. Da also die Quelle der Gemüthsruhe in uns selbst liegt, so dürfen wir dieselbe nur reinigen und läutern, damit wir mit den äußerlichen Dingen bekannt und vertraut werden, und sie ohne Widerwillen ertragen lernen.

Plato vergleicht das Leben mit einem Würfelspiel, bey welchem man nicht allein glückliche Würfe thun, sondern auch diese, wenn man sie einmahl geworfen hat, gut gebrauchen muß. Das erstere, nähmlich das Werfen, steht freylich nicht in unserer Gewalt; aber daß man das, was das Schicksal uns zutheilt, auf eine gute Art annehme, und jedes an einen Ort hinbringe, wo das für uns Passende am meisten nützt, und das Unwillkührliche am wenigsten schaden kann, das ist eigentlich unsere Sache, wenn wir anders weise sind.

Wer am Körper krank ist, ergibt sich bald darein, legt sich ins Bett, und wartet die Cur ruhig und still ab. Allein Kranke an der Seele wollen dann am meisten handeln, und können nichts weniger leiden als die Ruhe.

Vorwitzige pflegen wohl selbst das Ihrige zu Grunde zu richten und preis zu geben, um sich nur mit fremden Dingen befassen zu können.

*) Übersetzt von Kaltwasser.

Bey der falschen Scham kommt noch dieses hinzu, daß sie sich, wenn sie dem Rauch der Schande entfliehen will, in das Feuer selbst hinein stürzt. Wer sich scheut, den unbilligen Forderungen eines Andern zu widersprechen, wird hernach durch gerechte Vorwürfe beschämt, und wer einen geringen Tadel fürchtet, muß oft eine offenbare Schande erdulden.

Epiktet *).

Schwierige Umstände sind es, die den Mann zeigen.

Welches Hülfsmittel läßt sich denn wohl gegen eine Gewohnheit finden? Eine andere Gewohnheit.

Hierin besteht der wirkliche Verlust für die Menschen; hierin ihre Besiegung und Zerstörung, wenn die richtigen Grundsätze umgestoßen, wenn diese verdorben werden.

Dieses Gesetz hat Gott gegeben und gesagt: „Wenn du ein Gut wünschest, so suche es bey dir!"

Wenn du zu einem Mächtigen hinein gehst, so erinnere dich, daß auch ein Anderer von oben herab das sieht, was hier vor sich geht, und daß du diesem mehr gefallen sollst als jenem!

Nicht der Tod oder Schmerz ist furchtbar, sondern die Furcht vor Schmerz oder Tod.

Erinnere dich nur des allgemeinen Satzes, und du wirst um besondere Vorschriften nicht in Verlegenheit seyn! Was ist das erste Geschäft des Philosophen? Den Wahn fahren zu lassen; denn es ist unmöglich, daß jemand anfange, das zu lernen, was er zu verstehen glaubt.

Willst du ein guter Leser seyn, so lies! Willst du im Schreiben fertig seyn, so schreibe!

Bey den Seelenkrankheiten bleiben immer einige Spuren und Striemen zurück; werden diese nicht ganz vertilgt, so bekommt sie bey einer abermahligen Geißelung von denselben nicht mehr Striemen, sondern offene Wunden.

*) Arrians Unterredungen Epiktets mit seinen Schülern. Übersetzt von Schulz.

Marc Aurel *).

Welch ein lächerlicher Fremdling, der irgend ein Ereigniß in seinem Leben anstaunt!

Welche Macht hat der Mensch? Nichts zu thun, als was die Gottheit selbst billigen würde; und alles aufzunehmen, was die Gottheit ihm zutheilt!

Gewöhne dich auch an solche Handlungen, an deren Ausführbarkeit du verzweifelst. Hält ja doch die linke Hand, die aus Mangel an Gewohnheit zu andern Dingen ungeschickt ist, den Zügel mit stärkerer Kraft, als die rechte. Denn hieran hat sie sich gewöhnt.

Arbeite, nicht, als ob du unglücklich wärest, und eben so wenig, um Mitleid oder Bewunderung zu erlangen! Dein Wille gehe nur auf dieß Eine: deine Kraft zu äußern oder zurück zu halten, wie das Gemeinwesen es erfordert!

Mit Bescheidenheit angenommen, mit Gleichmüthigkeit aufgeopfert!

Nie verwirre dich die Vorstellung deines ganzen Lebens! Fasse nie auf einmahl alle die Leiden in Gedanken zusammen, die dich vielleicht noch treffen möchten, sondern frage dich bey jedem gegenwärtigen Vorfalle: „Was ist darin so Unerträgliches, so Niederdrückendes?" — Denn du wirst dich schämen, dieß zuzugestehen. Erinnere dich ferner, daß weder das Zukünftige, noch das Vergangene dich drückt, sondern nur immer das Gegenwärtige. Dieß aber wird vermindert, wenn du es ganz für sich absonderst, und deine Seele züchtigest, daß sie nicht einmahl dieß allein muthig ertragen kann.

Das Leben hat mit der Fechtkunst mehr Ähnlichkeit, als mit der Tanzkunst; denn man muß auch auf unerwartete Anfälle gefaßt seyn, und unerschütterlich fest stehen.

Bald — und du hast Alles vergessen. Bald — und Alles hat dein vergessen!

*) M. Aur. Antonius Unterhaltungen mit sich selbst; übersetzt von Schulz.

Es ist ein eigenthümlicher Vorzug des Menschen, auch seine Beleidiger zu lieben! Dieß geschieht, wenn es dir in Gedanken ist, daß sie mit dir eines Geschlechtes sind, daß sie aus Unwissenheit und wider Willen fehlen, daß ihr beyde nach kurzer Zeit sterben werdet, und, was die Hauptsache ist, daß dein Gegner dich nicht beschädiget hat: denn deine höhere Kraft hat er nicht schlechter gemacht, als sie vorher war.

Vertilge die Einbildung; hemme den Drang der Leidenschaften; bemächtige dich der Gegenwart; trenne oder zerlege jeden Gegenstand in Form und Materie; gedenke der letzten Stunde!

Dein Schmuck sey Einfalt, Bescheidenheit und Gleichgültigkeit gegen das, was zwischen Tugend und Laster in der Mitte liegt! Liebe das Menschengeschlecht; folge der Gottheit!

Cicero *).

Weder Feuer noch Wasser ist uns so unentbehrlich, als die Freundschaft. Dem menschlichen Leben die Freundschaft rauben, heißt der Welt das Sonnenlicht entreißen.

Der Same der Tugend ist unsern Gemüthern angeboren, und wenn wir ihn aufkeimen ließen, so würde uns die Natur selbst zum Lebensglücke führen.

Die Ehre ist etwas Gründliches und Wirkliches. Sie ist das übereinstimmende Lob der Rechtschaffenen, die unbestochene Stimme derer, welche die Vorzüge der Tugend richtig beurtheilen. Sie tönet der Tugend nach, wie ein Wiederhall. Weil nun diese gewöhnlich die Begleiterinn guter Thaten ist, so kann auch der rechtschaffene Mann sie nicht verschmähen. Jener Beyfall des Volkes hingegen, welcher der erstern gern ähnlich seyn möchte, aber frech und unbedachtsam, und meistens ein Lobredner der Sünden und Laster ist, verderbt unter dem Schein der Anständigkeit selbst ihre Gestalt und Schönheit.

Nichts kann die Traurigkeit so abstumpfen und erleichtern,

*) Übersetzt von Hottinger, Schreibers, u. a. A.

als der immerwährende Gedanke in unserm Leben: es sey nichts, was uns nicht begegnen könne.

Was unterliegst und weichest du dem Schicksale, das dich zwar vielleicht angreifen und beunruhigen, aber dir dennoch deine Kräfte nicht nehmen kann? Große Kraft liegt in den Tugenden. Wecke sie auf, wenn sie vielleicht schlafen; gleich wird dir zuerst die Standhaftigkeit zur Seite seyn und dich zwingen, so viel Muth zu fassen, daß du Alles, was einem Menschen begegnen kann, verachtest und für nichts hältst. Es wird die Mäßigkeit dir beystehen, und dir nicht gestatten, etwas Schändliches oder Boshaftes zu thun. Auch die Gerechtigkeit wird dir nicht erlauben, so etwas zu thun. Was wirst du aber der Klugheit antworten, wenn sie spricht, die Tugend sey sich selbst genug, sowohl um gut, als auch um glücklich zu leben?

Unter allen möglichen Verbindungen werden wir keine entdecken, welche uns wichtiger oder heiliger wäre, als jene, worin wir mit dem Staate stehen. Theuer sind uns Ältern, theuer sind uns Kinder, Verwandte und Freunde. Aber jede uns theure Beziehung mit jedem und allem umfaßt zuletzt das Vaterland. Und welcher rechtschaffene Mann könnte sich denn bedenken, für das Vaterland zu sterben, wenn er ihm durch seinen Tod nützen würde?

Der wahre, und mit Weisheit gepaarte Edelmuth sucht die Ehre, nach welcher er strebt, nicht im Rufe, und will lieber den Vorzug haben als zu haben scheinen.

Den großen Mann kleidet nichts schöner als Versöhnlichkeit und Sanftmuth.

Wir sind nur zu geneigt, jedes Lob, das uns ertheilt wird, für verdient zu halten. Dieß aber ist die Quelle unzähliger Fehltritte, indem man, von einer eitlen Einbildung seines Werthes aufgeblasen, Andern zum Gespötte wird, und sich selbst auf eine häßliche Weise täuscht.

Es ist billig, daß wir gegen andere Menschen eine gewisse Achtung äußern, und zwar nicht nur gegen die edelsten

und besten, sondern gegen alle und jede. Denn in Absicht dessen, was Andere von uns urtheilen, gleichgültig seyn, das ist nicht bloß Eigendünkel, es ist wahre Schamlosigkeit.

So wie jeder seine Sprache rein schreiben und reden sollte, ohne sich durch Einmischung fremder Wörter lächerlich zu machen; eben so sollten wir auch in unsern Handlungen, und in unserm Betragen überhaupt jede Mißhelligkeit zu vermeiden trachten.

Es ist vornehmlich der Nutzen anderer Menschen, zu welchem die Freunde der Gelehrsamkeit und der Erkenntniß mit ihren Einsichten und Talenten wuchern. In so fern ist die Gabe eines guten Ausdruckes, verbunden mit richtigen Einsichten, mehr werth, als der größte Scharfsinn ohne Beredsamkeit: denn das Denken treibt in seinem eigenen Kreise herum, da hingegen die Beredsamkeit auf das Wohl der Gesellschaft Einfluß hat. Und so wie die Bienen sich nicht in Schwärme vereinigen, um sich Zellen zu bauen, sondern im Gegentheil die Zellen bauen, weil sie von Natur gesellig sind: eben so verhält es sich mit den Menschen. Eben dieser Trieb des geselligen Lebens, der bey ihnen noch stärker ist, spannt ihren Verstand und ihre Kräfte zur Thätigkeit.

Seneca *).

Wenn Alles, was das Maß überschreitet, schädlich ist: so ist das Übermaß des Glückes am gefährlichsten. Es verdreht das Gehirn, erweckt leere Bilder in der Seele, und streut mitten unter das Wahre und Falsche tiefes Dunkel. Sollte es nicht besser seyn, beständiges Unglück, welches zur Tugend auffordert, zu ertragen, als durch unendliches und übermäßiges Gute verderbt werden?

Kein Baum ist fest und stark, wenn nicht häufige Windstöße auf ihn stoßen; denn gerade durch das Rütteln schmiegt er sich fester am Boden, und schlägt um so sicherer Wurzeln

*) Übersetzt von Schilke.

Zerbrechlich sind dagegen die, welche in einem stillen sonnigen Thale aufwachsen.

Das äußerste Übel ist das, aus der Zahl der Lebendigen hinweg zu gehen, ehe man stirbt.

Für's erste muß man sich selbst prüfen; sodann die Geschäfte, die man unternimmt; endlich diejenigen, um derentwillen, oder mit welchen man etwas zu thun hat.

Vor allen Dingen muß man sich selbst gehörig schätzen lernen, weil man sich fast immer mehr zutraut, als man vermag.

Der Anfang der Krankheit ist Vermischung des Gesunden mit dem Ungesunden.

An die Stelle des Besten tritt der am mindesten Fehlerhafte.

Fehler kriechen umher, und springen jeden an, welcher der Nächste ist, und schaden durch ihre Berührung.

Nichts ist so bitter, worin ein zufriedenes Gemüth nicht Trost finden sollte. Kleine Bezirke bothen oft vielfachen Nutzen durch die Kunst des Eintheilenden, und die Anordnung machte den freylich engen Platz bewohnbar. Gebrauche deine Vernunft in mißlichen Umständen! Das Harte kann erweicht, das Pressende erweitert werden, und das Schwere drückt diejenigen weniger, die es geschickt tragen.

Alle Frevelthaten sind schon vor der Ausführung vollendet, sobald sich hinlängliche Schuld findet.

Werner *).

Aufrichtige, redliche Pflichterfüllung lohnt sich immer selbst, die Folgen mögen seyn, welche sie wollen. Jede edle Seele genießt eine innere Beruhigung, ihrem eigenen Tugendgefühle Genüge geleistet zu haben. Alle Tugenden finden den höchsten Genuß in ihrer Ausübung, und ein vom Erfolge ganz unabhängiges Glück. Das Schicksal mag die bezweckte Absicht

*) Werners Regenten-Maximen, aus den Schriften Ludwigs XIV. von Frankreich, Friedrichs II. von Preußen und Gustavs III. von Schweden gezogen.

in der Ausführung übergehen, oder scheitern lassen, die Menschen mögen die empfangenen Wohlthaten mit Dank oder Undank erwiedern: so wird ein tugendhaftes redliches Betragen immer durch die aus eigenem Bewußtseyn entstehende innere Zufriedenheit, meistens aber auch durch den äußerlichen und öffentlichen Beyfall vergolten, welchen das Publicum edlen und schönen Handlungen selten versagt *).

Die Hitze, welche uns so gewaltsam hinreißt, erlöscht in sehr kurzer Zeit; aber der dadurch entstandene Nachtheil bleibt unserm Geiste mit der schmerzlichsten Erinnerung eigener Verschuldung gegenwärtig **).

Wer sich die Achtung seiner Zeitgenossen nicht wünscht, ist schon dadurch allein derselben unwürdig ***).

Der Körper des verächtlichsten Thieres ist wunderbarer eingerichtet, als die künstlichste Werkstätte des geschicktesten Chemikers ****).

Der nicht an Gottes Weltregierung glaubt, ist einem Wilden gleich, der zum ersten Mahle eine Uhr sieht; er wird glauben, der Zeiger drehe sich von selbst, und nicht einmahl vermuthen, daß er von verborgenen Triebfedern in Bewegung gesetzt werde, noch viel weniger, daß ein Uhrmacher das Werk absichtlich so eingerichtet habe, um nothwendig die demselben vorgeschriebene Bewegung zu machen *****).

Das klügste Benehmen ist, mehr anzuhören, als selbst zu sprechen, indem es nicht leicht ist, viel zu reden, ohne mehr zu sagen, als man sollte. Das Vergnügen, über gleichgültige Gegenstände zu sprechen, verleitet unvermerkt auch auf andere, die man am sorgfältigsten verschweigen wollte,

*) Louis XIV. Oeuvr. T. II. p. 72, 73.
**) Louis XIV. l. c.
***) Fréderic II. Oeuvr. posth. Tom. 1. p. 15, 17, 18.
****) Fréderic II. T. 6. p. 173.
*****) Fréderic II. l. c. p. 206.

und die Redgierde steht bey denjenigen, welche einmahl davon ergriffen sind, nie da stille, wo sie eigentlich wollten *).

Die Erziehung einer Nation besteht nicht allein in wissenschaftlicher Bildung; das gemeine Beste erfordert außer dieser noch gute Sitten und vorzüglich einen richtigen Begriff der geheiligten Worte Religion, Tugend und Ehre. Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe sind der Jugend wenigstens gleich nützlich, wo nicht noch nützlicher, als die Kategorien des Aristoteles und die Verse Homers **).

Niemand kann an den großen Vortheilen zweifeln, welche die Redekunst hervorbringt. Sie erstreckt sich über alles, was auf das allgemeine Beste und die öffentliche Ruhe Bezug hat, und ist als Ausbildungsmittel der Muttersprache von außerordentlicher politischer Wichtigkeit. Die Reinheit einer Sprache und die Schönheit ihres Ausdrucks beruht in der Kunst, helle Gedanken in bestimmten kraftvollen und keiner zweydeutigen Auslegung fähigen Worten so auszudrücken, daß die Idee mit der nähmlichen Klarheit und Richtigkeit, mit der sie gedacht wurde, dargestellt ist. Wird auf diesem Wege der echte Verstand und bestimmte Wortlaut der Ausdrücke einmahl festgesetzt und bekräftiget: so werden die Unterhandlungen, Verträge und Gesetze nicht mehr jener Dunkelheit und jenen schwankenden und willkührlichen Auslegungen ausgesetzt seyn, welche oft in Erklärung der Worte den wahren Sinn entstellt und unendliche Verlegenheiten erzeugt haben ***).

Bellegarde ****).

Der eigensinnigste Mensch muß doch endlich den lieben, der ihn mit ausdauernder Schonung behandelt.

*) Louis XIV. l. c. p. 213.

**) Gustave III. Collections des écrits. T. 1.

***) Gustave III. l. c. So dachte und schrieb einer der geistvollsten Regenten über die Wichtigkeit und den Nutzen der Redekunst!

****) Betrachtungen über die feine Lebensart, nach dem Französischen des Abt Bellegarde bearbeitet von C. H. Heydenreich.

Der artige Mann weicht dem Beyfalle aus, den man ihm zu geben bereit ist, und setzt lieber mit Feinheit die Vorzüge Anderer in's Licht.

Die Bescheidenheit ist eine Art von Firniß, welche unsere natürlichen Talente hebt und ihnen Glanz gibt; Verdienst, mit Anspruchlosigkeit verbunden, macht um so mehr Eindruck. Im Gegentheil werden Menschen, auch von noch so großen Vorzügen, widrig, wenn sie sich zu viel darauf einzubilden scheinen.

Wenn Menschen es über sich gewinnen könnten, daß sie sich nicht in fremde Angelegenheiten mischten, und nicht über die Fehler Anderer sprächen, so würden sie sich manche Kränkung ersparen, und nicht in so viele verdrießliche Händel verwickelt werden.

Es ist unmöglich, gewissen Unfällen, welche sich oft genug zutragen, auszuweichen; wenn man indessen Mäßigung besitzt, so kann man auch in ungünstigen Lagen eines Grades von Glück genießen.

Ein witziger Einfall schlägt oft tödtliche Wunden, und bringt uns in den Verdacht gefährlicher und indiscreter Menschen.

Übertriebene Lobeserhebungen sind oft eher Vorwürfe für diejenigen, denen man sie macht, als daß sie ihnen zur Ehre gereichen sollten.

Die Kaltblütigkeit, welche wir demjenigen entgegen setzen, der uns unhöflich begegnet, ist wirksamer, als die bitterste Antwort.

Ein unbeschäftigter Geist gebiert viele Chimären, und sucht sich dadurch für die Leere eines thatlosen und langweiligen Lebens zu trösten. Aber das Gegenmittel ist oft schlimmer als das Mittel selbst.

Montaigne *).

Wir sind niemahls bey uns selbst daheim, sondern immer auswärts. Furcht, Verlangen, Hoffnung, treiben uns auf

Und: Maximen für den geselligen Umgang, nach Bellegarde, von eben demselben bearbeitet.

*) Übersetzt von Bode.

die Zukunft, und berauben uns des Gefühls und der Schätzung dessen, was ist, um uns mit dem spielen zu lassen, was seyn wird, selbst mit dem, was seyn wird, wenn wir nicht mehr sind.

Wenn die Lüge, wie die Wahrheit, nur Ein Gesicht hätte, so wären wir besser daran: denn alsdan nähmen wir das Gegentheil von dem, was der Lügner sagte, für Gewißheit; aber die Kehrseite der Wahrheit hat der Figuren hunderttausende, und ist ein Feld ohne Gränzen.

Wenn es nicht frey und frisch fortgeht, so geht's schlecht oder gar nicht.

Wozu man einmahl tüchtig ist, dazu ist man immer tüchtig, es sey denn aus wahrer Schwachheit.

Die Unerschrockenheit zeigt sich, wenn es die Noth erfordert, eben so gut und prächtig im Kittel, wie im Harnisch und im Helme; im Cabinete wie im Feldlager; mit niederhängendem so gut, als mit aufgehobenem Arme.

Wir sollten uns erkundigen, welches der nützlichste Gelehrte, nicht, wer der größte sey. Wir arbeiten nur darauf, das Gedächtniß voll zu propfen, und lassen Verstand und Gewissen leer. Gerade wie die Vögel zuweilen ausfliegen, Körner aufzupicken, und sie im Schnabel halten, ohne sie zu kosten, um damit ihre Jungen zu ätzen: so plündern Pedanten die Wissenschaften aus Büchern, fassen sie aber nur auf den Rand der Lippen, um sie wieder auszuspeien und dem Winde zu übergeben.

Fürst von Ligne.

Man muß vielleicht nicht immer Recht haben, um zu gefallen; es gibt eine Art, Unrecht zu haben, die einen günstigen Eindruck macht.

Ist man in der Mitte der Seinigen wahrhaft liebenswürdig, so kann man auch leicht bey Andern so erscheinen. Ich habe von denen keine gute Meinung, die in ihrer Familie nicht

liebenswürdig sind; des Mangels an wahrer Herzlichkeit, den dieß voraus setzt, nicht zu gedenken, muß man eben nicht reich seyn, wenn man in Anmuth und Geist sich so sparsam zeigt.

Man thut manchen Fall, ehe man das Rechte erfaßt. Es entflieht, weil es glaubt, es sey der Mühe werth, daß man nach ihm laufe. Es entschlüpft auf den glattesten Wegen, und will seine wahren Verehrer erproben. Wer meint, es sogleich auf einmahl erlangt zu haben, ist ein Geck.

So wie die weiße Farbe keine ist, sondern die Abwesenheit aller andern, so ist auch der Geschmack die Abwesenheit alles dessen, was in allen Gattungen anstößig ist.

Warum gibt es so wenig natürliche Menschen in der Welt? Manche sind wahrer Empfindungen fähig, und machen sich künstliche, um zu versuchen, ob sie auf diese Weise nicht mehr Wirkung hervor bringen? Sie werden für ihre Mühe und ihren Zwang hart genug bestraft. Ihnen geht durch Berechnung verloren, was sie, ihrer Natur sich überlassend, erlangt hätten.

Christina, Königinn von Schweden.

Wer spitzbübisch im Kleinen ist, ist zuverlässig dumm im Großen.

Man muß dem Glück mißtrauen, aber nie daran verzweifeln.

Gäbe man sich eben so viel Mühe, gut zu seyn, als gut zu scheinen, so erreichte man gewiß eher seinen Zweck.

Feinde hassen immer von ganzem Herzen, aber Freunde lieben nicht immer so.

Stelle sich niemand vor, daß große Männer ganz ohne Fehler und Irrthümer sind. Ihr Vortheil besteht nur darin, daß sie sie kennen.

Die Menschenkenntniß ist selten, und wer sie besitzt, verdient zu herrschen. Aber er muß sie mit Behutsamkeit gebrauchen, und sie ja nicht für untrüglich halten.

Frau von Stael.

Es gibt nur Ein Geheimniß im Leben: das Gute oder das Böse, was man thut; es verbirgt sich dieß Geheimniß unter tausend trügerischen Gestalten: ihr leidet lange, ohne es verschuldet zu haben, ihr gedeihet lange durch verwerfliche Mittel, aber plötzlich entscheidet sich euer Loos, das Wort eures Räthsels ist enthüllt, und dieses Wort — das Gewissen hatte es lange zuvor ausgesprochen, ehe es das Schicksal wiederhohlte.

Ein gemeiner und ein sinnreicher Styl sind beyde gleichweit von dem Natürlichen entfernt. Der sinnreiche eignet sich nur für die Prunkgefühle, für diese Gemüthsbewegungen, die man bloß empfindet, um sie zur Schau zu legen; er ist noch überdieß ein solcher Beweis von Kaltblütigkeit, daß er die Möglichkeit jeder tiefen Aufregung ausschließt. Die alltäglichen Ausdrücke stehen von der Wahrheit eben so fern als die gesuchten, weil sie nie das mahlen, was wirklich in unserm Herzen vorgeht.

Es wirkt in uns eine moralische Kraft, die unablässig zur Wahrheit hinstrebt. Gleichen Schrittes müssen alle Seelenkräfte in Einer Richtung fortschreiten; die Ausbildung einer auf Kosten der andern ist allen gleich verderblich.

Die Leiden der Einbildungskraft hängen fast gänzlich von den Umständen ab, die sie in ihr auffrischen; sie verschwinden, wenn nichts von dem, was man sieht oder hört, die Erinnerung an sie weckt; aber furchtbar, unermeßlich wird ihre Macht, wenn der Geist unablässig gegen neue Aufregungen zu kämpfen hat. Man muß seine Aufmerksamkeit von einem drückenden Schmerz abziehen, und sie gewandt auf andere Gegenstände lenken können; denn Gewandtheit bedürfen wir allerdings gegen uns selbst, um nicht zu sehr zu leiden.

Äußern gleich die Tröstungen, die man aus sich selbst schöpfen muß, ihre Kraft nicht sogleich, ihre Wirkung ist um so dauernder.

Gracian *).

Es ist leichter sich Freunde zu erwerben, als sie zu erhalten.

Wer andern Menschen die ihnen schuldige Ehre erzeigt, hat auch für die seinige nichts zu fürchten.

Ein feiner Widerspruch macht denjenigen, an den er ergeht, verbindlich, sich auf das deutlichste zu erklären.

Das Glück belohnt diejenigen mit stattlichen Zinsen, welche die Geduld haben, es zu erwarten.

Es ist ehrenvoll, von Personen ungünstig beurtheilt zu werden, welche alle braven Menschen verlästern.

Der Mann ist doppelt groß, welcher, ungeachtet er im Besitze aller Vollkommenheiten ist, dennoch keine Lippen hat, um davon zu sprechen.

Ein halbes Ja eines großen Mannes ist mehr werth, als der Beyfall eines ganzen Volkes.

Das Beste für einen Mann ist, wenn er überall als Mann erscheint.

Geist, Klugheit, Muth, und selbst Schönheit müssen stets auf Prüfung gefaßt seyn; um so mehr, da ein Tag blinder Sicherheit sonst der letzte ihres Glanzes seyn kann.

Es gibt Menschen, die sich zu einmahl gethanen Mißgriffen verpflichtet halten; haben sie irgend worin gefehlt, so glauben sie, ihre Ehre erfordere, darauf zu bestehen. Ihr Bewußtseyn überführt sie ihres Fehlers, den ihr Mund vertheidigt. Sie bringen sich dadurch in den Ruf, daß, wenn man sie bey Begehung ihres Fehlers der Unachtsamkeit zieh, man sie für Narren hält, wenn sie ihm Bestand geben. Ein übereiltes Wort, ein unüberlegter Entschluß legen keine Verbindlichkeit auf. Allein so legen Personen, die eine Thorheit begingen, durch Verewi-

*) Der Mann von Welt, nach Gracian bearbeitet von C. H. Heydenreich.

Kleine Chrestomathie aus dem Orakel der Weltklugheit des Balthasar Gracian, von eben demselben.

gung derselben die Kleinheit ihres Geistes nur erst recht zu Tage, indem sie um das Ansehen — standhafter Thoren bey der Welt buhlen.

Antonio Perez *).

Das Recht ist wie das Feuer, welches gedämpft zwar seine Thätigkeit, aber nie seine natürliche Kraft verliert.

Gänzliches Mißtrauen ist der letzte Grad der menschlichen Geduld.

Nicht alles was man fürchtet, kennt man, so wie man nicht alles, was man zu kennen glaubt, genug fürchtet.

Die größte Belohnung überstandener Gefahren ist Erfahrung.

Die Hoffnung ist das Reisegeld des menschlichen Lebens.

Die Schönheit des Geistes wächst mit dem Alter, so wie die des Körpers sich mit den Jahren vermindert.

Nur Seelengröße ist wahre Größe.

Adam Smith **).

Reichthum und Hoheit haben ihre Heuchler nicht weniger, als die Weisheit und die Tugend; und so wie der Verschmitzte auf die Letztere Anspruch macht, ohne ein Recht an sie zu haben, so nimmt der Eitle die Erstere in Anspruch, ohne sie wirklich zu besitzen.

Von grundlosem Beyfall sich geschmeichelt sehen, ist Beweis des oberflächlichsten Leicht- und Schwachsinns.

In allen Fällen, wo die Klugheit uns nicht anräth, und die Gerechtigkeit uns nicht erlaubt, eine Veränderung unserer Lage zu versuchen, spielt derjenige, der den mißlichen Versuch waget, das ungleichste aller Hazardspiele, und setzet Alles gegen beynahe nichts.

*) Zerstreute Gedanken; aus dem Spanischen des Ant. Perez übersetzt von Ludwig Kuhn. S. deutsche Monathschr. August. 1793.

**) Theorie der sittlichen Gefühle; aus dem Englischen des A. Smith übersetzt von L. Th. Kosegarten.

Wer für die Freuden und Leiden Anderer am zartesten fühlt, ist am besten im Stande, über seine eigenen Freuden und Leiden die vollkommenste Herrschaft zu erwerben. Ein Mann von ausnehmender Menschenfreundlichkeit ist von Natur des höchsten Grades von Selbstbeherrschung fähig.

Die Meinung, die wir von uns selbst hegen, hängt durchaus von unserm Urtheil über unser vergangenes Betragen ab.

Der Kluge befleißiget sich allzeit ernstlich, zu verstehen, was er zu verstehen vorgibt, und nicht bloß Andere zu überreden, daß er es verstehe; und sollten auch seine Talente nicht immer von der glänzendsten Art seyn, so sind sie doch allzeit echter Art.

Eduard Young *)

Ist nichts weiter als der Vorsatz in deiner Gewalt, so ist dein fester Vorsatz der That gleich. Wer das Beste thut, was ihm seine Umstände erlauben, der thut recht, der handelt edel; Engel könnten nicht mehr thun. Unsere äußerliche Handlung ist freylich Hindernissen unterworfen; aber alle Dinge in der Welt sind nicht fähig, über den Gedanken zu herrschen; bewache nur deinen Gedanken wohl; Gedanken werden im Himmel gehört.

Warnungen weisen uns unsere Gefahr; Sonnenuhren die Zeit. Gleichwie diese unnütz sind, wenn die Sonne untergegangen, so sind es jene, wenn die noch hellere Vernunft nicht mehr leuchtet.

Der Mensch ist unbarmherzig gegen den Menschen! O das ist unter entsetzlichen Dingen das entsetzlichste! unter erstaunlichen Dingen das erstaunlichste! Und dennoch sind seine Gefälligkeiten oft nur gelindere Beleidigungen; der Hochmuth schleudert uns seine Gnade entgegen, und seine Leutseligkeit ist eine Schmach.

Religion! Vorsehung! eine Zukunft! Hier ist sicher zu fußen; hier ist fester Fels! Dieses kann uns halten; alles

*) E. Young's Werke, übersetzt von Ebert.

Übrige ist See; sinkt unter uns; bestürmt und verschlingt uns endlich.

Die Religion ist Alles. Siehe! die Göttinn steigt von den Wolken zum elenden Menschen herab, und bringt ihm in ihrer linken Hand diese Welt, in ihrer rechten die künftige entgegen. Die Religion! die einzige Gewähr, daß der Mensch ein Mensch sey; sie die einzige Stütze, welche den Menschen über ihn selbst hebt; sogar in dieser Nacht der Schwachheit, des Wechsels, und des Todes, schenkt sie der Seele, eine Seele, die wie ein Gott handelt!

Wenn das Studieren nicht auf eine besondere Absicht gerichtet ist, so ist es nur ein scheinbares Spielwerk des Geistes, oder auf's höchste ein Nebenzweck, eine Jagd nur zur Lust, und nicht, um etwas zu fangen.

Es ist wahr, der Witz kitzelt, aber Kitzel ist gefährlich, wenn er, indem er uns zum Lachen reizt, zugleich Schmerzen erweckt. Wer wollte doch, wegen des elenden Ruhmes, beißend zu seyn, einen Stachel in dem Herzen eines Bruders zurücklassen? — Ein lebhafter Verstand kann gepriesen werden; aber ein gutes Herz wird angebethet. Zieht also euern Witz so selten, als euern Degen, und niemahls gegen die Schwachen; sonst wird man euch, wie dort für keinen Helden, so hier für kein großes Genie halten.

Pope und Swift *).

Das Chameleon, von dem man sagt, daß es sich von Luft nähret, hat die schnellste Zunge.

Bey Disputen geht es eben so zu wie bey Armeen. Der schwächere Theil steckt falsche Lichter auf, und macht das größte Getöse, um den Feind glauben zu machen, er sey zahlreicher und stärker, als er wirklich ist.

Es gibt manche Menschen von guten Eigenschaften, wel-

*) Wetterleuchten des Genie's in Einfällen nach Swift und Pope; von Chr. Kuffner. S. neue österr. Monathschr. 1800.

che für Andere recht brauchbar, sich selbst aber unnütz sind; gleich einer Sonnenuhr an der Fronte eines Hauses, welche allen Nachbarn und Vorbeygehenden die Stunde anzeigt, nur dem Eigenthümer nicht.

Nur der Elende erkennt die Macht des Glückes; der Glückliche rechnet alle außerordentlichen Fortschritte seiner Klugheit oder seinem Verdienste zu.

Der Hochmuth bringt die Menschen oft dahin, die niedrigsten Dienstleistungen zu verrichten; so ist Klimmen und Kriechen eine und die nähmliche Stellung des Körpers.

Üble Gesellschaft gleicht einem Hunde, welcher die am meisten beschmutzt, die er am meisten liebt.

Tadel ist die Taxe, welche ein Mensch den übrigen bezahlen muß, um vortrefflich seyn zu dürfen.

Ein einfältiger Grund schwächt alle guten, die man vorher gab.

Obschon man die Menschen anklagt, daß sie ihre eigene Schwäche nicht kennen, so ist doch eben so gewiß, daß auch eben so wenige ihre eigene Stärke kennen. Es geht wie mit dem Boden, in welchem sich oft eine Goldader befindet, ohne daß der Eigenthümer selbst es weiß.

Jedermann will lang leben, aber keiner will alt werden.

Zürnen, heißt die Fehler eines Andern an sich selbst bestrafen.

Es geht den Leuten mit engen Seelen eben so wie den enghälsigen Gefäßen; je weniger in ihnen ist, ein desto stärkeres Getöse machen sie, wenn dieß wenige herausgeht.

Viele Menschen haben die Fähigkeit weise zu seyn, noch mehrere klug, aber sehr wenige großmüthig.

Wer eine Lüge sagt, bedenkt nicht, welch einem mühsamen und beschwerlichen Geschäfte er sich unterzieht; denn er ist nun gezwungen, zwanzig neue Lügen zu ersinnen, um die erste zu behaupten.

Schiller.

In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Capitel unterrichtender für Herz und Geist, als die Annalen seiner Verirrungen.

Wo der natürliche Lauf der Dinge zu einem vollkommnen Erklärungsgrunde hinreicht, da gilt die Maxime, die Würde der menschlichen Natur durch keine moralische Beschuldigung zu entehren.

Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäße jeder Einzelne die Welt.

Ein Geist, der sich allein lebt, ist ein schwimmender Atom im unermeßlichen leeren Raume.

Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräußerten Eigenthums; Menschenhaß ein verlängerter Selbstmord; Egoismus die höchste Armuth eines erschaffenen Wesens.

Wer etwas Großes leisten will, muß tief eindringen, scharf unterscheiden, vielseitig verbinden, und standhaft beharren.

In dem äußern Strome der Folgen der Handlung hat der Mensch nichts zu sagen; ihm gehört nichts, als seine eigne Seele.

Strenge gegen sich selbst, mit Weichheit gegen Andere verbunden, macht den wahren vortrefflichen Charakter aus. Weich gegen sich und streng gegen Andere, ist der verächtlichste Charakter.

Man muß einen Fehler mit Anmuth rügen und mit Würde bekennen.

Größe für sich allein kann wohl Bewunderung und Schrecken, aber nur die legale Größe Ehrfurcht und Unterwerfung erzwingen.

Lichtenberg *).

Andere lachen zu machen, ist keine schwere Kunst, so lang es Einem gleich gilt, ob es über unsern Witz ist, oder über uns selbst.

*) S. dessen witzige und launige Schriften. 5 Bände.

Manche Leute behaupten eine philosophische Unparteylichkeit über gewisse Dinge, weil sie nichts davon verstehen.

Es gibt gewisse Leute, die nicht eher hören, als bis man ihnen die Ohren abschneidet.

Es wäre vielleicht gut, wenn Redner sich einen hohen Absatz am Schuh machen ließen, um im Fall der Noth sich auf einmahl viel größer zu machen. Diese Figur müßte, zur rechten Zeit gebraucht, von unglaublicher Wirkung seyn.

Viele Menschen, die nur die Formen der Philosophie haben, gleichen einem Gebäude mit gemahlten Fenstern; man glaubt Wunder, was sie für Licht hätten, sie sind aber dessen ungeachtet sehr dunkel; oder gegen Ein Fenster, das ein Bischen Licht ins Haus bringt, sind allemahl zehn gemahlte.

Der einzige Fehler, den die recht guten Schriften haben, ist der, daß sie gewöhnlich die Ursache von sehr vielen schlechten oder mittelmäßigen sind.

Es gibt wirklich viele Menschen, die bloß lesen, damit sie nicht denken dürfen.

Wie glücklich würde Mancher leben, wenn er sich um andrer Leute Sachen so wenig bekümmerte als um seine eigenen!

Es ist eine goldne Regel, daß man die Menschen nicht nach ihren Meinungen beurtheilen müsse, sondern nach dem, was diese Meinungen aus ihnen machen.

Man kann die Fehler eines großen Mannes tadeln, aber man muß nur nicht den Mann deßwegen tadeln.

Wenn man ein altes Wort gebraucht, so geht es oft in dem Canal nach dem Verstande, den das A=B=C=Buch gegraben hat; eine Metapher hingegen macht sich einen neuen, und schlägt oft gerade durch.

Lesen heißt borgen, daraus erfinden, abtragen.

Mit wenigen Worten viel sagen heißt nicht, erst einen Aufsatz machen, und dann die Perioden abkürzen; sondern vielmehr die Sache erst überdenken, und aus dem Überdachten das Beste so sagen, daß der vernünftige Leser wohl merkt, was man weggelassen hat. Eigentlich heißt es, mit

den wenigsten Worten zu erkennen geben, daß man viel gedacht hat.

Göthe *).

Jeder hat sein eigenes Glück unter den Händen, wie der Künstler eine rohe Materie, die er zu einer Gestalt umbilden soll. Aber es ist mit dieser Kunst wie mit allen; nur die Fähigkeit dazu wird uns angeboren; sie will gelernt und sorgfältig ausgeübt seyn.

Die Blüthen unsers Lebens sind nur Erscheinungen. Wie viele gehen vorüber, ohne Früchte zu tragen, und wie wenige dieser Früchte werden reif!

Niemand würde viel in Gesellschaft sprechen, wenn er sich bewußt wäre, wie oft er die Andern mißversteht.

Die angenehmsten Gesellschaften sind die, in welchen eine heitere Ehrerbietung der Glieder gegen einander obwaltet.

Die Leidenschaft erhöht und mildert sich durch's Bekennen. In nichts wäre die Mittelstraße vielleicht wünschenswerther, als im Vertrauen und Verschweigen gegen die, die wir lieben.

Man nimmt in der Welt Jeden, wofür er sich gibt; aber er muß sich auch für etwas geben.

Das Betragen ist ein Spiegel, in welchem Jeder sein Bild zeigt.

Gegen große Vorzüge eines Andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe.

Es gibt, sagt man, für den Kammerdiener keinen Helden. Das kommt aber bloß daher, weil der Held nur vom Helden anerkannt werden kann. Der Kammerdiener wird aber wahrscheinlich seines Gleichen zu schätzen wissen.

Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht.

*) Die folgenden Gedanken sind aus dessen sämmtlichen Werken.

Widerspruch und Schmeicheley machen beyde ein schlechtes Gespräch.

Unsere Leidenschaften sind wahre Phönixe. Wie der alte verbrennt, steigt der neue sogleich wieder aus der Asche hervor.

Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter, als durch das, was sie lächerlich finden.

Kotzebue.

Die Menschen gleichen den Vögeln, die man immer wieder in denselben Netzen fängt, in welchen schon hunderttausend ihres Gleichen gefangen wurden. Die Thorheiten der Väter sind für die Kinder verloren.

Menschen irren, aber nur große Menschen erkennen ihren Irrthum.

Metaphysische Ideen gleichen für die meisten Menschen der Flamme des Weingeistes, die zu fein ist, um Holz anzuzünden.

Nur die Wahrheit überredet schnell, selbst wenn nicht alle Beweise augenblicklich in ihrem Gefolge erscheinen; sie schlüpft so behende in den Geist, daß, wenn wir sie auch zum ersten Mahle erblicken, wir eine alte Bekanntschaft zu sehen glauben. Eine Wahrheit ist weder jung noch alt; sie wird nicht um der Jugend willen geliebt, und nicht um des Alters willen geachtet. Sie ist einfach, klar und stets bereit, eine andere Wahrheit schwesterlich bey sich aufzunehmen. Auf den Wegen, zu ihr zu gelangen, machen wir bisweilen sehr muthwilliger Weise Verhacke.

Das Verlangen, tadellos zu erscheinen, verwickelt oft den besten Menschen in tadelnswerthe Handlungen.

Wer stets die eigenen Kräfte übt, mit sich selbst einig ist und weiß, warum er es seyn darf; wer sich selbst vertraut und achtet: der hat den treuesten Freund gefunden, der ihm in jede Einsamkeit, auch in den Kerker folgt.

Jahrelange Leiden vermögen die Rückerinnerung an ehe-

mahlige Freuden nicht auszulöschen; aber ein einziger froher Augenblick tilgt jahrelange Leiden aus unserm Gedächtniß.

Hippel.

Die Vernunft ist unser Schutzgeist. Befrage sie, und denk' an's Ende; so wirst du nimmer etwas Übels thun.

Viele Sprachen sind Credit-Briefe. Zeige sie vor, du bist überall willkommen.

Es ist schwer, gut zu geben, noch schwerer, gut zu nehmen.

Zum Dank hat der Mensch, wie zum Trost, immer Gelegenheit. Auch das größte Unglück ist nicht so groß, daß man sich nicht noch ein Stockwerk darüber denken könnte. Der Armbruch ist nicht so arg als der Halsbruch.

Muth braucht man, wie Salz, zu allem, und beym Kammertod mehr, als auf dem Bette der Ehren, wo Wuth und Verzweiflung oft die Herzhaftigkeit anfeuert.

Freude an der Natur ist das probatum est eines guten Gewissens.

Beym Trost muß man jede Gelegenheit benützen, die ohnedem immer wie eine Sybille ihre Waare ausbiethet. Wer nicht zugreift, verliert die Hälfte davon, und muß die andere Hälfte doppelt bezahlen.

In der Gesellschaft zeigt jeder einzelne Mensch nur ein Pröbchen, wie Krämer von Seiden- und Wollenzeug. Eine artige Gesellschaft ist eine Probekarte; wie verschieden ist nicht das ganze Stück von diesen Pröbchen! Wer aus Gesellschaften Menschen abzieht, bekommt nicht sie, sondern ein kleines Etwas von ihnen.

Jean Paul Richter.

Jede Abwesenheit verklärt.

Kindern ist keine Schule nöthiger als die der Geduld, weil entweder der Wille in der Kindheit gebrochen wird, oder im Alter das Herz.

Das Alter der Weiber ist trüber und einsamer, als das

der Männer; darum ehret in jenen die Jahre, die Schmerzen und das Geschlecht!

Menschen von feinem Gefühl bezaubern durch eine gewisse zärtliche Aufmerksamkeit auf kleinere Bedürfnisse des Andern, durch ein Errathen seiner leisesten Wünsche, durch eine stete Aufopferung ihrer eigenen, durch Gefälligkeiten, deren seidenes Geflecht sich fester und sanfter um unser Herz herum legt, als das schneidende Liebesseil einer großen Wohlthat.

Einer, der dürre Tannenzapfen sammelt, und damit heizt, fährt oft besser, als der, der im Stande ist, grüne, in Zucker eingemachte zu naschen.

Den Schlaf, den Reichthum und die Gesundheit genießet man nur, wenn sie unterbrochen werden.

Armuth ist die einzige Last, die schwerer wird, je mehrere daran tragen.

Der Mensch und der Meerrettig sind zerrieben am beißendsten.

Durch Gehen ruhet und hohlet der Mensch zum Steigen aus, durch kleine Freuden und Pflichten zu großen.

Jede Genesung ist eine Wiederbringung und Polingenesie unserer Jugend; man liebt die Erde und die, die darauf sind, mit einem neuen Herzen.

Die Leiden sind wie die Gewitterwolken; in der Ferne sehen sie schwarz aus, über uns kaum grau.

Der Mensch feyert seinen Geliebten ein schöneres Todtenfest, wenn er fremde Thränen trocknet, als wenn er seine vergießet; und der schönste Blumen- und Cypressenkranz, den wir an theure Grabmähler hängen, ist ein Fruchtgewinde aus guten Thaten.

Klinger.

Fordere und erwarte wenig von den Menschen, viel von dir!

Nachsinnen über unfaßliche Dinge verwirrt selbst unsere Begriffe über die faßlichen; es versenkt uns in Unthätig-

keit und bringt um den Gebrauch unserer Kräfte, bis Reue, Ekel und Mißbehagen uns als traurige Gefährten übrig bleiben.

Nie werde dein Loos, den Verstand auf Kosten des Herzens zu erweitern; aber hüte dich, bloß empfinden zu wollen!

Der Mann dem du zürnest, muß deines Zornes werth seyn!

Den Weg der Gefahr muß man nicht langsam kriechen, man muß ihn überspringen.

Die Menschen glauben alles Nachtheilige von dem Manne, den sie hassen.

Welche Quelle ist wohl unreiner als die Quelle des Spottes über ein Wesen, das, wie wir, gebildet ist, das fühlt und leidet, wo wir fühlen und leiden? Was ist wohl giftiger, als die Quelle des Muthwillens, den wir aus Schadenfreude mit einem Geschöpfe treiben, das daher kommt, und dahin geht, woher wir kommen, wohin wir gehen?

Graf Benzel *).

Mann, eigentlich Mann seyn, heißt, seelenstark wirken, umfassend schaffen, schützend erhalten, kraftvoll stützen.

Der edle Mann vergißt sich, um für Andere und für's Gute zu handeln, und zu leiden.

Wenig Männer umfassen ihre Bestimmung: aber alle möchten sie zu umfassen scheinen, und jeder Pigmäe stellt sich vor seinem Spiegel auf die Zehen, und ruft fistulirend: Bravo, Herkules!

Mathematik ist die Schleifmühle des Kopfes. Ungeschliffen bleibt der Diamant ein roher Kiesel. Wenn das Genie sie nicht aus Büchern lernt, so entwickelt es ihre Hauptwahrheiten aus sich selbst. Beweis genug, daß ihre Form Bedingniß des Denkens, Bedürfniß des Denkers ist. Darum lernt sie, so früh ihr könnt!

Das Geheimniß der Nüchternheit, des Trostes, liegt mit

*) Verfasser des goldenen Kalbes.

in der Mathematik. Sie ist eine gutherzige Alte, die mit knöcherner Hand die Thräne der Sehnsucht oder des Kummers vom Menschenauge trocknet.

Offenheit ist das Siegel des Edelsinns, der Schmuck und Stolz des Mannes, der süße Reiz des Weibes, der Spott des Schurken, und die seltenste Tugend der Geselligkeit.

Unruhe und Unglück sind dem Menschen so nothwendig, wie Salz und Sturm dem Meer.

Erfahrung, Lehre bedarf's. Das Lehrgeld der Lebensweisheit erschöpft sonst öfters des Lehrlings ganze Habe. Das menschliche Leben — was man Lebenslauf nennt, könnte man bey sehr Vielen Lebensschlich nennen — ist in den meisten Fällen nur ein anhaltender Versuch, zu leben.

Ein fester Sinn wirkt gleich einem geladenen Conductor *); jeder fürchtet den elektrischen Stoß, und meidet die Berührung.

Fortgang ist der Schmerzenssohn der Beharrlichkeit.

Der Fleiß des Genie's ist von ganz anderer Art, als jener des Mechanismus.; sie verhalten sich ungefähr wie Kopf und Uhrwerk.

Herder.

Vollkommenheit einer Sache kann nichts seyn, als daß das Ding sey, wie es seyn soll und kann.

Sich allein kann kein Mensch leben, wenn er auch wollte. Die Fertigkeiten, die er sich erwirbt, die Tugenden oder Laster, die er ausübt, kommen in einem kleinern oder größern Kreise Andern zu Leid oder zur Freude.

Der Mensch ist zwar das erste, aber nicht das einzige Geschöpf der Erde; er beherrscht die Welt, ist aber nicht das Universum. Also stehen ihm oft die Elemente der Natur entgegen, daher er mit ihnen kämpft. Das Feuer zerstört seine Werke; Überschwemmungen bedecken sein Land;

*) Conductor heißt der Leiter an der Elektrisir-Maschine, der die empfangene Elektricität wieder mittheilt.

Stürme zertrümmern seine Schiffe, und Krankheiten morden sein Geschlecht. Alles dieß ist ihm in den Weg gelegt, damit er's überwinde.

Es ist nur Ein Bau, der fortgeführt werden soll, der simpelste, größeste; er erstrecket sich über alle Jahrhunderte und Nationen; wie physisch so ist auch moralisch und politisch die Menschheit in ewigem Fortgange und Streben.

Die Zeit ist ein strenger Buchhalter, ein wahres Continuum der Dinge, das nichts übersieht, das nie belüget. Frage dein Herz, und es wird dir sagen, was gebüßt sey, oder was noch gebüßt werden müsse; dein Schicksal ist der Nachklang, das Resultat deines Charakters.

Der Gedanke, daß uns das Unglück verfolge, ist ein böser Dämon; er macht trübsinnig, scheu, verzagt, mißtrauend, unzufrieden mit sich und andern, endlich kühn, verzweifelnd; er wird also seiner Natur nach unsers Unglücks Vater und Stifter. Frühe muß man diesen bösen Geist vertreiben, und einem jungen Mann nicht durch Worte, sondern durch wohlbestandene Proben zeigen, daß er Glück habe. Ein Freund thut hier oft mehr, als ein Lehrer; Pylades und Minerva heilten den jungen Orestes. In spätern Jahren kommt es bey diesem Gedanken darauf an, daß man sich frage: „weßhalb man unglücklich seyn müsse? Ist's, weil alte Schulden auf uns liegen, so büße man diese und zahle sie ab; so lange leide man in der Stille. Oder weil man in sich eine ungesellige, widrige Denkart bemerkt; wohlan! so werde ein Arzt deiner selbst! In dir ist das Übel, und die Vorsehung wird auf tausend, dir jetzt unbekannte Weisen deinen Bemühungen beystehen. Oder meinst du, du seyst für Andere ein Unglück-bringendes Wesen; forsche auch diesem schwarzen Gedanken nach, woher er komme? Versuche es, und widerlege ihn durch die That! Deine Proben werden glücklich seyn; Herzen werden dir entgegen kommen; du wirst überzeugt werden, daß du zum Glück da seyn könnest, weil du

zu ihm da seyn sollst. Die Natur und dein Herz werden ja nichts Unmögliches als Pflicht von dir fordern.

Engel.

Wessen Dienste nichts als körperliche Kräfte erfordern, der hat dafür nichts als Metall zu erwarten. Anstrengungen von nicht gewöhnlichen Seelenkräften wollen zugleich mit Ehre belohnt seyn; mit mehr Ehre, große Tugenden, große Eigenschaften des Charakters; mit der meisten Ehre, die höchste Tugend.

Wahrheit ist Licht auf dem Lebenswege; und welcher Vernünftige wird nicht lieber im Licht, als in der Finsterniß wandeln?

So wie jedes Alter und jedes Geschlecht, so hat auch jeder Stand sein ihm eigenes Schickliche, sein Decorum. Dieß ist so wahr, daß selbst der Narr von Profession keinen Unterschied macht. Er erscheint als zweyfacher Narr, wenn er sich ein Ansehen geben, eine Würde behaupten will, die mit seinem bekannten Charakter im Widerspruch steht.

Das Schickliche ändert sich nach Verschiedenheit der Personen unendlich ab; aber die Regel desselben ist doch nur Eine: Übereinstimmung des äußern Betragens mit einem solchen innern Charakter, als entweder schon die Natur ihn angibt, oder doch das sonstige bekannte Verhältniß eines Menschen ihn schließen läßt.

Jünglinge von einigem Geiste tragen sich gern mit allerhand großen Erwartungen, mit allerhand stolzen Entwürfen für ihre Zukunft. Wenn aus dem, was sie einst zu werden sich einbilden, kein Schluß auf das gilt, was sie einst wirklich seyn werden, so ist doch gewiß, daß die gänzliche Abwesenheit solcher Jugendträume nicht viel Gutes verspricht. Wünsche können ohne Kraft und Talent seyn; aber nie sind Kraft und Talent ohne Wünsche.

Gröbere Seelen hangen mit ihren Wünschen und Gedanken nur an der nächsten Zukunft; feinere schweifen damit bis

über das Grab. Wenn Alles Übrige aufhört, soll der Nachruhm; wenn Alles Trümmer ist, was das Leben gebaut hat, soll die Ehrensäule noch da stehen.

Wieland.

Eine innere Nothwendigkeit treibt uns, in Allem nach Wahrheit zu streben, auch wenn sie unsern Wünschen und Neigungen entgegen steht. Irrthum kann uns angenehm seyn, aber nie befriedigen.

Kinder sind leichtgläubig aus Unwissenheit dessen, was möglich oder unmöglich ist: Alte sind es, weil sie so oft unglaubliche Dinge sich haben zutragen sehen, daß ihnen nichts mehr unglaublich scheint. Jene glauben Alles, weil sie das Mißtrauen noch nicht kennen; bey diesen ist Mißtrauen eine der bittern Früchte des Lebens, und macht sie eben so geneigt, an Allem zu zweifeln, als die Erfahrenheit auf der andern Seite, Alles für möglich zu halten.

Was auf's erste Mahl nicht geht, geht beym zehnten oder zwanzigsten Mahle; und reichen zwey Arme nicht hin, so werden vier, sechs oder acht damit zu Stande kommen. Jeder neue Versuch setzt etwas zu unserm Begriff von der Sache und zu unserer Geschicklichkeit zu; wir lernen durch Irren und Fehlen, und werden Meister durch Übung, ohne zu merken, wie es zugegangen ist.

Es gibt, wie Salomo sagt, eine Zeit zu reden und eine Zeit zu schweigen. Schweigen nützt der guten Sache oft mehr, als declamiren wie ein Cicero, und immer unendliche Mahle mehr, als sich erhitzen und in dem Feuer mehr sagen, als man verantworten kann.

Mäßigung und freywillige Enthaltung ist das sicherste Verwahrungsmittel gegen Überdruß und Erschlappung.

Thümmel.

Wie viele Schleifwege zu dem menschlichen Herzen stehen nicht dem Unmuthe offen! Er springt über Dämme und Hecken,

und wirft alle Bollwerke über den Haufen; da hingegen die Freude mit ihrem bescheidenen Gefolge auf der gebahntesten Straße und überall anstößt, durch jedes Wer da? erschreckt, und, ach! wie oft schon durch einen Schatten verscheucht wird.

Die Tugend hat auch ihre Genie's. Vielleicht hat sie deren mehrere noch als die Wissenschaften, nur bemerkt man sie seltener, weil es schon nicht mehr Tugend seyn würde, wenn sie, wie jene vorzüglichen Lieblinge der Musen, nur darauf ausging, Lärm in der Welt zu machen, um nach einem gewöhnlichen feinen Mißverstande einer guten Lehre ihr Licht leuchten zu lassen vor den Leuten.

Die Andacht findet überall das höhere Wesen, von dem sie voll ist.

O was für ein Ball des Augenblicks ist der Mensch! Daher sollten wir, nach dem Princip erfahrner Spieler, nicht bey jeder widrigen Karte, die der Zufall aufschlägt, außer Fassung gerathen, immer auf Abwechselung hoffen, und bedenken, daß der mögliche Übergang vom Verluste zum Gewinnste nur desto entzückender ist.

Ein Narr ist schon einzeln ein offenes Buch, eine größere Anzahl derselben ist die brauchbarste Bibliothek zur Fertigung einer moralischen Mortalitäts-Liste. Aus ihr entdeckt man, welche Seelenkrankheit an diesem oder jenem Orte am häufigsten die Köpfe verdreht. Sie lehrt, der wie vielste Bürger allemahl toll ist, und beantwortet die große Frage, in welchem Staate der Verstand am besten gedeiht, und am wenigsten Gefahr läuft, so daß jeder, dem daran liegt, seine Einrichtung darnach machen kann. Welchen Vorzug, z. B., behauptet nicht hierin die deutsche Natur mit ihrer Kruste vor dem französischen Spinnengewebe!

Johann v. Müller.

Die Geschichte eines Volkes, welche nicht mit der Beschreibung seines Landes anfängt, ist ein Ziffer-Alphabet ohne Schlüssel, und wer das Klima allein nach der Länge

und Breite beschreibt, hat erst die zwey ersten Buchstaben des Alphabets entziffert.

Ein System der Politik ist ein schönes Schauspiel. Aber ehe man vom Berg herunter unter einem Blick Alles vereiniget, muß die Ebene im Detail gesehen werden; sonst verwirren sich die Objecte, und das Gemählde befriediget nicht.

Die Hauptkunst ist, sich in gute Vertheidigung zu setzen, und solche zu verbergen; Muth und Unerschrockenheit zu zeigen, und heimlich keine Präcaution der Sorgfältigsten zu versäumen; vertraulich mit dem Volk und mit den Mächtigen umgehen, und sich vor ihnen verwahren.

Die Formen ändern sich — ewig sind nur Wahrheit und Recht. Wo sind sie, daß wir sie suchen? Ganz und immer nirgend, heller und fester, bald da bald dort. Der Geschichtsforscher suche sie, der Geschichtschreiber stelle sie dar, der Staatsmann halte sie fest!

Mißgriffe und Fehler wird nur ein Lobredner übergehen, und, statt einer lehrreichen Beschreibung, ein unfruchtbares Ideal darstellen. Dadurch, daß ein großer Mann auch Mensch gewesen, faßt man Muth, seine Größe für erreichbar zu halten. Es ist nützlich, hohe Gemüther zu erinnern, daß sie die Forderungen an das Glück und an die Menschen nicht übertreiben. Gemeineren Menschen, die durch Nachahmung der Fehler einem großen Manne sich zu nähern glauben, muß man zeigen, welche Haltung des ganzen Lebens erforderlich ist, auf daß Einiges übersehen werde. Selbstständige Größe erträgt freye Wahrheit. Der Glanz der triumphirenden Imperatoren litt keine Verdunklung durch die satyrischen Soldatenlieder: und, der Flecken ungeachtet, ergießt die Sonne in alle Welt Freude und Leben.

Nicht Unglauben, Gebrauch des Glaubens, nicht was neu aus der Fremde kommt, sondern was den Menschen lehrt zu seyn, was er soll, aus neuen Beweggründen, fester als zuvor, das ist Aufklärung.

Friedrich Schlegel.

Das sicherste Mittel, unverständlich, oder vielmehr mißverständlich zu seyn, ist, wenn man die Worte in ihrem ursprünglichen Sinne braucht; besonders Worte aus den alten Sprachen.

Um jemanden zu verstehen, der sich selbst nur halb versteht, muß man ihn erst ganz und besser als er selbst, dann aber auch nur halb und gerade so gut wie er selbst verstehen.

Man kann nur Philosoph werden, nicht es seyn. Sobald man es zu seyn glaubt, hört man auf, es zu werden.

Die Kritik ist die Kunst, die Scheinlebendigen in der Literatur zu tödten.

Jeder rechtliche Autor schreibet für Niemand oder für Alle.

Heraklit sagte, man lerne die Vernunft nicht durch Vielwisserey. Jetzt scheint es fast nöthiger zu erinnern, daß man durch reine Vernunft allein noch nicht gelehrt werde.

Man glaubt Autoren oft durch Vergleichungen mit dem Fabrikwesen zu schmähen. Aber soll der wahre Autor nicht auch Fabrikant seyn? Soll er nicht sein ganzes Leben dem Geschäft widmen, literarische Maximen in Formen zu bilden, die auf eine große Art zweckmäßig und nützlich sind? Wie sehr wäre manchem Pfuscher nur ein geringer Theil von dem Fleiß und der Sorgfalt zu wünschen, die wir an den geringsten Werkzeugen kaum noch achten.

Lessing.

Vornehme Leute haben sich besser ausdrücken gelernt, als der gemeine Mann: aber sie affectiren nicht unaufhörlich, sich besser auszudrücken, als er.

Jede Leidenschaft hat ihre eigene Beredsamkeit, mit der allein die Natur begeistert, die in keiner Schule gelernt wird.

Bey einer gesuchten, kostbaren, schwülstigen Sprache kann niemahls Empfindung seyn. Sie zeigt von keiner Empfindung, und kann keine hervor bringen.

Einen Bund Stroh aufzuheben, muß man keine Maschinen in Bewegung setzen; was ich mit dem Fuß umstoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine sprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen.

Verschiedene französische Tragödien sind sehr feine, sehr unterrichtende Werke, die ich alles Lobes werth halte; nur, daß es keine Tragödien sind. Die Verfasser derselben konnten nicht anders, als sehr gute Köpfe seyn; sie verdienen, zum Theil, unter den Dichtern keinen geringen Rang; nur, daß sie keine tragischen Dichter sind; nur daß ihr Corneille und Racine, ihr Crebillon und Voltaire von dem wenig oder gar nichts haben, was den Sophokles zum Sophokles, den Euripides zum Euripides, den Shakespeare zum Shakespeare macht.

Selten genesen wir eher von der verächtlichen Nachahmung gewisser französischer Muster, als bis der Franzose selbst diese Muster zu verwerfen anfängt. Aber oft auch dann noch nicht.

Garve.

Viel des Guten hat die Gesellschaft; Weisheit spendet die Einsamkeit.

Die erste und gewöhnlichste Ursache, warum Leute, die viel in Gesellschaft leben, weit weniger dadurch unterrichtet und weise werden, als sich bey einem so reichen Stoffe, den sie zu Beobachtungen über den wichtigsten Theil der Schöpfung, den Menschen, haben, erwarten ließe, ist, daß sie nicht verstehen, aufmerksam zu seyn.

Der Jüngling wird in der Gesellschaft leicht berauscht, und zu einer Vergessenheit seiner selbst und aller ernsthaften Gegenstände gebracht; und dieser Zustand, der ihm anfangs vielleicht lästig war, fängt nach und nach an, ihm zu gefallen, und wird zuletzt von ihm als der Zweck angesehen, warum er in Gesellschaft geht.

Wer gar nicht bey sich selbst wohnen kann, und sich unglücklich fühlt, sobald er allein ist, wird gewiß viele seiner

Pflichten nicht erfüllen, oder er wird sie wenigstens unwillig und obenhin verrichten.

Die Personen, deren Voraussehungen am öftesten eintreffen, sind die, welche am besten beobachten. Alle Voraussehung ist ein Schluß von dem Gegenwärtigen auf das Künftige.

Das Fehlschlagen überspannter Erwartungen ist den trägen und sinnlichen Menschen eigen, die, je weniger sie selbst zur Erreichung ihrer Endzwecke zu thun Lust haben, desto mehr vom Zufalle und von andern Menschen fordern. Wer nicht mehr begehrt, nicht mehr hofft, als was ihm sein Fleiß, der Grad von Nutzbarkeit, den er in der menschlichen Gesellschaft hat, die Wichtigkeit der Dienste, die er dem gemeinen Wesen oder einzelnen Personen leistet, geradezu und unmittelbar verschaffen können, der wird gemeiniglich, wenigstens in den Hauptsachen, erhalten, was er hofft. Wer aber glaubt, daß durch zufällige Umstände, die er nicht veranstaltet hat, sich seine Belohnungen über das gewöhnliche Maß vergrößern werden; wer sein Schiff auf dem Strome des Lebens nicht bloß fortrudern will, sondern einen besonders günstigen Wind, der in seine Segel stoßen soll, erwartet; der wird immer Ursache haben, über sein Unglück und über fehlgeschlagene Hoffnungen zu trauern.

Die Theorie ist eine Landkarte und gibt, so wie diese, eine Vorstellung von der Lage der Dinge in der Welt, eh' man noch unter sie gekommen ist.

Der gute Gesellschafter muß immer wenig mit sich, viel mit Andern beschäftiget seyn.

Ein Mensch ohne Verbindungen ist ein Mensch ohne Arme. Er vermag nichts, was von ihm entfernt ist, zu erreichen.

Pockels.

Nichts ist unwichtig für den Menschenbeobachter, was das Kind beginnet und treibt, nichts so klein, was nicht den künftigen Jüngling oder Mann charakterisiren könnte. In den kleinsten Willens- und Kraftäußerungen des Kindes liegt schon

das Gebilde seiner Zukunft, das Vorspiel seiner vollendeten Richtung, und vielleicht der Grund aller seiner Schicksale.

Der rohe ungebildetere Mensch, der gemeine Mann, ist kein unwichtiger Gegenstand für die Menschenkunde. Er zeigt sich mehr in seiner wahren Gestalt, als der verfeinerte und zugeschnitzte Mensch, welchen der Umgang mit der Welt, seine künstlichere Erziehungsweise und sein schlaueres Lebenssystem selbst künstlicher, vorsichtiger und zurückhaltender gemacht hat.

Aus einer zu weit getriebenen Gefälligkeit gegen das schöne Geschlecht, und aus einer zu geflissentlichen Nachahmung desselben, werden wir Gecken und Thoren. Aus Gefälligkeit gegen dasselbe geben wir oft unserer ganzen Lebensart den Anstrich eines künstlichen Schauspiels, suchen eine Ehre in romanhafter Liebe und Schwärmerey, empfindeln da, wo wir urtheilen sollten, sind da witzig und verschlagen, wo wir den geraden Weg gehen mußten. Aus Gefälligkeit gegen die Weiber werden wir Weiber, sehen alles nur durch die Brille, die sie uns gereicht haben, und glauben nur dadurch richtig sehen zu können.

Man glaubt, nicht fröhlich seyn zu können, wenn man die Freude nicht übertreibt, ohne zu bedenken, daß die Göttinn des Lebens so leicht in jeder zu lauten Umarmung stirbt, und dann Ekel und Verdruß zurück läßt. Tausend Menschen können nicht froh seyn, weil sie diese Kunst nicht verstehen, so sehr sie auch die Kennzeichen der Fröhlichkeit an sich tragen mögen. Die stillern Freuden des Lebens kennen sie nicht; sie wundern sich, daß Andere, die sie kennen, nicht dabey einschlafen; aber die Unglücklichen wissen nicht, daß jene stillern Freuden die einzigen sind, die keine Leere des Herzens hinter sich zurück lassen.

Briefe.

1. Cicero an Atticus *).

Terentia schreibt mir oft und in den lebhaftesten Ausdrücken, wie große Verbindlichkeiten sie dir habe. Ich bin dir herzlich dankbar dafür; fühle mich aber so elend und von meinem Schmerze so ganz überwältigt, daß ich nicht weiß, was ich dir schreiben soll. Bist du noch in Rom, so kannst du mich nicht mehr einhohlen; bist du schon unter Weges, so werden wir bald mündlich überlegen, was zu thun ist. Ich bitte dich nur, da du doch immer mich selbst geliebt hast, daß du mir diese Liebe ferner erhaltest. Ich bin noch eben derselbe: meine Feinde haben mir nur das Meinige, nicht mich selbst genommen. Lebe wohl! **)

2. Cicero an seine Gattinn und Kinder.

Ich schreibe euch nicht so oft, als ich könnte, aus der einzigen Ursache, weil ich, obschon ich mich auch zu jeder andern Zeit unglücklich fühle, doch, so oft ich an euch schreibe, oder eure Briefe lese, so unmäßig weinen muß, daß ich es nicht ertragen kann. Wollte Gott, das Leben hätte weniger Reiz für mich gehabt, gewiß hätte ich dann gar nichts oder doch nicht viel Böses in meinem Leben gesehen. Sollte mich das Glück zu einiger Hoffnung, auch nur einen Theil des verlornen Wohlstandes wieder zu erobern, aufgespart haben, so wäre der Irrthum am Ende so gar groß nicht. Ist aber mein Schicksal durch

*) Aus der Verbannungszeit.

**) Die Übersetzung dieses und der folgenden Briefe Cicero's ist von Wieland.

mein gegenwärtiges Unglück auf immer entschieden, o dann, mein theures Leben, habe ich keinen andern Wunsch mehr, als dich noch einmahl zu sehen, und in deinen Armen zu sterben, da uns weder Götter noch Menschen, — jene, die du so gewissenhaft verehrtest, dir, — diese, denen ich gedient habe, mir — Dank für unsere Dienste wissen.

Ich habe mich zu Brundusium dreyzehn Tage bey M. L. Flaccus aufgehalten, der mit seltenem Edelmuthe sein Vermögen und sein Leben selbst für meine Erhaltung wagte, und sich durch die Drohungen des ungerechtesten Gesetzes nicht abschrecken ließ, den Pflichten des Gastrechts und der Freundschaft Genüge zu leisten. Möchte doch die Zeit kommen, da ich ihm erwiedern könnte, was er für mich gethan hat! Vergessen werd' ich gewiß nie, wie viel ich ihm schuldig bin.

Von Brundusium bin ich am 25. April abgereist, um mich durch Macedonien nach Cyzicum zu begeben. — O ich unglücklicher, tiefgebeugter Mann! Wie kann ich dich bitten, daß du mir folgest? Eine kummervolle, an Leib und Gemüthe leidende und geschwächte Frau! Und doch, dich nicht zu bitten! Ohne dich zu leben, wie kann ichs? — Laß mich dir einen Vorschlag thun. Wenn irgend eine Hoffnung zu meiner Wiederkunft vorhanden ist, so bleibst du, um sie zu unterhalten, und der Sache beförderlich zu seyn. Ist aber (wie ich fürchte) alles vorbey, so suche ich es auf jede Weise möglich zu machen, daß du zu mir kommest. Ich sage dir weiter nichts, als dieß Einzige: wenn ich dich bey mir haben werde, so werde ich mich nicht für ganz verloren halten.

Aber was soll aus meiner armen Tully werden? Dieß müßt ihr selbst sehen; ich weiß keinen Rath. Nur dieß weiß ich: wie es auch gehen mag, die Arme wird ihrer Ehre und ihres guten Rufes wegen zurück bleiben müssen. Und was fangen wir mit meinem Cicero an? O! der muß künftig gar nicht aus meinem Busen und aus meinen Armen kommen! — Ich kann nicht fortschreiben — das Herz will mir bersten.

Wie es dir ergeht, meine Liebe, ob du noch etwas ge-

rettet hast, oder ob du, wie ich befürchte, ganz ausgeplündert bist, davon weiß ich kein Wort. Piso wird, wie du mir schreibst und ich hoffe, immer der Unsrige bleiben.

Was die Freylassung unserer Sclaven betrifft, so sehe ich keinen Grund, dich deßwegen zu beunruhigen. Den Deinigen ist versprochen worden, du werdest jeden so behandeln, wie er es verdient habe. Von den meinigen thut Orpheus noch bisher seine Pflicht; von den übrigen allen kann ich keinen sonderlich rühmen. Ich habe deßwegen die Verfügung getroffen, daß sie, im Falle mir mein Vermögen genommen würde, von mir freygelassen seyn sollten, wenn sie es erhalten könnten; bliebe mir aber mein Vermögen, so sollten auch sie, bis auf sehr wenige, meine Sclaven bleiben. Doch das sind Kleinigkeiten. —

Du ermahnest mich, hohen Muthes zu seyn, und die Wiederherstellung meines vorigen Glücksstandes zu hoffen. Wie sehr möcht' ich wünschen, daß die Umstände so beschaffen wären, daß wir dieß mit Grund hoffen dürften! Ich Unglücklicher! wann kann ich, in meiner dermahligen Lage, nur deine Briefe zu erhalten hoffen? Ich würde zu Brundusium darauf gewartet haben, wenn die Schiffer es zugelassen hätten, die das günstige Wetter nicht versäumen wollten.

Übrigens, meine Terentia, thue dein Möglichstes, dich aufrecht zu erhalten. Ich habe mit größter Ehre gelebt, mich rühmlich ausgezeichnet; keine Übelthat, mein Verdienst allein hat mir diesen Fall zugezogen; ich habe nichts zu bereuen, als daß ich mich entschließen konnte, den Verlust meiner Würden zu überleben. Und doch, wenn es für unsere Kinder besser ist, daß ich lebe, so will ich alles Übrige, wie unerträglich es auch ist, zu ertragen suchen. Du siehst, wie gern ich dich bey Muth erhalten möchte, ob ich gleich so wenig über mich selbst vermag.

Ich habe den Claudius Philäterus *), weil er sehr an den Augen leidet, zurück geschickt, wiewohl ich einen getreuen Diener an ihm verliere. Sallustius wird, wie es scheint, alle an-

*) Ein Freygelassener, so wie auch die folgenden.

dern, an Eifer uns zu dienen, hinter sich lassen. Pescennius zeigt sich ungemein wohlwollend gegen mich, und wird hoffentlich es auch gegen dich an Beweisen seiner Ehrerbiethung nicht fehlen lassen. Sica hatte versprochen, mich zu begleiten, trennte sich aber zu Brundusium von mir. Trage, ich bitte dich, die möglichste Sorge für deine Gesundheit, und versichere dich, daß deine Leiden mich weit heftiger schmerzen als meine eigenen. Meine Terentia, treuestes und bestes Weib, und du, meine liebste Tochter, und du, meine einzige übrige Hoffnung, lebet wohl!

3. Cicero an Trebatius.

Cäsar schreibt mir in den verbindlichsten Ausdrücken: du seyest ihm, seiner vielen Geschäfte wegen, noch nicht bekannt genug; du solltest es aber ganz gewiß werden. Ich sagte ihm in meiner Antwort, wie sehr ich ihm dankbar seyn würde, wenn er recht viel Aufmerksamkeit, Gefälligkeit und Freygebigkeit für dich haben wollte. Aber aus deinen Briefen ersehe ich, wie ungeduldig du bist, daß es nicht schneller geht, und habe mich nicht wenig verwundert, daß der Gehalt eines Brigadier nicht gut genug ist, zumahl da man dich des wirklichen Dienstes überheben will. Ich will mich aber gleichwohl bey Vacerra und Manilius beschweren. Dem Balbus etwas zu sagen, habe ich das Herz nicht; denn wenn du Thorheiten begehst, so thust du es auf seine Gefahr, da du gestehest, du habest von ihm gelernet, dich verständig aufzuführen. Benütze doch diese herrliche Gelegenheit, dein Glück zu machen; eine bessere findest du nimmermehr.

Der Rechtsgelehrte Precianus, dem du von mir empfohlen seyn willst, und dem ich dich unabläßig empfehle, schreibt mir, du habest Ursache, ihm zu danken. Vergiß nicht, mir zu melden, was er damit sagen will. Ich erwarte Briefe von euch aus Britannien. Lebe wohl!

4. Seneca an Lucilius.

Du hast mir deinen Brief durch einen Freund, wie du schreibst, überreichen lassen. Hernach warnest du mich, ihm nicht alles dich Betreffende mitzutheilen, weil du selbst dieß nicht einmahl zu thun pflegst. In einem und demselben Briefe also behauptest und läugnest du, er sey dein Freund. Folglich hast du das gedachte Wort so in gemeiner Bedeutung gebraucht, und jenen so einen Freund genannt, wie wir alle, die sich um Ämter bewerben, gute Männer nennen; wie wir die, welche uns begegnen, wenn uns ihr Nahme nicht beyfällt, mit Herr anreden. Dieß möchte hingehen: aber wenn du jemand für deinen Freund hältst, dem du nicht eben so sehr traust, als dir, so irrst du gewaltig und kennst zu wenig die Macht wahrer Freundschaft. Du aber berathe dich über alles mit deinem Freunde; doch vorher über ihn selbst. Nach dem Freundschaftsbunde muß man trauen, vor dem Freundschaftsbunde urtheilen. Die aber kehren die Ordnung der Freundschaftspflichten um, welche erst lieben, dann urtheilen und nicht lieben, nachdem sie geurtheilt haben. Überlege lange, ob du jemand zum Freunde annehmen sollst: fandest du für gut, es zu thun, so schließe ihn von ganzem Herzen an dich an; so rede gleich dreist mit ihm, wie mit dir selbst. Übrigens lebe so, daß du dir nichts vertraust, als was du auch einem Feinde vertrauen könnest. Indeß, weil mitunter manches vorkommt, woraus die Gewohnheit Geheimnisse gemacht hat, so theile wenigstens mit dem Freunde alle deine Sorgen, alle deine Gedanken. Für treu gehalten — wird er es werden; denn viele lehren betrügen, indem sie betrogen zu werden fürchten, und geben durch ihren Argwohn Andern ein Recht, sich zu vergehen. Warum also irgend ein Wort vor einem Freunde zurück halten? Warum mich in seinem Beyseyn nicht allein glauben? Einige erzählen, was nur Freunden anzuvertrauen ist, jedem ersten besten, und laden alles, was ihnen auf der Seele brennt, in jedermanns Ohren aus; einigen dagegen graut schon vor dem Mitwissen ihrer Lieblinge, und sie ver-

schließen — sich selbst sogar, wenn's möglich wäre, nicht trauend— in ihrem Innersten jedes Geheimniß. Keines von beyden soll man thun, denn beydes ist Fehler; allen trauen, und keinem; nur möcht' ich den ersten einen edleren, den andern einen gefahrloseren Fehler nennen. Eben so darf man beyde tadeln, sowohl die, welche stets unruhig sind, als die, welche stets ruhen. Denn Geräusch lieben, heißt nicht thätig seyn; sondern in leidenschaftlicher Unruhe umher rennen, und es heißt nicht ruhig seyn, wenn man jede Bewegung für Beschwerde achtet; sondern in träger Unthätigkeit hinschmachten. Laß denn Folgendes, was ich beym Pomponius las, dir empfohlen seyn. „Einige haben sich dergestalt in ihre Schlupfwinkel geflüchtet, daß ihnen, was licht ist, trübe däucht."— Man muß beydes mit einander verbinden; der Ruhende muß handeln und der Handelnde muß ruhen. Frage die Natur; sie wird dir sagen: sie habe Tag wie Nacht gemacht.

5. Cicero an Q. Philippus, Proconsul.

Ich bezeige dir meine Freude, daß du aus deiner Provinz wieder glücklich, mit unverletztem Ruf, und bey ungestörtem Wohlstande der Republik, in den Schooß der Deinigen zurück gekehrt bist.

Wäre ich zu Rom gewesen, so hätte ich dich gesehen, und dir mündlich für die Gefälligkeiten gedankt, die du meinen sehr guten Freunden erwiesen hast. Antipater Dorbetes ist nicht nur mein Gastfreund, sondern überhaupt ein Mann, mit dem ich auf dem vertrautesten Fuß lebe. Es war mir daher sehr unangenehm zu hören, daß du einen heftigen Unwillen auf ihn geworfen habest. Über das, was den Anlaß dazu gegeben, kann ich nicht urtheilen; aber ich halte mich für gewiß versichert, daß ein Mann wie du, nichts ohne gute Ursache thut. Alles, warum ich dich also, im Vertrauen auf unsre alte Freundschaft, auf's inständigste gebethen haben will, ist, daß du seinen Söhnen, die in deiner Gewalt sind, wenn auch aus keinem andern Grunde, doch mir zu Liebe verzeihen wollest, so fern du nicht

in der Meinung stehst, daß deine Ehre darunter leiden könne. Dächte ich das, so würde ich diese Bitte nie gethan haben, weil dein Ruhm mir ungleich näher am Herzen liegt, als jenes freundschaftliche Verhältniß. Aber ich bin überzeugt, (wiewohl ich mich irren kann), die Schonung, um welche ich dich bitte, werde dir vielmehr Lob als Tadel zuziehen. Was in dieser Sache möglich ist, und was du mir zu Gefallen thun kannst (denn an deinem Willen zweifle ich keinen Augenblick), darüber ersuche ich dich, wenn es dir nicht beschwerlich ist, mir Nachricht zukommen zu lassen.

6. Seneca an seinen Freund Lucilius.

Du denkst wohl, ich werde dir schreiben, wie artig uns der Winter behandelt habe, wie gelinde und wie kurz er gewesen, wie tückisch der Frühling sey, wie unzeitig die späte Kälte komme, und andere Possen Solcher, die nur etwas sagen wollen. — Vielmehr will ich etwas schreiben, das mir sowohl, als dir nützen könne. Was aber wird dieß anders seyn, als daß ich dich zur Veredlung deines Sinnes auffordere? Was davon die Grundlage sey, fragst du? — Daß du dich nicht des Eiteln freuest. Die Grundlage, sagt' ich, wäre dieß? Es ist der Gipfel. Der hat das Höchste erreicht, welcher weiß, worüber er sich freut, der seine Glückseligkeit in keine fremde Macht stellt. Voll Sorge und seiner selbst nicht versichert ist der, den eine Hoffnung reizt, wäre sie ihm auch nahe, wäre sie auch nicht schwer zu erfüllen, hätte ihn auch, was er hoffet, nie getäuscht. Das thue vor allem, mein Lucil, lerne dich freuen. Meinst du, ich entziehe dir viele Vergnügungen, da ich das Zufällige entferne, da ich meine, die Hoffnung, diese Quelle der süßesten Lust, müsse gemieden werden? — Im Gegentheil! Nach meinem Willen soll es dir nie an Freude fehlen. Sie soll dir daheim zuwachsen; und das wird sie, wenn sie innerhalb deines Selbst sich befindet. Andere Aufheiterungen füllen das Herz nicht, nur die Stirne entrunzeln sie, sind flüchtig; wenn du nicht etwa glaubst, wer lacht sey froh. Das Gemüth

muß wacker und getrost und über alles erhaben seyn. Glaube mir, es ist eine ernsthafte Sache um wahre Freude. Oder meinst du, einer werde mit glatter Stirne, und, wie jene Zärtlinge sprechen, mit heiterm Auge den Tod verachten? der Armuth sein Haus öffnen? die Lüste im Zügel halten? sich zur Ertragung von Schmerzen bereiten? — Wer mit diesen Dingen umgeht, lebt in großer, aber nicht sehr schmeichelnder Freude. Dieser Freude Besitz wünsche ich dir. Sie wird dir nie fehlen, wenn du einmahl entdeckt haben wirst, wo sie zu suchen ist. Die Ausbeute der gehaltleersten Bergwerke ist oben; die ergiebigsten sind die, deren Ader die Tiefe verbirgt, welche immer völliger dem Grabenden entsprechen wird. Das, was den Pöbel ergetzt, gewährt bloß ein schwaches, oberflächliches Vergnügen, und jede, von außen uns zugeführte Freude ermangelt eines festen Grundes; diejenige, von welcher ich rede, zu welcher ich dich zu führen trachte, ist wohl gegründet und erstreckt sich tiefer nach innen. Thue, ich bitte dich, theuerster Lucil, was allein dir Glückseligkeit gewähren kann! Wirf von dir, zertritt jene Dinge, die äußerlich glänzen, die dir anders woher versprochen werden; nach dem wahren Gute trachte; freue dich dessen, was dein ist! Und was heißt das? — Deiner selbst und deines bessern Theils. Auch den nichtigen Körper, ohne welchen man freylich nichts ausrichten kann, halte mehr für nothwendig, als für wichtig. Er führt dir nur eitle, kurze Freuden zu, auf welche Reue folgt, und die, wenn sie nicht mit großer Mäßigung beschränkt werden, in ihr Gegentheil übergehen. Ja, gewiß, am schroffen Abhange steht die Wollust; sie neigt sich zum Schmerze hin, wenn sie nicht Maß hält. Schwer aber ist es, Maß zu halten in dem, was man für gut hält. Bey der Begierde nach dem wahren Gute ist keine Gefahr. Was für eines dieß sey, fragst du, oder woher es entstehe? Vernimm's: Aus einem guten Gewissen, aus edlen Absichten, aus rechtschaffenen Thaten, aus der Verachtung des Zufälligen, aus einem ruhigen, ununterbrochenen Gange des Lebens, der stets auf Einem Pfade bleibt. Denn

diejenigen, welche von einem Plane zum andern überspringen, oder nicht einmahl überspringen, sondern vom Zufall hinüber geworfen werden, wie können sie, selbst unbestimmt und schwebend, irgend etwas Festes und Bleibendes haben? Es gibt, die planmäßig sich und ihre Angelegenheiten einrichten; die übrigen gehen nicht, sondern treiben gleich Dingen, die auf Flüssen schwimmen. Einiges davon hält eine schwächere Welle an und trägt es leise weiter; Anderes reißt eine gewaltsamere dahin; Einiges setzt der matte Strom an das nächste Ufer ab; Anderes wirft der Fluthen Ungestüm ins Meer hinaus. Daher müssen wir festsetzen, was wir wollen, und dabey beharren.

Und hier ist denn der Ort, meine Schuld zu bezahlen. Ich kann dir nähmlich einen Ausspruch deines Epikurs zurück geben, und diesen Brief lösen. — „Es ist sehr lästig, das Leben immer anzufangen." — Oder, wenn der Sinn folgender Maßen besser ausgedrückt werden kann: „Die leben übel, welche immer zu leben anfangen." — Warum? sagst du, denn dieser Ausspruch bedarf einer Erklärung. Weil ihnen das Leben immer unvollendet bleibt. Der aber kann nicht zum Tode bereit stehen, der so eben zum leben anfängt. Wir müssen es dahin bringen, daß wir genug gelebt haben; das glaubt aber niemand, der kaum das Leben beginnt. Glaube nicht, deren seyen wenige! Fast alle thun es. Manche fangen dann zu leben an, wann sie aufhören sollen. Nimmt dich das Wunder? — Ich werde etwas hinzusetzen, das dich noch mehr wundern dürfte: Manche haben zu leben früher aufgehört, als angefangen.

7. Plinius an Val. Paulinus.

Ich bin böse, ohne recht zu wissen, ob ich's seyn soll, aber genug, ich bin böse. Du weißt, daß die Liebe zuweilen unbillig, oft ausschweifend, und allzeit bey Kleinigkeiten empfindlich ist. Doch meine Ursache ist groß genug; nur weiß ich nicht, ob sie billig ist. Indessen thue ich, als ob sie nicht weniger billig, als groß wäre, und bin sehr böse auf dich, daß du mir so lange

nicht geschrieben hast. Du kannst mich durch ein Mittel wieder gut machen, nähmlich, wenn du mir wenigstens nunmehr oft und recht viel schreibest. Dieses will ich allein für eine wahre Entschuldigung gelten lassen; die übrigen nehme ich nicht an. Ich war nicht in Rom; ich hatte viel zu thun; das werde ich gar nicht anhören: und ich war krank, das wolle der Himmel nicht! Ich, mein lieber Paulin, lebe auf dem Lande, und ergetze mich zuweilen durch Studiren, zuweilen auch durch Müßiggang. Beydes habe ich der Ruhe von öffentlichen Geschäften zu danken. Lebe wohl!

8. Plinius an Hispulla.

Da du ein Muster der Zärtlichkeit gegen Verwandte bist, und deinen vortrefflichen Bruder eben so geliebt hast, als er dich liebte; da du seine Tochter wie deine ansiehst, und ihr nicht nur die Zuneignung einer Tante, sondern die zärtliche Liebe ihres verstorbenen Vaters beweisest: so zweifle ich nicht, daß es dir die größte Freude machen werde, wenn du höreſt, daß sie sich ihres Vaters, ihres Großvaters, und deiner würdig zeigt.

Sie hat ausnehmenden Verstand; sie ist eine vortreffliche Haushälterinn; sie liebt mich zärtlich; ein sicheres Zeichen ihrer Keuschheit! Hierzu kommt ihre Neigung zu den schönen Wissenschaften, eine Folge ihrer Liebe zu mir. Sie besitzt meine Schriften, liest sie beständig, und lernt sie sogar auswendig. Wie ängstlich ist ihre Sorge, wenn ich vor Gericht reden soll, wie groß ihre Freude, wenn es vorbey ist! Sie bestellt Leute, die ihr melden, welchen Beyfall, welches Zurufen ich erregte, welchen Ausgang meine Sache gewann. Wenn ich manchmahl etwas öffentlich vorlese, so sitzt sie in der Nähe, hinter einem Vorhange, und hört mein Lob mit den begierigsten Ohren an. Meine Verse singt und spielt sie auf der Zither, ohne eine andere Anweisung, als die Liebe, welche die beste Lehrerinn ist.

Hieraus schöpfe ich die zuversichtliche Hoffnung, daß unsere Einigkeit beständig seyn, und täglich zunehmen werde;

denn sie liebt nicht meine Jugend oder meine Person, die der Vergänglichkeit und dem Alter unterworfen sind, sondern meinen Ruhm. Keine andern Gesinnungen geziemen auch einer Person, die von deinen Händen gebildet, und durch deine Lehren unterrichtet wurde, die in deinem Umgange nichts als Tugend und Reinheit der Sitten sah; die endlich auf dein Lob und deine Empfehlung mich zu lieben sich gewöhnte. Denn da du meine Mutter wie die deinige geliebt hast, so pflegtest du mich auch von Kindheit an zu bilden, zu loben, und mich als den Mann anzukündigen, wofür mich jetzt meine Gattinn hält. Wir sagen dir also um die Wette Dank; ich, daß du sie mir, sie, daß du mich ihr gegeben, und uns gleichsam durch wechselseitige Wahl miteinander verbunden hast. Lebe wohl!

9. Melissa an Klearete*).

Du scheinst mir von selbst und vermöge einer glücklichen Naturanlage so voll schöner und guter Gesinnungen zu seyn, daß dein so ernstlich bezeigtes Verlangen, etwas über den Putz einer Frau von mir zu hören, mir desto gewissere Hoffnung gibt, du werdest durch alle Stufen des Alters eine getreue Anhängerinn der Tugend seyn. Eine verständige und edel denkende Frau muß sich dem Manne, mit dem sie gesetzmäßig verbunden ist, immer in einem stillen unscheinbaren Putze nähern, aber keineswegs prächtig, kostbar und mit entbehrlichen Auszierungen überladen; in einer ganz einfachen, reinlichen weißen Kleidung wird sie immer geputzt genug seyn.

Durchsichtige, ganz purpurne und mit Gold durchwirkte Kleider müssen aus ihrer Garderobe gänzlich ausgeschlossen seyn. Die Hetären, die darauf ausgehen, so viele Männer als möglich in ihr Garn zu ziehen, mögen solcher Anlockungen nöthig haben; aber der Schmuck einer Frau, die nur einem Einzigen gefallen will und soll, besteht in ihren Sitten, nicht in ihren Klei-

*) Melissa, eine von den berühmteren Frauen des pythagorischen Ordens. S. Wielands vermischte Aufsätze.

dern. An einer ehrlichen Frau ist nichts schöner, als wenn sie ihrem Manne angenehm zu seyn sucht, unbekümmert, ob sie einem jeden, der ihr vor die Augen kommt, gefalle oder nicht.

Statt der Schminke diene dir die schöne natürliche Röthe, die ein Zeichen der Schamhaftigkeit ist, und Rechtschaffenheit, Anständigkeit und Sittsamkeit statt goldner Ketten und Edelsteine.

Eine Frau, der die Erfüllung ihrer Pflichten am Herzen liegt, zeigt ihre Liebe zum Schönen nicht in einem kostbaren Anzuge, sondern in der guten Einrichtung ihres Hauswesens; und sie ist gewiß, daß sie ihrem Manne durch nichts besser gefallen kann, als wenn sie alles nach seinen Wünschen anordnet und ausführt; denn die Wünsche des Mannes müssen das ungeschriebene Gesetz seyn, nach welchem eine wohlgeartete Frau ihr ganzes Leben führt. Sie muß glauben, daß ihre Tugend und ihr gutes Betragen die reichste Mitgift sey, die sie ihrem Manne zugebracht habe, und daß sie sich weit mehr auf die Schönheit und den Reichthum der Seele, als auf äußerliche gute Gestalt und Vermögen zu verlassen habe. Denn diese kann uns eine Krankheit oder die Mißgunst der Menschen und des Schicksals rauben; jene hingegen bleiben uns bis in den Tod, weil sie einen Theil, und unstreitig den besten Theil, von uns selbst ausmachen.

10. Garve an eine Freundinn.

Ich reise diesen Augenblick von hier nach H****burg. Dort erwarte ich Hrn. M*** und mit ihm — das Angenehmste, was ich in meinen gegenwärtigen Umständen erhalten könnte, Ihre eigene Gegenwart ausgenommen.

Ich fange an, das Leben als eine lange und oft beschwerliche Reise anzusehen, auf der wir von einem höhern Führer geleitet werden. Von Zeit zu Zeit kommen einige angenehme Ruheplätze, wo wir uns nur erhohlen sollen, und wo wir ganz und gar zu wohnen wünschen. Ihr Haus und Ihre Gesellschaft war einer von diesen. Ich fing schon an, in demselben zu ver-

gessen, daß ich bloß zur Fortsetzung meiner Reise gestärkt werden sollte. Es kommt der fürchterliche Befehl zum Aufbruche. Ich verlasse in einer Art von Betäubung den Aufenthalt. Endlich kommt meine Empfindung wieder, aber nur um mich meinen Verlust fühlen zu lassen. Lange, lange sehe ich mit einer zaudernden Sehnsucht nach dem gewünschten Orte zurück, indeß ich mich immer mehr von ihm entferne. Dort, dort, sagte ich, ist meine Freundinn, und ich reise nach der entgegen stehenden Gegend. Von einem unbefriedigten Verlangen zur Schwermuth ist nur ein einziger Schritt. Endlich verlieren sich alle diese schmerzhaften Ideen in dem Gedanken an meinen großen und gütigen Anführer. Er ist zugleich der Führer meiner Freundinn. In ihm, unsern gemeinschaftlichen Vater, vereinigen sich wieder unsere Seelen, wenn sie auch durch noch so weite Entfernungen von einander getrennt sind. So ist der Schmerz oft unser Lehrer; und eine menschliche Seele, die niemahls traurig gewesen wäre, müßte gewiß lasterhaft seyn.

Die Pferde sind angespannt; alles ist fertig. Ich schreibe mitten unter dem Geräusch. — Ich bin unaufhörlich

der Ihrige.

11. Röschen an Adolph.

Nun, mein Adolph, hat ein Donnerschlag den Vorhang zerrissen, der uns die Zukunft verbarg. — Vollendet ist also mein Schicksal, das, merk' es dir, kein Ungefähr regiert. Verehre mit mir den Rathschluß der Vorsehung! Du bist ein Held, Adolph; du bist mein Held. Noch ein Zweig fehlte in deinem Lorberkranze; erkämpfe ihn, mein Adolph, besiege deine Liebe! Es gibt eine, die noch stärker ist als der Tod, und die kann uns kein Machtspruch verbiethen. Vergiß die Braut, aber die Freundinn, die Schwester vergiß nicht! Mit dem Tode hätte ich doch aufgehört, dein Weib zu seyn. Laß uns gleich jetzt einander das werden, was wir uns ewig bleiben wollen. Sey glücklich! Dieses wird der letzte Wunsch meines brechenden Herzens seyn, und wenn du einst in die väterliche Hütte

zurück kehrst, so wird auch dich meine Lotte für mich umarmen. Friede sey mit dir, mein Bruder, und so oft du an mich denkst, so sprich: Friede sey mit dir, meine Schwester! Die Thräne, die auf die Stelle fiel, fasse ich in meine Feder, und unterschreibe mich zum letzten Mahle

Dein Röschen.

12. Louise von Albemar an Delphine.

Seit ich Ihren Brief erhielt, sind meine Augen nicht trocken geworden, und kaum vermögen sie die Zeilen, die ich Ihnen schreibe, zu unterscheiden. Mein theures Kind, welchem Schmerz wurden Sie preis gegeben! O daß ich doch dort gewesen wäre, um meinen Haß gegen die Schändlichen auszuschütten, und dem unglücklichen Opfer so vieler innern Güte Trost zuzusprechen! Leonce war mir so werth geworden; schon betrachtete ich ihn als den würdigen Gatten, den würdigen Freund meiner Delphine; und er war einer solchen Grausamkeit fähig! Aus freyem Willen entsagte er dem liebenswürdigsten Geschöpf, weil er ihm einen Fehler vorzuwerfen hatte, dessen Quelle alle großmüthigen Tugenden waren, einen Fehler, wie ihn Engel begehen würden, wären sie Zeugen von den Schwächen und den Leiden der Sterblichen.

Gewiß hat Frau von Vernon Ihre Vertheidigung nicht zu führen verstanden, oder — denn mein Verdacht geht weiter — eine Handlung vergiftet, die sie zu rechtfertigen übernommen hatte. Das aber entschuldiget Leoncen nicht; er, dem sie den Vorzug zu geben würdigten, mußte er, um Sie zu beurtheilen, fremder Hülfe bedürfen? Nein, er hat Sie nie geliebt; vergessen müssen Sie ihn, und Ihre Seele durch das Gefühl Ihres Werthes wieder empor richten; im zwanzigsten Jahre, liebe Delphine, ist das Leben nie verloren; den Schmerzen der Jugend kommt die Natur zu Hülfe, und unheilbare Übel kennt nur das sinkende Alter.

Verlassen Sie — ich wage es Ihnen zu rathen — verlassen Sie auf eine Zeitlang die Welt, und kommen Sie zu

mir! Freylich schwebt mir von dieser Welt nur ein dunkles Bild vor, doch scheint es mir, um in ihr in Frieden zu leben, genüge es nicht dem Verein der edelsten Eigenschaften des Herzens und des Geistes; sie erfordert eine gewisse Kunde, die nicht gerade verwerflich ist, aber Sie doch zu tief in das Geheimniß des Lebens einweihet, und in das Mißtrauen, das die Menschen einflößen müssen. So umfassend, so reif Ihr Geist ist, Ihr Gemüth ist zu jung, zu bereit, sich hinzugeben; flüchten Sie also Ihr reges gefühlvolles Herz unter den Schirm der Einsamkeit, stärken Sie es in der Entfernung von der Gesellschaft, und kehren Sie dann wieder zu ihr zurück. Blieben Sie jetzt in der Sphäre derselben, Sie würden von den Schmerzen, die Sie erlitten haben, nicht genesen.

Kommen Sie, der Stille zu genießen, auszuruhen in der Entfernung von peinlichen Gegenständen, in der augenblicklichen Hemmung jeder Art von Aufregung! Dieß farbenlose Gemählde hat zwar nichts Anziehendes, aber in die Länge thut eine eintönige Lage wohl. Äußern gleich die Tröstungen, die man aus sich selbst schöpfen muß, ihre Kraft nicht sogleich, ihre Wirkung ist um so dauernder.

Von meiner Freundschaft für Sie kein Wort! Nur mit Schüchternheit erwähne ich ihrer neben den Leiden der Liebe; indeß gebe ich die Hoffnung nicht auf, Ihr zärtliches Herz werde einst noch in ihr einige Linderung finden.

13. St. Preux an Julie.

Ich kam gestern Morgen zu Neufchatel an, vernahm, Herr von M*** sey auf dem Lande, eilte dorthin, ihn aufzusuchen; er war auf der Jagd, ich wartete seiner bis Abends. Als ich ihm die Veranlassung meiner Reise eröffnet, und ihn ersucht hatte, Anet's Abschied einen Preis zu stellen, machte er mir viele Schwierigkeiten. Ich dachte sie zu heben, wenn ich mich freywillig zu einer ziemlich beträchtlichen Summe erböthe, und sie nach Maßgabe seines Widerstandes steigerte; allein ich konnte nichts erhalten, und mußte mich zurück begeben,

nachdem ich meine Maßregeln getroffen hatte, ihn diesen Morgen wieder zu sehen, fest entschlossen, ihn nicht eher los zu lassen, bis ich durch Geld oder Plagen, oder wie es seyn könnte, das Gesuchte von ihm erhalten hätte. Ich war deßwegen sehr frühe aufgestanden, und im Begriffe, zu Pferde zu sitzen, als ich durch einen Bothen folgendes Billet von Herrn M*** nebst dem Abschiede des jungen Menschen in bester Form erhielt:

„Hier, mein Herr, ist der Abschied, den sie zu suchen gekommen sind. Ihren Erbiethungen habe ich ihn verweigert, Ihren menschenfreundlichen Absichten geb' ich ihn, und bitte Sie zu glauben, daß ich einer guten That keinen Preis setze."

Schließen Sie aus der Freude, welche Ihnen dieser glückliche Erfolg machen wird, auf die meinige, als ich ihn vernahm. Warum kann sie nicht so vollkommen seyn, als sie müßte? Ich kann nicht umhin, Herrn M*** zu danken, und seine Auslagen zu erstatten; und wenn dieser Besuch, wie zu fürchten steht, meine Abreise um einen Tag verzögert, hab' ich dann nicht das Recht, zu sagen, daß er auf meine Unkosten großmüthig war? Aber es sey! Ich habe Ihnen etwas Liebes gethan; für diesen Preis kann ich Alles ertragen. O des Glückes, wohlthun zu können, indem man seiner Geliebten dient, und in einer Sorge zu gatten, was Lieb' und Tugend Reizendes haben! Ich bekenn' es, Julie: mit einem Herzen voll Ungeduld und Verdruß bin ich abgereist. Ich schalt Sie, daß Sie so gefühlvoll wären für fremdes Weh, und das meinige für nichts achteten, als wäre ich der Einzige auf der Welt, der nichts um Sie verdient hätte. Ich fand es grausam, mich, den durch eine so freundliche Hoffnung Gelockten, ohne Noth eines Glückes zu berauben, womit Sie mir selbst geschmeichelt haben. All dieses Murren ist verstummt; ich spüre statt dessen in der Tiefe meines Gemüthes ein ungekanntes Wohlgefühl aufleben, schon werd' ich die Entschädigung inne, welche Sie mir versprachen, Sie, die, im Wohlthun geübt, die Lust so wenig kennet, die es gewährt. Wie eigen ist Ihr Herrscherthum!

Sie können Beraubungen so süß machen, wie Freuden, und Alles, was man für Sie thut, so reizend, als gält' es eigenem Wohlseyn. Ach, ich hab' es hundertmahl gesagt: du bist ein Engel des Himmels, Julie! Bey dieser Macht über mein Gemüth muß deines eher himmlischen als menschlichen Wesens seyn. Wie sollt' ich dir nicht ewig angehören, da dein Reich vom Himmel stammt? Und was hülf' es, aufzuhören Dich zu lieben, wenn man Dich stets anbethen muß?

14. Moses Mendelssohn an Joh. Dav. Michaelis.

Berlin, den 25. Jänner 1773.

Überbringer dieses, Herr Caquot, ist ein französischer Gelehrter, der, sich die deutsche Sprache und Literatur bekannt zu machen, die vornehmsten Örter Deutschlands besucht. Die hiesigen Gelehrten haben seinen Umgang unterhaltend und angenehm gefunden: ich selbst aber habe ihn nur wenig genießen können, weil ich noch immer in den Umständen bin, die wenigsten Stunden des Tages brauchen zu können. Er trägt ein großes Verlangen, Ewr. Bekanntschaft zu machen, und ich ergreife diese Gelegenheit mit Vergnügen, Dieselben meiner beständigen Hochachtung und Ergebenheit zu versichern, und für die Freyheit, die ich mir nehme, um Entschuldigung zu bitten. Ich wünsche Ihnen übrigens von Herzen ein beständiges Wohlergehen, und eine bessere Gesundheit, als ich mich zu erfreuen habe, damit Sie noch viele Jahre die Anstrengung aushalten mögen, mit welcher Sie schon eine geraume Zeit arbeiten.

Ich bin mit der aufrichtigsten Hochachtung

Moses Mendelssohn.

15. Bernstorff an Michaelis.

Kopenhagen, den 3. May 1757.

Wenn sehr viele Hindernisse mich bisher abgehalten haben, auf Ewr. vielgeschätztes Schreiben zu antworten, so will ich wenigstens doch nicht länger verschieben, Ewr. zu ver-

sichern, daß, wenn die betrübten Unruhen, welche in Deutschland immer zunehmen, Sie vermögen sollten, Personen oder Effecten in die, dem Allerhöchsten sey Dank! noch sichern und friedsamen Provinzen des Königs, meines Herrn, zu senden, solche daselbst mit der vorzüglichen Freundschaft, welche wir allen Hanoveranern zu erweisen begierig sind, insbesondere aber Ewr. zu zeigen wünschen, aufgenommen werden sollen. Ein um die Wissenschaften und um das allgemeine Beste so verdienter Mann, wie Sie sind, ist nirgend ein Fremder, und am wenigsten in den Staaten meines Königs; und wenn Ewr. mir wissen lassen wollen, wohin Sie etwa die erwähnten Personen oder Effecten zu schicken gedenken, so werde ich daselbst, daß sie wohl aufgenommen und in Sicherheit gehalten werden, veranstalten. Jedoch würde es mir lieber seyn, wenn ich Gelegenheit bekäme, Ewr. in angenehmeren Begebenheiten die Achtung und Dienstbegierde zu beweisen, mit welcher ich bin und stets seyn werde Bernstorff.

16. Johann Müller an seinen ältesten Freund in der Schweiz.

1.

Den 28. April 1773.

Ich tröste dich nicht, mein Freund! Dieß überlaß ich dem Gemüthe, das in dir wohnt. Laß uns beyde, Lieber! uns dazu vereinigen, nach dem Beyspiel deiner seligen Mutter, in unserem ausgedehntern Wirkungskreise mit täglich neuen Kräften den ganzen kurzen Tag unsers ersten Lebens zu wirken, was dir und mir nützlich und noth ist; es naht mit schnellen Schritten die lange Nacht des Grabes, in welcher wir nicht wirken können. Deine Mutter ist mir aus deiner Schilderung sehr ehrwürdig. Wahrlich, diese letzten Stunden sind's, die Alles demaskiren; die den Ausschlag geben; die Probestunden der wahren Philosophie, die in einer redlichen Matrone lebendiger als in den meisten Katheder-weisen lebt; der populären Weisheit, welche den Schinesen Konfutsee, Brama den Indiern, Zahrdüsht den

Persern, Jesus den Christen, den Griechen Sokrates predigte, die jeder, nach Lage, Temperament, Umständen und Kopf, Alle aber zuletzt auf Einen gewissen unwandelbaren Plan hin modificiren. Sollt' ich's vor meinem Tode dir nie wieder sagen, so wisse es jetzt und sag' es, wenn du Gelegenheit hast, nach meinem Tode, daß auch dein Freund seine Ältern liebte, und daß er Ältern hatte, welche seiner Liebe würdig waren. Ich wünsche dir Kinder, die dich, wie du deine Ältern, ehren.

2.

Chambrisi, bey Genf, den 12. Dec. 1765.

Seit vier Jahren, liebster Freund, schreiben wir uns öfter oder seltener, nach Maßgabe der Zeit, welche uns unsere Geschäfte übrig lassen. Erlaube mir, nachdem ich so oft für meine eigene Satisfaction an dich geschrieben, es heut' im Nahmen der Nachwelt, deiner Freunde, deiner Frau und deiner Kinder zu thun. Dein Anblick, welcher immer eine Wollust für mich ist, war mir das letzte Mahl eine geringere, weil ich deine Brust nicht, wie gewöhnlich, mit deinem gesunden Blute belebt, sondern durch Krankheit und Arbeiten geschwächt und gedrückt fand. Auch machten mir andere unserer gemeinschaftlichen Freunde ein solches Gemählde von den letztern und derselben Folgen, daß ich den Mann, welchen ich am Ende des Augustmonaths 1775 sah, halb als meinen innigsten Feind betrachten mußte, der mich des liebenswürdigen, gesunden und hoffnungsvollen Freundes, den ich so oft an mein Herz gedrückt, und der mir ewige Freundschaft versprochen, muthwilliger Weise berauben wollte.

Ich kenne, Theuerster! ja, ich verehre die Ursache aller dieser Übel. Sie ist deines Geistes würdig; die helvetische Geschichte zum Unterricht der Alten, eben sowohl als der Jungen, auf eine praktische Weise lehren zu wollen. Bilde dir aber nicht ein platonisches Ideal, dessen Erreichung dir dein Leben kosten würde! Laß hiernächst dir selbst Gerechtigkeit widerfahren, und

sey der unumstößlichen Wahrheit gewiß, daß das bloße Hersagen dessen, was du weißt, Alte und Junge von genug unbekannten oder unerwogenen Wahrheiten belehrt; daß studirte Discourse im Gegentheil sie mehr erstaunen als belehren; daß dein Geist, je freyer er sich, nach seinem guten und innern Gefühl vom Schönen und Wahren über wichtige Dinge ausbreitet, dieselben desto heller beleuchtet, und ihre Natur desto einfacher und von aller Zierde entblößter, darstellt.

Wir wissen beyde sehr wohl, wie geringe die Zahl der Grund-Principien jeder Wissenschaft ist; hiernächst, daß alle Thatsachen nur dieser simpeln Maximen Commentare sind; endlich daß der lichtvolle Vortrag der letztern, und ihre Beleuchtung durch einige Haupt-Facta, weit aller Erudition vorzuziehen ist.

Ich könnte noch viel sagen, aber es ist unnöthig. Mein Freund hört die Nachwelt rufen: „Lebe, spare dich, damit ich gereifte Werke deines Geistes, und schöne Thaten deines Herzens lese!" Das Vaterland, welches ruft: „Lebe! mein Bürger! Späte Zeiten bedürfen deines Beyspiels und deiner Lehren." — Du hörst deine Freunde, welche behaupten, du seyest nicht dein eigen, und dürfest dich nicht hinweg stehlen. Du hörst deine Frau, deine Kinder, welche rufen: „Mein Vater!" — Ich kann nicht mehr beyfügen, so stark fühle ich, wie sehr mein Herz bey dem Allen interessirt ist.

Ein andermahl, wenn du mir Besserung versprochen haben wirst, von mir, unsern Studien und der Schweizer-Historie.

17. Christine von Schweden an Mademoiselle de Montpensier*).

Mademoiselle, meine Cousine, ich bin recht begierig, zu wissen, was man von mir sagen wird. In den Augen des großen Haufens ist es wohl eine rechte Thorheit, eine Krone zu verlassen, um in Zurückgezogenheit zu leben, und aus einer Königinn ein Philosoph zu werden. Die Zukunft wird es eine heroische That nen-

*) Die Königinn hatte sich freywillig vom Throne in das Privatleben zurück gezogen.

nen, und in den alles durchdringenden Augen der Politik werde ich ein Philosoph seyn, der seine Ruhe zu theuer erkauft hat.

Sehen Sie hier, was mich zum Theil bestimmt hat, vom Throne herab zu steigen, und mich in die Einsamkeit zu begraben.

Als Kind liebte ich Studien und Leibesübungen. Meine Gesundheit und meine starke Constitution erlaubten mir, mich ihnen muthig zu überlassen, und die vielen Bücher, die ich gelesen, machten mich gegen die sinnlosen Vergnügen beynahe gefühllos. Ich gewöhnte mich, nach und nach Mann zu werden, und der häufige und angenehme Umgang mit einigen Philosophen trug nicht wenig dazu bey, mich in diesem Vorsatze zu bestärken. Endlich aber kam die Zeit, wo ich mich auf einmahl unter der Last der Krone beynahe erdrückt fühlte.

Ich versichere Sie, wenn man auf diesem hohen Platze standhaft seine Schuldigkeit thun will, so ist viele Arbeit, viele Klugheit und Tugend nöthig. Welchen Muth bedarf es nur, um immer gegen die vielen Fallen und Schlingen, von denen man umgeben ist, auf der Hut zu seyn? Lassen Sie die geringsten Schwachheiten blicken, das Auge des Neides erräth und vergrößert sie, und seine Zunge vergiftet noch das Gute, was Sie thun. Boshaft verbreitet er überall die kleinen Fehler, die sie aus Unachtsamkeit begangen haben. Wie wollen Sie, daß ich mich länger in diesem gefährlichen Posten halte, wo mich das Laster Tag und Nacht umlagert, und die demüthige, stumme Wahrheit sich nicht einmahl zu zeigen wagt?

Ebendieselbe an die Gräfinn von Sparre.

So eben, liebe Freundinn, hat man mich, wie einen Fisch, aus dem Wasser gehohlt. Ich verdanke es nur der Gewandtheit eines Stallmeisters, meinem schwimmenden Rock, und einem Nachen, der mir zu Hülfe geeilt ist, daß ich mir nur die Füße und Beine naß gemacht habe. Ich hatte mir eingebildet, daß Neptun selbst mit Ruhm und Ehrfurcht meine glänzende Majestät tragen würde; aber wie sehr täuschte ich mich! Ich mußte auf allen Seiten rudern, wie eine Verlorne, um mich

aus der Sache zu ziehen. Was hilft eine Krone, schöne Gräfinn, wenn wir der äußersten Gefahr eben so gut ausgesetzt sind, als andere Menschen!

Unaufhörlich wiederhohlte man uns, daß wir die Gottheiten der Erde seyen, vor welchen Alles zittert; daß unser Wille allein unsere Gewalt macht, und daß uns Gott zum Befehlen auf den Thron gesetzt, indem er uns mit dem Donnerkeil bewaffnet, um die Bösen zu zernichten. Wenn das wahr ist, hätte er mich so überstürzen lassen? hätte er mich nicht, wie eine Schwalbe, auf der nassen Fläche fliegen lassen sollen?

Hätten sie den armen Flemming aus dem Wasser steigen seh'n! Er nahm sich so dumm dabey, als eine begossene Henne, und ich zitterte, wie ein Lämmchen. Das erste Mahl, da dieser alte Junge den Rock geschürzt hat, hab' ich ihm aus Dankbarkeit das Leben gerettet; denken Sie nun, ob der Achtziger nicht unsterblich zu seyn überzeugt ist!

An dieselbe.

Wie glücklich wär' ich, schöne Gräfinn, wenn ich Sie sehen könnte! Aber mein unglückliches Schicksal hat mich verdammt, Sie zu lieben, Sie zu achten, unaufhörlich nach Ihnen zu verlangen, Sie überall zu suchen, wo ich wünschte, daß Sie wären, und dennoch nie wieder Sie zu sehen und zu hören. So werd' ich denn nie glücklich seyn, weil ich es nicht ohne Sie seyn kann, und ich mich an einem Ende der Welt befinde, und Sie am andern! Ich bitte Sie, zweifeln Sie daran nicht, und glauben Sie, daß Ihnen in jedem Winkel der Erde, wo ich bin, eine Person lebt, die Ihnen auf's innigste zugethan ist. Aber erinnern Sie sich denn meiner auch wirklich noch, schöne Gräfinn? Betrüg' ich mich nicht? Hab' ich mich nicht selbst geblendet, wenn ich mich überzeugt glaube, daß ich die Person bin, die Sie am wärmsten lieben? Ach, wenn dieß ist, so lassen Sie mich immer in meiner Täuschung! Gönnen Sie mir den süßen Irrthum, und neiden Sie mir das eingebildete Glück nicht, mich von der liebenswürdigsten Person unsers Erdbodens geliebt zu denken! —

Anekdoten.

Anekdoten von Gelehrten *).

Der Kanzler Düprat ließ durch einen Parlamentsspruch die Privilegien der medicinischen Facultät zu Montpellier vernichten. Rabelais beschloß, zu versuchen, ob er durch seine Beredsamkeit den Kanzler vermögen könne, den Spruch zu widerrufen. Aber wie sollte er zu ihm gelangen? es war nicht leicht, eine Audienz zu erhalten; am wenigsten in dieser Sache. Rabelais fiel auf ein Mittel, dessen sich freylich nur selten ein Supplicant zu bedienen im Stande ist. Er redete den Schweizer vor des Kanzlers Pallast in lateinischer Sprache an. Dieser schickte sogleich nach einem Secretär, welcher lateinisch verstand, aber zu dem sprach Rabelais griechisch, und als ein anderer, der griechischen Sprache kundiger Mann gerufen wurde, ließ er sich hebräisch vernehmen. So floßen nach und nach eine Menge alter Sprachen ihm geläufig von den Lippen. Das ganze Haus kam in Bewegung. Dem Kanzler wurde gemeldet, draußen stehe ein Mann, der mit Pfingstzungen rede. Man ließ ihn herein treten, und nun sprach er mit so männlicher Beredsamkeit für die Rechte seiner Facultät, daß er den Kanzler gewann, und seinen Zweck erreichte. Darum wurde, noch lange nach seinem Tode, sein Doctormantel zu Montpellier in großen Ehren gehalten, und wer daselbst die Doctorwürde erlangte, trug an diesem Ehrentage Rabelais Mantel.

* * *

*) Von Kotzebue.

Moliere hatte sich gerade mit Racine überworfen, als sein Misantrop zum ersten Mahl gespielt wurde. Ein Schmeichler glaubte dem Letztern ein großes Vergnügen zu machen, indem er ihm hastig die Neuigkeit zutrug, das Stück sey gefallen, es sey schlecht, es sey erbärmlich! Racine könne ihm auf's Wort glauben, denn er sey gegenwärtig gewesen. „Und ich," erwiederte Racine kalt: „ich bin nicht gegenwärtig gewesen, und glaube es doch nicht, weil Moliere unmöglich ein schlechtes Stück machen kann."

* * *

Lafontaine's arme Witwe sollte einige öffentliche Auflagen bezahlen. Es fiel ihr schwer. Da schrieb Herr von Armenonville, damahls Gouverneur von Soissons, an seinen Stellvertreter: künftig solle Lafontaine's Familie von allen Auflagen befreyt seyn. Der Nachfolger des Mannes, der des liebenswürdigen Dichters Andenken so schön ehrte, beeiferte sich, es ihm gleich zu thun, und das Schreiben des Herrn von Armenonville wurde von Lafontaine's Nachkommen heilig aufbewahrt.

* * *

Die folgenden Anekdoten von deutschen Gelehrten sind aus Jördens Denkwürdigkeiten, Charakterzügen und Anekdoten der vorzüglichsten deutschen Dichter und Prosaisten genommen.

Engel *) war einst bey einem Fürsten zur Tafel geladen. Bey Tische kam unter andern auch die Rede auf den berühmten Weltumsegler Cook, und daß er bey seinen Entdeckungsreisen sein Leben habe einbüßen müssen. Engel führte darüber hauptsächlich das Wort. Auf einmahl fragte ihn der Fürst, um doch auch sich in den Discours zu mischen: „Kam Cook auf seiner ersten Reise ums Leben, Herr Professor?"

*) Der Verfasser des Philosophen für die Welt, der Ideen zu einer Mimik, mehrerer dramatischer Werke u. s. w.

„Ich glaube, ja!" erwiederte Engel, „doch machte er sich nicht viel daraus, und trat bald die zweyte an."

* * *

Auf einer Rückreise von Berlin nach Zürch widerfuhr Geßnern eine ziemlich drollige Begebenheit. Er hatte, da er in Berlin war, einen jungen Mann voll Witz und Geist und origineller Laune kennen gelernt, an dessen Unterhaltung er das größte Behagen fand. Dieß war Dancourt, der Harlekin vom französischen Theater, der durch eine Streitschrift gegen Rousseau bekannt ist. Sie hatten sich ein paar Mahl bey Ramler und Sulzer zufälliger Weise getroffen, und empfanden bald das Bedürfniß, sich öfter zu sehen, als es dem Zufall beliebte, und sich nicht nur da zu sehen, wo die billige Rücksicht auf Alter und Verdienste ihrer jugendlichen Lebhaftigkeit den Zügel allzu straff anhielt. Sie sahen sich bald täglich, ohne sich jemahls satt zu lachen; und beym Abschied flossen ihre Thränen reichlich, in der sichern Voraussetzung, daß sie nie wieder zusammen lachen würden. Der Zufall meinte es mit ihnen über ihre Erwartung gut. Geßner besuchte in Straßburg bey seiner Durchreise das Theater. Als der maskirte Harlekin auftrat, schlich er ihm hinter die Coulissen nach, um ihn recht in der Nähe zu haben. Sogleich die ersten Töne frappirten sein Ohr. Er glaubte Dancourt zu hören, und hielt es gleichwohl für Täuschung, weil er ihn vor wenigen Wochen noch in Berlin gelassen hatte. Sein Erstaunen wuchs mit jedem Worte, und führte ihn unvermerkt einige Schritte hervor auf's Theater. Dancourt erblickte ihn kaum, als er, seiner Rolle uneingedenk, sich ihm um den Hals warf, und ihn fast in seinen Armen erdrückte. „Ah, vous voila donc aussi, mon cher Gessner! Comment va? Geßner, welchem die Umarmung nicht ganz am gelegenen Orte kam, fand gleichwohl für gut, sich nach den Umständen zu fügen, und, wie man zu sagen pflegt, de faire bonne mine à mauvais jeu, ungeachtet die Zuschauer vor Lachen beynahe zerplatzten.

Als Rabener gegen das Ende seines Lebens einige von den Anfällen erfuhr, die in der Folge wirklich seinen Tod verursachten, traf er mit seinem Arzt die Abrede, ihm, wenn er Gefahr spüre, statt mündlicher Todesankündigung, sogleich seinen Beichtvater mitzubringen; denn dieß stumme Zeichen werde dann minder Schreckliches und zugleich mehr Nutzen für ihn haben. Der Arzt versprach es, setzte seine Besuche fort, und brachte den Kranken bald zu einer merklichen Besserung. Eines Tages, bey seinem gewöhnlichen Morgenumgange, begegnete ihm an der Hausthür unsers Dichters, der Pastor O*** und fragte ihn, zu wem er gehe? „Zum Steuerrath Rabener." — „Wie? Rabener krank? Rabener, mein guter Freund, mein Beichtsohn! Und das weiß ich nicht einmahl; hab' ihn noch nicht besucht! Ist er denn lange schon unpaß?" „O ja, eine geraume Weile schon." „So warten Sie doch, nehmen Sie mich mit!" Der Doctor, der Abrede ganz uneingedenk, ließ es sich gefallen; aber der Kranke, der sich eben recht leidlich befand, gedachte ihrer desto besser. „Ha! Sie mit?" rief er, als er den Geistlichen herein treten sah; „ich verstehe das Zeichen. Kommen Sie, kommen Sie, Herr Pastor! noch hatte ich mich Ihrer nicht versehen; aber wenigstens sollen Sie mich willig, wenn auch nicht ganz vorbereitet zu meiner Abfahrt finden." — „Was meinen Sie damit, Herr Steuerrath?" fragte der Arzt, der nach dem Puls fühlte, und ihn recht gut befand; „ich freue mich, Sie so munter zu treffen." — „Recht so, recht so, mein Herr! das ist die Sprache, über welche wir einig wurden. Ich sehe, daß Sie ein baldiges und tödtliches Recidiv befürchten." — Jetzt erst besann sich der Arzt, und versicherte hoch und theuer, daß dieß, was ihm Vorsatz scheine, bloßer Zufall sey. Aber es kostete viele Mühe, bis es der Kranke ihm glaubte, und der Eindruck davon verschlimmerte auf viele Tage sein Befinden.

* * *

In der lieben Gewohnheit des täglichen Lebens war Gleim, der sonst überall wache Mann, oft sehr zerstreut.

Mehr als einmahl ging er aus, am linken Fuße mit schwarzem seidenen Strumpfe und beschuhet, und mit dem häuslichen Pantoffel und weißwollenen Strumpfe am rechten. Auch leuchtete er sich selber wohl am hellen Morgen mit dem Lichte, an welchem er die Morgenpfeife angezündet hatte, in ein anderes Zimmer. Am schlimmsten ging es ihm einst mit einem Schieferdecker. Der Mann fand ihn in einem Zimmer, wo gewöhnlich die eingegangenen Gelder aufgezählt wurden. Gleim wurde abgerufen, hieß den Mann warten, und schloß ihn in Gedanken in dem Zimmer ein. Nach einigen Stunden geht Gleim wieder in jenes Zimmer, schließt auf, und — Gott weiß, welche Idee von diebischem Fenstereinsteigen ihm plötzlich durch die Seele fährt — kurz, er tritt heftig auf den Schieferdecker zu, und fragt ihn mit der ganzen Gewalt seiner sonoren Stimme: „Wie kommt er hier in dieß Zimmer? was hat er hier zu thun?" Es kam zu sarkastischen Erklärungen von Seiten des Schieferdeckers, und Gleim hatte zu thun, den ehrlichen Mann zu beruhigen.

Als Gleim Hauslehrer des Obersten von Schulz in Potsdam war, hatte die Frau Oberstinn eines Tages Besuch. Der unvorsichtige Hauslehrer stieß an den Kaffehtisch. Das beste Porzellan fiel in Stücken; die Frau Oberstinn sah ihn scharf an. Diese Unvorsichtigkeit hatte für den Hauslehrer die wichtigsten Folgen. Er bestellte zu Meißen, nach seiner Erfindung, sogleich ein neues Kaffehzeug, ließ die Fabeln des Äsop darauf mahlen, und ersetzte mit diesem das zerbrochene. Das Kaffehzeug gefiel der Frau Oberstinn. Prinz Wilhelm, Sohn des Markgrafen Albrecht zu Schwedt, Bruder des Markgrafen Carl, ein hoffnungsvoller junger Herr und Oberster der königlichen Leibwache, bekam es zu sehen, und wünschte den Angeber desselben kennen zu lernen. Dieser Wunsch wurde sogleich erfüllt, und der Hauslehrer trat als Secretär in des menschenfreundlichen Prinzen Dienste, blieb aber im Hause des Obersten von Schulz. Einst erzählte der Oberste seinen Tischgästen, daß ein Zweykampf vorgefallen, und ein braver

Officier des Prinz Heinrich'schen Regiments in demselben tödtlich verwundet worden sey. Der Secretär merkte sich den braven Mann, ging von der Tafel zu dem Verwundeten, und fand ihn todtenbleich in den traurigsten Umständen; die verwundete rechte Hand lag verbunden auf dem Bette. Er war Lieutenant, sein Nahme war Edwald Christian von Kleist. Der Kranke klagte über lange Weile. „Sind Sie kein Freund vom Lesen?" — „Es fehlt mir an Büchern!" — Der Secretär brachte ihm Bücher, und weil die vorgeschriebene Lage im Bette das Lesen erschwerte, so las er dem verwundeten Kranken aus den Büchern vor. Gleim merkte, daß der kranke Kriegsmann die Sprache der Musen leiden konnte, verrieth sich ihm als den Verfasser des Versuchs in scherzhaften Liedern, und las ihm eines dieser Lieder vor:

An den Tod.

Tod, kannst du dich auch verlieben?
Warum hohlst du denn mein Mädchen?
Kannst du nicht die Mutter hohlen?
Sieh, die Mutter sieht dir ähnlich!
Frische, rosenrothe Wangen,
Die mein Kuß so schön gefärbet,
Blühen nicht für blasse Knochen!
Tod! was willst du mit dem Mädchen?
Mit den Zähnen ohne Lippen
Kannst du es ja doch nicht küssen! —

Das kleine scherzhafte Lied erhielt dem lieben Kranken das Leben; denn er lachte laut auf, zog die verwundete Hand nach sich, und die Pulsader sprang auf. Gleim sprang die Treppe hinab, den Wundarzt zu hohlen. Der Wundarzt kam, und erklärte, dieses Aufspringen der Pulsader sey ein großes Glück, denn es fänden sich Spuren vom kalten Brande. Mittel dagegen wurden sogleich angewendet; der Wundarzt rühmte scherzend die Wirkung der Poesie. Gleim jubilirte; der Kranke gelobte, nun auch ein Dichter zu werden, ward gesund, und scherzhafte Lieder waren die ersten Versuche, die sein Gelübde

zur Erfüllung befördern sollten. Gleim und Kleist wurden von nun an unzertrennliche Freunde.

* * *

Engel war ein vorzüglich interessanter Anekdoten-Erzähler, und wenn er bey guter Laune war, unterhielt er oft einen ganzen Abend eine Gesellschaft damit auf die belustigendste Weise, ohne dabey die Regeln des Anstandes zu verletzen, weil er nie in den Fehler vieler Anekdoten-Erzähler verfiel, die ihre Erzählungen durch Zweydeutigkeiten und Schlüpfrigkeiten zu würzen vermeinen. Einst wurde er von einer Dame befragt: warum Kotzebue's Theaterstücke mehr Glück auf der Bühne machten, als die Iffland'schen? „Nichts ist leichter zu beantworten," versetzte Engel: „Kotzebue trat zuerst mit einem Schauspiele auf, worin eine Dame eine Sottise macht, die ihr so großmüthig verziehen wird; hierdurch erwarb er sich die Gunst der Damen, und wer die hat, ist obenauf."

„Es geht doch nichts über ein gut Glas Wein!" sagte der geheime Rath *** zu Engel. — „Eine Bouteille ist mir doch lieber!" versetzte Engel.

Ein junger Dichter überreichte Engeln ein Schauspiel, welchem er den Titel gegeben hatte: So sind die Menschen; und bath sich das Urtheil desselben aus. Engel gab es ihm nach einiger Zeit zurück mit den Worten: „Ich habe mein Urtheil dabey geschrieben." Der Verfasser suchte lange vergebens nach der schriftlichen Kritik; endlich fand er, daß Engel zu dem Titel das Wörtchen nicht hinzugesetzt hatte.

* * *

Ein gewisser Schauspiel-Director *) kam auf den Einfall, Lessing's Nathan den Weisen einstudiren zu lassen. Mit innigstem Wohlgefallen ging er zu einem Gelehrten der Stadt, wo er sich aufhielt. „Wissen Sie wohl," sagte er, „daß ich Lessing's Nathan der Weise geben werde?" „Wie?" fragte

*) Döbbelin in Berlin.

der Gelehrte erstaunt: „wer wird denn den Nathan spielen?" „Ich!" versetzte der stolze Theater-Principal. — „Und wer den Weisen?" fragte Jener weiter. Der Director verstummte, und ging.

* * *

Ein junger Officier, der an einem Thore Berlins die Wache hatte, sah einen unansehnlichen, verwachsenen Juden aus dem Thore gehen, ohne ihn weiter zu kennen. Er wollte ihn ein wenig aufziehen, und fragte ihn unter andern, womit er denn handle? er wolle ihm etwas abschachern. Der ungekannte Jude war Mendelssohn. Er gab dem Officier zur Antwort: „Womit ich handle, das kaufen Sie doch nicht." — „Nun," sagte der Officier, „womit handelst du denn?" — „Mit Verstand" erwiederte Mendelssohn.

Anekdoten von Künstlern *).

Van der Kabel, ein holländischer Mahler, pflegte nur diejenigen seiner Gemählde zu loben, die ihm nicht sonderlich gelungen waren. „Wie geht das zu?" fragte ihn ein Freund. „Ey," antwortete er: „die guten loben sich selber."

* * *

Ein vornehmer Herr in Neapel ließ sich von Lucas Giordano mahlen, aber das Bild nicht abhohlen. Da hing es der Künstler heraus vor das Fenster, mit der Unterschrift: „Ich hänge hier, weil ich kein Geld habe." — Man kann denken, daß der vornehme Herr eilte, seinem Ebenbilde Geld zu schicken.

* * *

Teniers hatte längst bemerkt, daß auch die besten Gemählde noch lebender Künstler schlecht bezahlt werden. Ihm ging es mit den seinigen nicht besser. Er hatte deren eine ziemliche Menge, aber niemand both einen anständigen Preis da-

*) Von Kotzebue.

für. Da verließ er Anvers, den Ort seines Aufenthaltes, für einige Zeit, und ließ bald darauf die Nachricht von seinem Tode ausspreugen; seine Frau und Kinder mußten sogar Trauer um ihn anlegen. Sogleich strömten die Kenner von allen Seiten zu seiner Wohnung, rissen sich seine Gemählde aus den Händen, und wogen sie mit Gold auf.

* * *

Dominichino wurde von einem Freunde ermahnt, schneller zu arbeiten. „Das wollte ich gern," antwortete der Künstler, „aber ich habe einen Meister, der schwer zu befriedigen ist." — „Der wäre?" — „Ich selber."

Historische Anekdoten*).

Die Königinn Christina von Schweden lobte eine Bildsäule des Bernini, die Wahrheit, mit einer Art von Entzücken. „Gott sey gedankt," rief ein Cardinal, „daß Eure Majestät die Wahrheit lieben!" „Aber," versetzte die Königinn," nicht alle Wahrheiten sind von Marmor."

* * *

Als Sultan Soliman im Jahre 1529 die Festung Ofen belagert und eingenommen hatte, fand er den Commandanten derselben, den General Nadasdy, in einem finstern Loche stecken, und war neugierig, zu wissen, wie er in dasselbe gekommen sey. Die Besatzung gestand ihm, daß sie ihn selbst da eingesperrt habe, weil er sie Feige und Verräther gescholten hatte, da sie Willens gewesen wären, zu capituliren. In diesem Gefängnisse eingesperrt, hätte er sie nicht hindern können, sich zu ergeben. Der Sultan, voll Verwunderung über den Muth, die Treue und die Tapferkeit des Commandanten, überhäufte ihn mit Lobsprüchen und Geschenken, ließ ihn frey, und verdammte alle die zum Tode, die auf eine so schimpfliche Art ihm ungehorsam waren.

* * *

*) Die Anekdoten, deren Verfasser hier nicht genannt worden, sind aus verschiedenen Zeitschriften genommen.

Man erzählt von dem Edelmuth Rudolphs von Habsburg viele merkwürdige Züge *). Nach der Schlacht auf dem Marchfelde ward jener Herr ihm vorgeführt, der ihn aus dem Sattel gehoben hatte. Statt ihn hinrichten zu lassen, setzte er ihn sogleich in Freyheit, und sprach: „Ich selbst war Zeuge seiner Unerschrockenheit, und werde nie zugeben, daß ein so braver Ritter hingerichtet werde." — Während des böhmischen Krieges litten Rudolphs Heere viel Durst. Man überreichte ihm ein Gefäß mit Wasser. „Allein trinken," sprach er, „will ich nicht, theilen kann ich so wenig nicht unter so viel Menschen. Ich leide nicht für mich, sondern für mein Heer." — Zu den Soldaten, welche Arme von ihm entfernten, sprach er: „Laßt sie doch um Gottes willen zu mir! Ich bin ja nicht zum Kaiser ernannt worden, um von den übrigen Menschen entfernt zu seyn!"

* * *

Einige Höflinge warfen dem Kaiser Sigismund vor, daß er, statt seinen besiegten Feinden das Leben zu nehmen, sie mit Wohlthaten überhäufe, und sie so in Stand setze, ihm zu schaden. „Tödte ich denn nicht meine Feinde," erwiederte er, „indem ich sie zu meinen Freunden mache?"

* * *

Der Gouverneur von Berlin, General-Lieutenant von Romin, hatte einen Haß auf das dort stehende Infanterie-Regiment geworfen, welches vor der neuen Organisation der preußischen Truppen zuletzt den Nahmen: Regiment von Arnim, führte.

Er verabsäumte also keine Gelegenheit, diesen an den Tag zu legen, und es auch bey dem großen König in Mißcredit zu bringen.

Bey einer Revue in Berlin kam der General eiligst zu dem Regimente hingesprengt, als es in einem Manöver reti-

*) Aus Coxe's Geschichte des Hauses Österreich.

rirte, und fluchte und tobte über den vorgeblich unregelmäßigen Rückzug.

Der König wurde endlich darauf aufmerksam, ritt zu dem General hin, und fragte: „Was gibt's denn?" — „Sehen Euer Majestät nicht, wie schlecht das Regiment retirirt?"

Friedrich, der die Absicht des Generals gleich durchschaute, versetzte sogleich:

„Laß Er das nur gut seyn! Das ist ein Regiment, das nie retiriren läßt, und das ist um so besser."

Charakteristiken.

Aus dem Griechischen des Theophrast *).

1. Der Knicker.

Die Knickerey ist eine zu weit getriebene Ersparniß des Aufwandes.

Der Knicker geht zu seinem Schuldner in's Haus, um den monathlichen Zins eines halben Obulus persönlich einzuziehen. Wenn er mit Freunden auf gemeinschaftliche Rechnung speist, so zählt er jedem die Becher nach, welche er leert; und sondert unter allen die kleinste Portion der Artemis zum Opfer ab **). Was sein Verwalter ihm in die Rechnung bringt, das findet er, wenn es noch so wohlfeil eingekauft ist, allemahl zu theuer. Bricht einer seiner Bedienten einen Topf oder eine Schüssel, so zieht er ihm den Werth an der täglichen Kost ab. Hat seine Gattinn einen Dreyer verloren, so müssen Möbeln, Schränke und Betten von der Stelle gerückt, alle Leintücher geschüttelt werden. Wenn er etwas verkauft, wird er es nicht anders, als um einen Preis erlassen, bey welchem der Käufer nicht bestehen kann. In seinem Garten läßt er niemanden eine Feige pflücken, niemand darf über sein Feld gehen, damit er nicht etwa eine gefallne Dattel oder Olive auflese. Tagtäglich besucht er seine Gränzsteine, um nachzusehen, ob sie noch unverrückt

*) Übersetzt von Hottinger. S. attisches Museum.

**) Dieß scheint sich auf die sogenannte Mahlzeit der Hekate zu beziehen. Die Reichen pflegten nähmlich zur Zeit des Neumonds Brot und andere Speisen auf die Scheidewege zu legen, welche von den Armen aufgezehrt wurden.

an derselben Stelle stehen. Wer ihm eine Schuld nicht auf den gesetzten Tag bezahlt, dem fordert er Entschädigung für den Aufschub, und scheuet sich nicht, von aufgelaufenen Zinsen Interessen zu nehmen. Wenn er seinen Demoten *) ein Gastmahl gibt, so läßt er das Fleisch zu kleinen Stücken verschnitten auftragen. Er geht auf den Markt, um Fleisch oder Gemüse einzukaufen, und kehrt mit leeren Händen heim. Seiner Frau verbiethet er, irgend jemanden weder Salz, noch Dochte, noch Kümmel, noch Kränze, noch Öhlfaden zu borgen; denn, sagt er, dergleichen Kleinigkeiten belaufen sich im Jahre auf eine Summe. Um es kurz zu machen: die Geldkiste des Knickers ist verschimmelt, der Schlüssel verrostet. Sein Kleid läßt er sich viel zu kurz schneiden; salbt sich nothdürftig aus einem winzigen Fläschchen; läßt sich das Haar bis auf die Haut scheeren, und bittet den Bleicher dringend, an seinen Mantel die Kreide dick aufzutragen, damit er sich nicht sobald wieder beschmutze.

2. Der Schmeichler.

Die Schmeicheley ist ein niedriges, und auf des Schmeichlers Vortheil berechnetes Betragen im Umgange mit Andern.

Wenn der Schmeichler seinen Gönner über die Straße begleitet, so sagt er zu ihm: „Siehst du wohl, wie Aller Augen auf dich gerichtet sind? In der ganzen Stadt kann sich dessen Niemand rühmen als du. — Gestern war die Halle voll von deinem Lobe. Es waren da mehr als dreyßig Personen beysammen. Von ungefähr ward die Frage aufgeworfen: wer wohl der glücklichste Mann in der Stadt seyn möchte? Da nannten Alle, wie aus einem Munde, deinen Nahmen und dabey blieben sie auch." — Noch andere solche schöne Sachen sagt er die Menge. Er liest seinem Gönner jedes Fäserchen vom Kleide ab;

*) Ganz Attika war in 174 Districte, welche Demie hießen, abgetheilt. Die Demoten hielten monathlich, nach der Reihe, gemeinschaftliche Gastmahle.

und hat ihm der Wind etwa ein Strohhälmchen in's Haar geweht, so nimmt er es sorgfältig weg. »Sieh doch einmahl," sagt er lächelnd, „wie während den zwey Tagen, da ich dich nicht gesehen habe, dein Bart so voll grauer Haare geworden ist! Gleichwohl hast du, trotz einem von deinem Alter, ein recht hübsches, schwarzes Haar." Wenn der Gönner spricht, so heißt der Schmeichler jedermann schweigen, und lobt jenen so, daß er es hören mag; und wenn er zu sprechen aufhört, so ruft er: „Ganz vortrefflich!" — Zieht er jemanden mit schalem Witze auf, so lacht er ihm Beyfall zu, und stopft sich wohl gar den Mund mit dem Kleide, als ob er sich Gewalt anthun müßte, um nicht zu platzen. Begleitet er ihn über die Straße, so muß, wer ihnen begegnet, stille stehen, bis man vorbey gegangen ist. Er kauft Äpfel und Birnen, um sie den Kindern zu schenken — versteht sich, wenn der Vater gegenwärtig ist; dann küßt er sie, und nennt sie des besten Vaters Herzenskinderchen. Kauf'st du in seiner Gegenwart Schuhe ein, so findet er den Fuß viel niedlicher, als den Schuh. Willst du einen Freund besuchen, so läuft er voraus, um den Besuch anzusagen, und sogleich ist er wieder da, um zu sagen, daß er dich gemeldet habe. Er macht sich nichts daraus, irgend etwas vom Weibermarkt für euch herbeyzuhohlen, und dabey läuft er sich außer Athem. Wenn er bey euch speist, so ist er der Erste, welcher den Wein lobt. Kaum ist man bey Tische, so ruft er aus: „Das nenne ich mir eine herrliche Tafel!" — Und so oft er etwas kostet, sagt er: „Laß mir das ein leckerhaftes Gericht seyn!" Bald fragt er den Gegner, ob er etwa friere, und ob er nicht noch ein Kleidungsstück befehle? — Auch ist er geschäftig, es ihm selber anzuziehen. Alle diese Fragen flüstert er ihm, indem er sich zu ihm hinneigt, in's Ohr. Wenn er mit Andern spricht, so bleibt sein Auge dennoch auf Jenen gerichtet. Im Theater nimmt er dem Bedienten das Polster ab, um es selbst unter zu legen. An dem Hause lobt er die schöne Architektur, die Güter findet er trefflich bestellt, das Porträt ungemein getroffen. Mit Einem Worte: der Schmeichler wird

immer alles sagen und thun, womit er auch wohl anzukommen hofft.

3. Der Ungesellige.

Die Ungeselligkeit ist eine Inhumanität im Umgange, welche sich vornehmlich in den Reden äußert.

Der Ungesellige ist im Stande, wenn ihr euch bey ihm nach jemanden erkundiget, zu sagen: „Ey so laßt mich doch ungeschoren!" Wer ihn grüßt, dem wird er den Gruß nicht erwiedern. Hat er etwas zu verkaufen, so sagt er dem Käufer nicht, wie theuer: er fragt ihn: „Je nun, was meinst du, daß es gelten soll?" — Wer ihm an einem Familienfeste Ehren halber ein Gericht schickt, dem läßt er sagen: er lasse nicht gern etwas Geschenktes auf seinen Tisch kommen. Wer ihn im Gedränge stößt oder drückt, oder ihm auf den Fuß tritt, der findet bey ihm keine Verzeihung. Wird er zu einer Collecte zur Unterstützung eines Freundes eingeladen, so sagt er, er gebe nichts. Hintan kommt er, und bringt seinen Beytrag mit diesen Worten: „So mag denn auch dieses, wie schon manches Andere, seinen Weg gehen!" Stößt er im Gehen mit dem Fuße an, so flucht er auf den Stein. Soll er auf jemanden warten, so wird er nicht lange bleiben. Beym Gastmahle wird er weder singen, noch etwas declamiren, noch tanzen. Er würdiget nicht einmahl die Götter seines Gebeths.

Historische Porträts.

1. Graf von Aranda,

erster spanischer Staatsminister, dann spanischer Gesandter zu Paris. Er hatte mehr Verstand als Witz, mehr Kopf als Gewandtheit; aber Alles ward durch seine unerschütterliche Festigkeit ersetzt. In öffentlichen wie in Privatverhältnissen immer derselbe, zeigte er Würde ohne Hochmuth, Gravität ohne

Phlegma. Nie schien er geheimnißvoll, und doch konnte niemand undurchdringlicher seyn. Kurz, es war eine von jenen Eisenseelen, die Spanien allein hervor zu bringen scheint. Ihn bewegte, ihn brachte nichts von seinem Ziele ab, weder französische Behendigkeit, noch deutsche Beharrlichkeit, noch italienische Arglist. Er blieb sich immer gleich; er vergaß den spanischen Gesandten keinen Augenblick. Seine gleichgültigsten Handlungen und Gespräche waren der Würde gemäß, die der Repräsentant eines großen Volkes behaupten muß. Wie Ludwig XIV. seine Königsrolle, so führte er seine Gesandtenrolle durch. In dieser Hinsicht war für alle denkbare Fälle gesorgt. Hatte er doch sogar Tag und Nacht immer einen angespannten Wagen bereit.

2. Wilhelm von Oranien *).

Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie sie Cäsar nennt, die des Nachts nicht schlafen, und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige, feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war; einen vielfachen, fruchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen; bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren; stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister als Wilhelm; nicht daß er, nach der Weise des Hofes, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmahlen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war, und durch eine kluge Wirthschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar,

*) Aus Schillers Gesch. d. Abfalls d. Niederlande.

so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Einfluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmahl als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören, denn alle hatten, noch eh' sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumult, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Gold mit Verschwendung, aber er geizte mit Secunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feyerstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft; ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte sich seine Stirne beym Wein, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehen derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souverainen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreyheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttinn seines Pallastes. Fremde Prinzen und Gesandte fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbiethen konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen erhielten den Glanz seines Nahmens bey dem Volk, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glückes, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Werth der Leutseligkeit, zu der er herab stieg.

Charakterzüge großer Schriftsteller der Deutschen*).

1. Lessing.

Er war theilnehmenden Herzens an allem, was seine Ältern und Geschwister betraf, bereitwillig zu allen ihren Wünschen. Es war nicht Räsonnement; bloße Natur und fast Unbewußtheit, anders handeln zu können. Nie war er launisch oder ärgerlich, als wenn er nicht konnte, wie man wünschte; nicht gegen den Wünschenden, sondern gegen sich selbst. Und so wie er Bruder war, war er auch Freund, Gatte und Vater. Die Vertheidigung des Unglücklichen trieb er fast bis zur Sophisterey, und eine nur etwas scharfe Beurtheilung desselben schalt er den liebllosesten Stolz, dessen sich rohe Eigenliebe ohne Selbsterkenntniß schuldig machen könne. Sein gröbster Beleidiger war, in Noth, vor der geringsten Miene seines Tadels sicher. Sein Zorn oder Widerwille war dann wie abgeschnitten. Unglück war in seinen Augen ein Altar, an dem man auch den Schuldigen unangetastet lassen muß. Kurz, den Grund alles Edlen und Geselligen hatte die Natur so tief in ihn gelegt, daß er einer von den christlichen Schwärmern zu seyn schien, welche die guten Werke sehr streng und eifrig ausüben, aber keinen großen Werth darauf setzen. Von Seiten seines Herzens ließe sich nichts tadeln, als ein Übermaß von Großmuth. Man hat ihn als Spieler und Verschwender ausgeschrien; er war aber beydes im eigentlichen Verstande nicht. Er war von Jugend auf zur frugalsten Lebensart gewöhnt, und was man Vergnügen der kleinen und großen Welt nennt, erweckte ihm gar bald Überdruß und Mißbehagen. Fand man ihn aber ja darin, so war es Neugierde und Verlangen, nicht aus Beschreibungen, sondern aus Erfahrung alles kennen zu lernen, was den geselligen Menschen betrifft. Daher sagte er einmahl zu dem Herrn von Kleist in Leipzig: Sie müssen alle Tage spazieren gehen, und ich alle Tage auf das Kaffehhaus, wenn

*) Aus Jördens Denkwürdigkeiten ꝛc. ꝛc.

wir unsere Erhohlungsstunden zweckmäßig anwenden wollen. Leidenschaft war seine Spielsucht gewiß nicht. Man kann bloß sagen, daß er sich ohne rechten Spielgeist zuweilen in ein zu hohes Spiel einließ. Lessing war, so zu sagen, nicht ganz Stockgelehrter; er besaß Biegsamkeit und Menschenkenntniß genug, um auch in der bürgerlichen Welt eine Rolle zu spielen, wenn er das gewollt hätte.

* * *

Lessing affectirte weder einen Engel in menschlicher Gestalt, noch einen gelehrten Bravo, der sich über alle gesellschaftliche Sitten und Convenienz weg setzte. So wie sein ganzes äußerliches Betragen bis auf die Kleidung nichts Hervorstechendes, nichts Zurückstoßendes hatte, so war auch sein Geist. Man gewann ihn lieber, je länger man mit ihm umging. Selbst die, welche keine Gelehrte, noch witzige Köpfe waren, oder seyn wollten, fanden in ihm den verständigen und gutmüthigen Mann; und viele, die ihn am dritten Orte zufällig kennen lernten, verwunderten sich daher, daß er Lessing sey. Denn die Sucht, bey allen Gelegenheiten zu glänzen, den Gelehrten auch da, wo es nicht nöthig war, hervor schimmern zu lassen, war seine Sache nicht. Er richtete sich gern nach jeder Gesellschaft, oder vermied diejenige ganz, worin er keine Unterhaltung für sich vermuthete. Er drängte sich zu nichts, noch weniger machte er sich kostbar, und ließ sich suchen. Er strebte nicht, Eitelkeit zu verbergen, sondern keine Eitelkeit zu haben. Er hatte keinen Stolz; er konnte auch keinen vertragen. Er war leutselig, freundlich, gütig und dienstfertig, aber das alles auf eine männliche Weise, wenn gleich oft mit vieler Lustigkeit und Schalkheit.

2. Mendelssohn.

Er war von kleiner Statur, hager, verwachsen. Seine Gesichtsfarbe war äußerst braun und kränklich; sein Haar schwarz und kraus; seine Nase römisch groß. Den Mund hatte er immer, sanft lächelnd, etwas offen. Sein Auge war feurig, sein

Blick durchdringend. In seiner Miene lag so viel Güte, Bescheidenheit und Wohlwollen, daß man ihn beym ersten Anblick lieb gewinnen mußte. Seine gewölbte Stirn und alle Züge seines Gesichtes verkündigten den Mann von hellem Kopf und edlem Herzen. Das tiefe angestrengte Denken, dem Mendelssohn fast sein ganzes Leben von frühester Jugend an gewidmet hatte, mußte seiner schwachen, unglücklich gebauten Maschine nothwendig verderblich werden. Dennoch hatte der vortreffliche Mann ohne merkliche Schwächung seiner Gesundheit fort gearbeitet, so lange seine Arbeit nur noch Speculation blieb.

* * *

Es war unbegreiflich, wie die Nahrung, auf die er sich einschränkte, einen menschlichen Körper erhalten konnte, und es war rührend, ihn seine Freunde mit der heitersten Miene zu Speisen und Getränken einladen zu sehen, woran er selbst bey aller Lüsternheit nichts zu kosten wagte. Nur den geistigen Genuß der Lectüre, und den noch reizenderen der eigenen Arbeit konnte der Mann, der so ganz Geist war, in die Länge nicht mehr entbehren.

* * *

Er war ein großer Freund von Gesellschaft. Am vergnügtesten brachte er die Abende im Kreise seiner Familie, oder mit irgend einem Freunde, in leichten und angenehmen Gesprächen über gewöhnliche, sich täglich ereignende Vorfälle des Lebens zu. Auch erinnerte er sich dann gern an vergangene rührende und angenehme Scenen aus seinem Leben, die ihn in sanfte Empfindungen wiegten, mit denen er dann vergnügt einschlief. Dagegen verursachte ihm jeder Abendbesuch von Personen, die ihn zu einer Unterredung über philosophische Gegenstände nöthigten, seiner Schwäche wegen, eine schlaflose Nacht. Des Morgens war er im Hause am frühesten wach, gemeiniglich um vier oder fünf Uhr, und dachte, las oder schrieb bis acht oder neun Uhr, sodann ging er auf das Handlungs-Comptoir, wo er bis Mittag mit Gegenständen sich zu beschäftigen genöthigt war, die natürlicher Weise von denen, in welche er sich den Mor-

gen mit Mühe und Anstrengung hinein gedacht hatte, sehr verschieden waren. Indeß wußte sein Geist selbst aus dieser unangenehm scheinenden Ablenkung von jenen erhabenen Gegenständen Nutzen zu ziehen; er sparte dadurch gleichsam seine Denkkraft, um sie nachher mit desto größerem Nachdruck wirken zu lassen. Den Nachmittag war er bis vier Uhr ebenfalls wieder mit Handlungsangelegenheiten beschäftigt. Um diese Zeit aber fanden sich schon seine Freunde und Schüler in seiner Wohnung ein, und so traf er, wenn er nach Hause kam, gewöhnlich eine große Gesellschaft, theils Einheimischer, theils Fremder an, die seiner warteten, und mit denen er sich nun bis acht Uhr über verschiedene Materien unterhielt. Er hatte das besondere Talent, daß er sich mit Jedem, er mochte Theolog, Literator, Philosoph, Staatsmann, Kaufmann, Künstler u. s. w. seyn, über das Fach desselben unterhalten konnte, als wenn es sein eigenes und einziges gewesen wäre. Er sprach, wie einer seiner Freunde sich ausdrückte, so leicht und so deutlich über das Daseyn Gottes, als über ein neues Muster zum Seidenstoff. Nie behauptete er übrigens in seinen Gesprächen etwas als ganz gewiß, sondern alles, was er äußerte, war problematisch „ich glaube," „man könnte sagen," „was halten Sie davon?" „wenn wir so sagen möchten." Man vermißte nie in seinen Reden sein großes Vorbild, den Sokrates. Er hatte von Natur eine sehr starke Anlage zur Satyre, welche der Ironie des griechischen Weisen sehr nahe kam, und welche den, den er sie bey nöthiger Gelegenheit empfinden ließ, wie ein scharfer Bienenstachel tief verwundete. Aber er war immer auf seiner Hut, so daß er manchen witzigen Einfall unterdrückte, um niemanden anstößig zu werden.

3. Kant.

Kants Gemüth war von Natur zur Fröhlichkeit gestimmt. Er sah die Welt mit heiterm Blicke an, faßte ihre erfreuliche Außenseite auf, und trug gegenseitig seinen Frohsinn auf die Außendinge über. Daher war er gewöhnlich zur Freude aufge-

legt. Selbst wenn man ihn bey seinen tiefsinnigsten Arbeiten unterbrach, äußerte er eine frohe, muntere Laune, die er auch sogleich Andern mittheilte. Sein Gemüth blieb sich fast immer gleich, und wurde selten durch einen Affect aus dem Gleichgewichte gehoben. Die herrschenden Neigungen seines Herzens waren menschenfreundlich und wohlwollend, und die tiefsinnigen metaphysischen Speculationen seines Geistes vermochten es nicht, sein Herz auszutrocknen und der theilnehmenden Gefühle zu berauben. Seine theilnehmende Menschenfreundlichkeit begnügte sich aber nicht mit frommen Wünschen und Gefühlen, sondern äußerte sich in reger Thätigkeit für das Wohl Anderer. Kant war ein wohlthätiger Mann; er stand gern mit Rath und That einem jeden bey, der seine Hülfe suchte; und die Zahl derer, welche sie suchten, war nicht klein. Er unterstützte seine Familie ansehnlich; aber er hatte auch jährlich eine beträchtliche Summe zur Unterstützung von Hausarmen und zum Beytrage an Armen-Cassen bestimmt. Kant hatte einen wahren und echten Weltbürgersinn. So wie sein großer Geist die Natur umfaßte, so umfaßte sein großes Herz die Menschheit. Menschen aus allen Ständen und Nationen interessirten ihn, und ihr Schicksal ging ihm zu Herzen. Es war genug, ein Mensch zu seyn, um in ihm einen theilnehmenden Rathgeber und Helfer zu finden. Nur dem Unverschämten, der ihn absichtlich täuschte oder seine Gutthaten mißbrauchte, blieb sein Ohr und seine Hand fernerhin verschlossen. Ein hervorstechender Zug in Kants Charakter war die Hochachtung, welche er gegen die Menschen überhaupt hegte, und die Gerechtigkeit, welche er den Vorzügen und Verdiensten Anderer widerfahren ließ. Eben deßhalb, weil er in jedem Menschen Anlagen zur sittlichen Vervollkommnung, und dadurch ursprüngliche, unveräußerliche und gleiche Menschenrechte anerkannte, achtete er einen jeden Menschen als solchen, weß Standes er auch seyn mochte, und diese Achtung der Menschenwürde überhaupt drückte seiner ganzen Denk- und Handlungsweise ein ganz eigenthümliches Gepräge auf.

Dem großen Geiste Kants war niemand klein, weil er ein Mensch war. Er schätzte den Werth der Menschen nicht nach dem bürgerlichen Marktpreise ab, sondern nach der sittlichen Würde, zu der ein jeder berufen ist. Daher behandelte er auch den Niedrigsten aus dem Volke mit einer der Menschheit gebührenden Achtung. Selbsterworbene Vorzüge und Verdienste vermehrten seine Achtung gegen Menschen. Er, selbst voll hohen Werthes, durfte keinen erniedrigen, um sich selbst zu heben. Das that er auch nie, sondern er ehrte im Gegentheil die Talente, die Wissenschaften, die sittlichen Vollkommenheiten, und selbst die dadurch erworbene bürgerliche Würde anderer Menschen, und gab dieß auch auf eine, den Verdiensten eines jeden angemessene Art zu erkennen. Aber sein eigener hoher Werth bewahrte ihn anderer Seits vor Kriecherey und Menschenscheu.

Beschreibungen und Gemählde.

Beschreibung der Todtengerichte der alten Ägyptier, der Pyramiden, des See's Möris und des Labyrinths *).

Die große Achtung, welche die Ägypter den Überbleibseln ihrer verstorbenen Freunde zollen, entspringt aus der Überzeugung, daß die Seele nach ihrer Trennung von dem Körper fortdauert: eine Meinung, welche so allgemein unter allen Na-

*) S athenienſiſche Briefe, 1. Theil; aus dem Engliſchen überſetzt von Fr. Jakobs. Der Schreiber des gegenwärtigen Briefes iſt ein Perſer. Dieſe Sammlung von Briefen, ſagt der deutſche Überſetzer in ſeiner Vorrede, iſt das Werk einer Geſellſchaft von Freunden, die ſich in den Jahren 1739 und 1740 zu Cambridge zuſammen fanden, und das Studium der alten Literatur mit wahrer Liebe und ſeltenem Eifer betrieben. Da es ihnen, außer einer gründlichen Unterſuchung der Sachen, zugleich auch um die Ausbildung ihres Geſchmackes und ihrer Talente zu thun war, ſo wählten ſie eine Form, die zu beydem Gelegenheit gab. Sie erdichteten, daß, bey dem Anfange des peloponneſiſchen Krieges, ein geheimer Abgeordneter des Königs von Perſien nach Athen kam, um die Bewegungen der griechiſchen Staaten, und vorzüglich der atheniſchen, zu beobachten; daß dieſer ſeine Bemerkungen den Miniſtern des Königs und einigen Freunden mittheilt, welche ihn ihrer Seits mit den Vorfällen des Hofes, und dem religiöſen, ſittlichen und politiſchen Zuſtande des Morgenlandes bekannt machen. Dieſe gegenſeitigen Mittheilungen bilden zuſammen ein Gemählde der Geſchichte, Sitten, Wiſſenſchaften und Künſte der alten Welt. Abbe Barthelemy, der Verfaſſer der Reiſen des jüngern Anacharſis, ertheilte ſelbſt dieſem Werke in einem Briefe an Mylord Dover ein ſehr ehrenvolles Zeugniß.

tionen der Welt herrscht, daß man wohl mehr Grund hat, zu glauben, daß sie der menschlichen Seele aus einem Bewußtseyn ihrer Unsterblichkeit anhänge, als daß sie zuerst von den Ägyptern entdeckt, und durch sie andern Völkern mitgetheilt worden sey. Dem sey indeß wie immer, so waren sie doch ohne Zweifel die Ersten, die diese Lehre der Fassungskraft des großen Haufens gemäß einkleideten. Sie gab Veranlassung zu den abergläubischen Vorstellungen bey ihren Leichenbegängnissen, die in der Nähe von Memphis, auf einem großen Felde begangen werden, welches zu diesem Zwecke abgesondert worden ist, und das Gebieth der Todten heißt. Es besteht aus einigen großen und schönen Wiesen, welche dicht mit Lotus und Rohr eingefaßt und von vielen kleinen, aus dem Nil abgeleiteten Bächen durchwässert sind. Aber die Todten werden zu diesem Platze nicht zugelassen oder als zugelassen gedacht, bis ein feyerliches Gericht über sie gehalten worden ist, zu welchem sie über den großen See Acherusia auf einem großen Nachen geführt werden. Ehe der Sarg wieder an Bord desselben gebracht worden ist, hat jedermann das Recht, den Todten anzuklagen, und wenn man beweisen kann, daß er ein sträfliches Leben geführt hat, so sprechen die Richter das Urtheil über ihn aus, und die Ehre des Begräbnisses wird seinem Leichnam versagt. Wenn sich kein Ankläger findet, oder wenn bewiesen wird, daß die Anklage falsch sey, so legen alle Verwandten des Verstorbenen die Trauer ab, rühmen und preisen dessen Tugenden, und rufen die unterirdischen Gottheiten an, ihn in die Gesellschaft der Gerechten aufzunehmen.

Auf der einen Seite des See's ist ein Tempel der unterirdischen Hekate, und die Thore des Kozytus und der Lethe sind mit ehernen Riegeln verwahrt; auf der andern Seite liegen die lachenden Inseln und die vorhin erwähnten Wiesen, wo die Freygesprochenen begraben werden können, wenn ihre Freunde es fordern; aber dieß mag nun geschehen oder nicht, so stellen sie den Zustand der Ruhe und Glückseligkeit vor, zu welchem solche Menschen in die Amenthes oder die unsichtbaren

Gegenden der abgeschiedenen Seelen aufgenommen werden *). Hier, glaubt man, befinden sich die Rechtschaffenen in einem Zustande der Ruhe und Sorglosigkeit. Aber nicht eher, als bis sie die ganze bestimmte Reihe von Zuständen durchwandert haben und noch Einmahl in den menschlichen Körper zurück gekehrt sind, von dem sie sich zum zweyten Mahl trennen müssen, gelangen sie zur Glückseligkeit, wenn sie nähmlich in ihrem zweyten Leben eben so tugendhaft als in dem ersten gehandelt haben. Indessen hat man Grund zu glauben **), daß die Meinung von der Wanderung der Seele durch verschiedene Körper eine spätere Verschönerung der ägyptischen Philosophie ist, und es ist zu vermuthen, daß die ältere Lehre nichts anders war, als die Lehre von einer Wiederkehr in den menschlichen Körper bey der großen Revolution der Welt.

* * *

Die drey großen Pyramiden zwischen Memphis und Arsinoe, stehen auf der Höhe eines felsigen Hügels, welcher sich sanft über die Ebene bey Memphis erhebt. Jede Seite der größten Pyramide hält gegen 700 griechische Fuß in der Länge; die Seiten erheben sich reihenweise, gleich Stufen, von dem Fuße bis zur Spitze. Die Höhe ist beynahe der Grundfläche gleich. Durch einen geheimen Canal dringt der Fluß in ein unterirdisches Gewölbe ein, welches sich unterhalb derselben befindet. In der Mitte derselben ist ein, rund umher von Wasser umgebenes Grab, welches für den Leichnam des Königs, der diese Pyramide endigte, bestimmt war. Von den Ufern des Nils bis zu der Höhe des Hügels, auf welchem die Pyramide liegt, führt ein breiter Weg, der an einigen Stellen mit Granitmarmor gepflastert ist. Ungefähr einen Bogenschuß von dieser Pyramide, liegt südlich eine andere, welche jener

*) Mit der Unsterblichkeit der Seele verband die Religion der Ägypter die Wanderung derselben durch verschiedene Körper.

*) Ich habe nur hier und da eine kleine Wortveränderung nöthig erachtet, um den Ton der Beschreibung durch die Briefform nicht zu verletzen.

an Größe zunächst kommt, aber doch noch um vieles nachsteht. Sie ist weder so hoch und breit, noch sind die Steine, aus denen sie besteht, von einer solchen Größe. Sie ist auch nicht, wie jene, stufenweise erbaut, sondern die Seiten sind von dem Fuße bis an den Gipfel vollkommen glatt. Gegen Mitternacht und Abend ist sie von einer Reihe von Zellen umgeben, die, wie ein regelmäßiges Gebäude, in den harten Felsen eingehauen sind. Auf der westlichen Seite der größten Pyramide liegt ein großes Gebäude von Basalt*), aus welchem, eben so wie aus den Zellen, welche die zweyte umgeben, geheime Gänge nach beyden führen, durch die aber nur die Priester und die Eingeweihten gehen dürfen. Südöstlich steht der berühmte Sphinx, eine kolossalische Bildsäule, die in der Länge 143, in der Höhe 62 Fuß hat; der Umfang des Kopfes beträgt 102 Fuß. Ohne Zweifel ist er hier errichtet worden, um die Zeit der Überschwemmung zu bezeichnen. Die dritte Pyramide steht von der zweyten etwa ein Stadium weit entfernt. Sie liegt auf einer Erhöhung, so daß sie in einiger Entfernung der zweyten gleich zu seyn scheint, obschon in der That das ganze Gebäude beträchtlich kleiner ist. In Rücksicht auf die Schönheit der Bauart und des Marmors übertrifft sie beyde. Ganz nahe dabey, an der östlichen Seite, liegt ein anderes Gebäude von einem schwärzlichen Steine, der dem thebanischen Marmor gleicht. In der Ferne sahen wir, nach Süden zu, noch einige andere Pyramiden, die in einer wüsten Gegend an den Gränzen von Lybien zerstreut liegen.

* * *

Der große See Möris wurde in der Absicht gegraben, das Wasser des Nils bey der jährlichen Überschwemmung im Gleichgewichte zu erhalten. Zwischen dem Flusse und dem See ist ein großer Canal, 80 Stadien lang und 300 Fuß breit, durch welchen das überflüssige Wasser abgeleitet werden kann, wenn es zu einer übermäßigen Höhe steigt; so wie die Öffnung

*) Eine Steinart, die sich wie Eisen schmelzen läßt.

der andern Schleußen des Sees dazu dienen kann, das Land weit umher mit Wasser zu versehen, wenn der Fluß niedrig ist. So kostspielig das Öffnen und Verschließen der Canäle ist, so hat doch diese Einrichtung für Ägypten die größte Wichtigkeit. Mitten in dem See legte der König einen Platz zu seinem Begräbnisse an, und errichtete auf demselben zwey herrliche Pyramiden, die eine für sich, die andere für seine Gemahlinn. Auf der Spitze einer jeden errichtete er einen marmornen Koloß, der auf einem Throne sitzt. Diese Pyramiden sind von ihrem Grunde an bis zu ihrer Spitze hundert Faden hoch; die eine Hälfte ragt über das Wasser empor, die andere ist unter der Erde verborgen. Der See ist also an einigen Stellen 300 Fuß tief, ob er gleich, wie Herodot versichert, bloß ein Werk der Kunst war. Sein Umfang beläuft sich auf 3900 Stadien. Er liegt ungefähr eine Strecke von 600 Stadien über Memphis hinaus. Wir setzten in einem Nachen über den See nach dem Labyrinthe über. Dieses Gebäude ist in seiner Art das bewundernswürdigste in der ganzen Welt, von welchem Dädalus das Modell zu dem berühmten Labyrinthe in Kreta nahm. Die unterirdischen Gemächer sind alle durch Kunst in den Felsen gehauen, welches unglaublich scheinen könnte, wenn der ganze Felsen nicht aus Sandstein bestände, der auch zur Erhaltung der hier beygesetzten Leichname beyträgt. In diesen bewundernswürdigen Gemächern werden die Gabares oder Mumien von den zwölf Königen, die das Labyrinth erbaut haben, nebst den Überbleibseln von Krokodillen und andern heiligen Thieren aufbewahrt. Sie werden hier mit großer Kunst einbalsamirt und in Nischen aufgestellt. An der Ecke, wo das Labyrinth endigt, erhebt sich eine Pyramide von 240 Fuß Höhe, auf einer Basis von derselben Länge. An ihren Seiten sind kolossalische Figuren von Thieren eingegraben. Der Eingang in dieselbe führt unter der Erde weg.

Beschreibung von Korinth*).

Wir sind seit einigen Tagen in Korinth, einer der reichsten, schönsten und größten Städte von Griechenland. Ihre Lage ist außerordentlich. Sie erhebt sich auf dem Isthmus, der, in einer Breite von 40 Stadien, den Peloponnes mit dem übrigen Griechenlande vereinigt, und zwischen dem saronischen und krissäischen Meerbusen liegt, von denen jener durch das ägäische, dieser durch das jonische Meer gebildet wird. An jedem derselben haben die Korinther einen Hafen, deren einer Lechäum, der andere Kenchreä heißt. Der letztere ist der ansehnlichste. Hier steht ein Tempel des Neptun, wo die Statuen der Sieger in den isthmischen Spielen errichtet sind; ein Stadium und ein Theater. Man nähert sich der Stadt auf einem sehr angenehmen Zugange, durch einen Hain von Cypressen. Sie hat eine Menge von schönen Gebäuden, und einen großen Reichthum von Gemählden und Bildsäulen, die von den besten Meistern gearbeitet sind; denn Korinth ist unter andern auch wegen der großen Architekten, Mahler und Bildhauer berühmt, die es hervor gebracht hat. — —

Den Markt umringen mehrere öffentliche Gebäude. In der Mitte desselben erhebt sich die Bildsäule der Minerva auf einem Fußgestelle, in welches die Musen eingegraben sind. Nicht weit davon ist eine Wasserleitung, mit einem ehernen Neptun geschmückt. Zu den Füßen des Gottes liegt ein Delphin, aus dessen Rachen das Wasser hervor strömt. Auf jeder Seite steigen prächtige Tempel der Venus, des Glücks, und ein dritter, welcher allen Göttern geweiht ist, empor. Aus dem Fuße eines schroffen Berges, welcher Akrokorinthos heißt, strömt die Quelle Pirene hervor. Sie führt ihren Nahmen von der Nymphe Pirene, welche den Tod ihrer Tochter, die zufälliger Weise auf der Jagd von der Diana getödtet worden war, mit so vielen Thränen beweinte, daß sie in eine Quelle verwandelt wurde. Man schätzt dieses Wasser wegen der Süßig-

*) Aus eben demselben Werke.

keit seines Geschmacks. Weißer Marmor umgibt die Quelle, die noch überdieß mit einer Bildsäule des Apollo und einem Basrelief, welches den Kampf des Ulysses mit den Freyern vorstellt, geschmückt ist.

Die Citadelle ist auf dem Gipfel des Akrokorinthos erbaut, und man hält sie wegen ihrer Lage und dessen, was die Kunst zur Befestigung derselben gethan hat, für unbezwinglich. —

Korinth hat mehrere herrliche Bäder, unter denen sich das Bad des Neptun auszeichnet. Hier stehen im Eingange zwey Bildsäulen, eine des Neptun selbst, der sich an einen Anker lehnt, und eine Diana in Jagdkleidung.

Die zahlreichen Wasserleitungen und Springbrunnen verbreiten auch in der größten Sommerhitze eine angenehme Kühlung in dieser Stadt. Die eine derselben, welche die Quelle von Lerna heißt, ist mit Reihen schattiger Bäume und mit marmornen Säulengängen umgeben, wo rund herum mit Teppichen bedeckte Sitze angebracht sind. Da hier das Gymnasium und das Musik-Theater ganz in der Nähe ist, so ist dieser Spaziergang einer der besuchtesten in Korinth.

Beschreibung einer unterirdischen Höhle bey Korybus in Pamphilien*).

Diese Grotte, ein Wunder der Natur, verdient eine besondere Beschreibung. Der Eingang ist auf der Meeresseite, ein weit offenes Gewölbe, worin man, überall gedeckt, eine Strecke von zehn Stadien längs einer jähen Seitenwand heraus steigt. Am Ende dieses Ganges öffnet sich oben der Himmel, unten ein großes Amphitheater von lieblichem Grün, welches, durch den Schmelz der sammtenen und goldgestreiften Saffranblumen erhoben, rund umher stufenweise von den schönsten Bäumen umkränzt wird. Ein süßer Schauer durch-

*) Aus Sallust's römischer Geschichte nach De Brosses von J. Ch. Schlüter. 2. Bd.

dringt den einsamen Wanderer bey diesem Anblick; und nur mit Mühe reißt er sich von demselben los, um in die Tiefe des Thales hinab zu steigen, wo ein einziger schmaler Fußpfad, der anderthalb Meilen lang ist, ihn mitten durch ein kühles Schattengebüsch führt, in welchem hundert prächtige Wasserfälle ihn umrauschen. Alle diese Gewässer vereinigen sich ganz unten, am Eingange einer zweyten Grotte, worunter sie herlaufen. Beym Eintritt in dieselbe wird man durch einen Ton überrascht, der, ob er gleich gewisser Maßen harmonisch, und dem Getöne einer unendlichen Menge Zimbeln ähnlich ist, anfangs eine Art von Schrecken erregt. Er entsteht von dem Geräusch der zwischen den unterirdischen Felsen durchbrausenden Wasserfluthen, welches, indem es pfeifend durch einige Spalten dringt, von den Gewölben und Höhlungen zurück schallt. So wie man in der Höhle weiter voran geht, wird sie niedriger und dunkler. Ungefähr mitten in derselben springen die Quellen wieder hervor, und bilden einen großen Fluß, dessen Wasser etwas salzig ist; er strömt reißenden Lauf's in einen nicht langen Canal, an dessen Ende er sich von Neuem verliert. Weiter zu gehn ist nicht wohl möglich, ohne mit äußerster Gefahr zwischen den dunkeln Felsen fortzukriechen. Die, welche sich weiter gewagt haben, haben eine Art von Saal gefunden, der von oben her ein wenig erleuchtet ist, hinter demselben eine dritte niedrigere Höhle, enge und ganz finster, aus deren Boden ein giftiger Dunst aufsteigt, wovon Thiere in einem Augenblicke sterben.

Die Eisgletscher*).

Im Norden Italiens stellen sich die Alpen dar, von Piemont bis nach Istrien ein großer halber Mond, wie eine himmelhohe, weiße Mauer mit unersteigbaren Zinnen, ungefähr 2500 Klafter hoch über das Mittelmeer. Man weiß keinen Menschen, welcher den weißen Berg oder das Schreckhorn erstiegen

*) Aus Joh. Müllers Geschichte der Schweiz.

hätte. Man sieht ihre pyramidalischen Spitzen mit unvergänglichem Eise bepanzert und von Klüften umgeben, deren unbekannten Abgrund grauer Schnee trügerisch deckt. In unzugänglicher Majestät glänzen sie hoch in den Wolken, weit in die Länder der Menschen hinaus. Den Sonnenstrahlen trotzt ihre Eislast; sie vergolden sie nur. Von dem Eise werden diese Gipfel wider die Lüfte geharnischt, welche im langen Laufe der Jahrhunderte die kalten Höhen des Ural in Trümmer verwittert haben; und wenn in verschlossenen Gewölbern der nie gesehene Stoff des Erdballs noch glüht, so liegt auch diesem Feuer das Eis der Gletscher zu hoch. Nur schmilzt an der Erde Wasser unter demselben hervor, und rinnt in Thäler, wo es bald überfriert, und in Jahren, deren Zahl niemand hat, in unergründliche Lasten Tagereisen weit gehärtet und aufgehäuft worden ist. In ihren Tiefen arbeitet ohne Unterlaß die wohlthätige Wärme der Natur, und aus den finstern Eiskammern ergießen sich Flüsse, Höhlen, Thäler füllen Seen, und erquicken die Felder. Doch wer durchdringt mit menschlicher Kraft in eines Lebens Lauf die unerforschte Gruft, wo in ewiger Nacht, oder bey dem Schimmer weltalter Flammen die Grundfeste der Alpen der andern Halbkugel begegnet, oder alternde Klüfte ihnen und uns den Untergang drohen. Aber das menschliche Geschlecht ist von gestern, und öffnet kaum heute seine Augen zur Betrachtung des Laufes der Natur.

Beschreibung des Ätna *).

Wir verließen Nicolosi, und kamen nach einem beschwerlichen Wege von anderthalb Stunden über wüste liegende Lava und Asche an die Gränze der waldigen Gegend oder der gemä-

*) Aus Brydone's Reise durch Sicilien. Man theilt den Ätna in drey Regionen ab; die erste heißt die angebaute; sie ist mit Städten, Dörfern und Klöstern angefüllt, und wird von Lavahügeln gebildet; die zweyte die Waldgegend; die dritte, die wüste oder nackte Gegend, ist ganz mit Eis und Schnee bedeckt.

ßigten Zone. Sobald wir in diesen angenehmen Waldungen anlangten, glaubten wir in einer ganz andern Welt zu seyn. Die zuvor heiße und schwühle Luft war nun kühl und erfrischend, und jedes Lüftchen war mit tausend Wohlgerüchen beladen, weil der ganze Boden mit den vortrefflichsten aromatischen Pflanzen bedeckt war. Verschiedene Theile dieser Region sind wirklich himmlisch schön; und wenn der Ätna von innen der Hölle gleicht, so kann man mit eben dem Rechte sagen, daß er von außen einem Paradiese ähnlich sey. Gewiß ist es eine merkwürdige Sache, daß sich an diesem Gebirge die schönsten und die schrecklichsten, kurz, die entgegen gesetztesten und unähnlichsten Dinge in der Natur vereinigen. Hier ist ein Schlund, der ehemahls Feuerströme, Rauch und Asche ausspie, recht üppig mit den schönsten Pflanzen und Gewächsen geschmückt, und aus einem Gegenstande des Schreckens zu einem Gegenstande des Vergnügens geworden. Hier sammelt man die wohlschmeckendsten Früchte von einem, noch vor Kurzem schwarzen und wüsten Felsen ein. Hier ist der Boden mit allen Arten von Blumen bedeckt, und man wandert über alle diese Schönheiten und betrachtet die höchst anmuthige Wildniß, ohne zu bedenken, daß die Hölle mit allen ihren Schrecken unmittelbar unter unsern Füßen ist, und daß vielleicht nur wenige Ellen tief unter uns Seen von fließendem Feuer brausen. Doch unser Erstaunen wurde noch größer, da wir unsere Augen auf die höhern Gegenden des Ätna richteten. Da sieht man die zwey Elemente, die stets mit einander im Kriege sind, auf immer vereinigt, einen unermeßlichen Feuerschlund mitten im Schnee, den er nicht zu schmelzen vermag, und ungeheure Schnee- und Eisgefilde rund um diesen Schlund her, den sie nie auszulöschen vermögend sind. —

Wir hatten nur noch ungefähr 900 Fuß bis zur höchsten Spitze des Berges, wo wir noch zeitig genug ankamen, das wunderbarste und prächtigste Schauspiel der Natur zu sehen. Doch hier muß jede Beschreibung unvollkommen bleiben: denn keine menschliche Einbildungskraft hat es wohl je gewagt, sich ein Bild von einer so herrlichen und prächtigen Scene zu den-

ken, noch gibt es auf der Oberfläche unsers Erdballes einen Punct, der so viele erhabene Gegenstände vereinigte. Diese erstaunliche Höhe über der Fläche der Erde, die sich hier gleichsam in einen einzigen Punct zusammen zieht, ohne einen andern benachbarten Berg, auf welchem Auge und Einbildungskraft auf ihrer Reise in die Welt hinüber hätten ausruhen, und sich von ihrem Erstaunen erhohlen können; diese Spitze, die sich vom Rande eines bodenlosen Schlundes erhebt, der so alt als die Welt ist, und oft Feuerströme und brennende Felsen mit einem — die ganze Insel erschütternden Donnern auswirft; — und endlich von dieser Spitze die unumschränkteste Aussicht auf die verschiedensten und schönsten Scenen in der Natur; sammt der aufgehenden Sonne, die nach Osten eilet, um diesen wunderbaren Schauplatz zu erleuchten: welche Gegenstände! Die ganze Atmosphäre entzündete sich nach und nach, und zeigte uns, doch nur schwach, die gränzenlose Aussicht um uns her. See und Land sahen noch finster und verworren aus, als ob sie erst aus ihrem ursprünglichen Chaos hervor kämen; Licht und Finsterniß schienen noch nicht geschieden, bis endlich der Morgen anbrach, und die große Scheidung vollbrachte. Die Sterne verloschen, die Schatten verschwanden, die Wälder, welche finstere Abgründe geschienen hatten, von welchen kein Strahl zurück kam, um uns ihre Gestalt und Farbe zu zeigen, stellten sich uns als eine neue Schöpfung dar, die von einem Augenblicke zum andern immer lebendiger und schöner ward. Die Scene erweiterte sich immer, der Horizont dehnte sich von allen Seiten aus, bis die Sonne, gleich dem großen Schöpfer, in Osten erschien, und mit ihren belebenden Strahlen das erhabene Schauspiel vollendete. Alles schien ein Zauber zu seyn, und wir konnten kaum glauben, daß wir noch auf Erden wären. Unsere, an solche Gegenstände nicht gewohnten Sinne waren betäubt und verwirrt, und erst nach einiger Zeit fanden wir uns vermögend, sie von einander zu unterscheiden und davon zu urtheilen. Zwischen uns und der Sonne, die aus dem Meere zu steigen schien, lagen unermeßliche Flächen See und Land;

die liparischen, panorischen, alicudischen Inseln und Strombolo und Volcano, lagen mit ihren rauchenden Gipfeln unter unsern Füßen; auf ganz Sicilien sahen wir wie auf eine Landkarte hinab, und konnten jeden Fluß in allen seinen Krümmungen von seiner Quelle an bis zur Mündung verfolgen. Kurz, die Aussicht ist auf allen Seiten gränzenlos; kein einziger Gegenstand im ganzen Gesichtskreise, der sie unterbrechen könnte; das Auge verliert sich allenthalben im Unermeßlichen, und ich bin versichert, nur die Unvollkommenheit unserer Augen war Schuld daran, daß wir die Küsten von Afrika, ja selbst von Griechenland, nicht entdeckten; denn beyde mußten über unserem Horizonte liegen.

Beschreibung einer Seuche, welche Attika im zweyten Jahre des peloponnesischen Krieges verwüstete *).

War schon das erste Jahr dieses blutigen Krieges für das verwüstete Attika entsetzlich, so wurde es nun von dem zweyten in einen Abgrund von Elend gestürzt.

Kaum erhob der Frühling sein lächelndes Antlitz über die blüthenlosen, verheerten Gefilde, als die zwey größten Feinde der Menschheit — Schwert und Seuche — von Neuem ein gräßliches Schauspiel begannen. Die Elemente schienen mit Athens Feinden in einen Bund getreten zu seyn, und unsichtbare Mächte das Panier des Todes zu schwingen. Denn nicht genug, daß das ganze peloponnesische Heer wieder sengend und brennend in Attika einfiel — würgte auch eine unergründliche Krankheit Tausende von Opfern dahin. Körper, die sich noch kaum im Gefühl ihrer Stärke erfreuten, sanken ächzend zur Erde nieder; Wangen, auf welchen noch eben die Rosenblüthen der Gesundheit schimmerten, Augen, aus welchen freudige Lebenskraft hervor leuchtete, erblichen und erstarben. Die

*) S. Perikles der Olympier, eine biographische Darstellung von F. Ch. Kuffner.

geengte, beängstigte Brust stöhnte, und keuchend drängte sich böser Athem hervor. Von Hitze dampfte der Kopf; Augen, Mund und Zunge rötheten sich, wie blutig, von Entzündung. Gräßlicher Schmerz folterte Eingeweide und Glieder. Dunkelroth und schwarzblau schwoll, mit Blasen und Geschwüren bedeckt, das Fleisch von den Knochen empor. Schlaflose, ununterbrochene Fieberhitze mit gräßlichem Fieberdurst durchglühten Mark und Gebein bis zum Wahnsinn, daß die Unglücklichen, nackt und bloß, zu Brunnen und Flüssen eilten, und sich in ihre Fluthen stürzten. Die Straßen waren mit Leichen bedeckt; aber nicht einmahl Raubvögel und reißende Thiere berührten sie, sie flohen sogar das unglückliche Land — und wenn hier und da ein Hund davon genoß, büßte er mit schnellem Tode.

Muth- und besinnungslos gemacht durch die Größe des Elends und der Gefahr, wagte man weder sich selbst, noch Andern thätigen Beystand zu leisten, und so währte das Übel bey jedem, den es ergriff, neun Tage. Er starb in dieser Zeit — und pries sich glücklich; oder das Fieber endete — aber nicht sein Leiden; denn das Gift der Seuche verließ den einmahl ergriffenen Leib nie wieder gänzlich, und das Leben konnte nur durch Verstümmelung des Körpers oder durch Erblödung der Seele erkauft werden. Mancher Genesene konnte sein widriges Schicksal nur durch den Verlust seiner Augen, Finger und anderer Glieder versöhnen. Mancher sah sich seines Gedächtnisses beraubt, oder seinen Geist in die Nacht des Blödsinns versenkt, so, daß er selbst den besten Freund nicht mehr zu erkennen vermochte.

Athen glich nun einem weiten Schlacht- und Leichenfelde; Elend und Entsetzen thronten auf den Hügeln gräßlich sterbender oder scheintodter und unbegrabener Körper, womit Häuser, Tempel und Straßen angefüllt waren. So groß aber auch die physische Verheerung dieser Seuche war, so zeigte sich doch die moralische Verderbtheit, ihre Folge noch größer, und Eine Seuche gebar die andere. Man hatte mit Schauder und Ingrimm die Bemerkung gemacht, daß der Beste wie der Böseste, der Wei-

seste wie der Thörichtste, der frömmste Verehrer der Götter wie der verworfenste Gotteslängner, gleiche Opfer des Unglücks wurden; man entdeckte, daß weder Unschuld noch Herzensgüte, weder Geistesgröße noch Seelenstärke, Rettungsmittel seyen — und der Glaube an die göttliche Vorsehung und Hülfe verschwand aus den Herzen der zweyfach Elenden. Man läugnete die feindseligen Götter, die nur würgten oder würgen ließen. Nichts blieb mehr heilig den entadelten Gemüthern, die nun ohne Hoffnung und Furcht waren, weil sie sich ohne Lohn und ohne Strafe glaubten. Der Frevel trat dem — Allen gleich eisernen Schicksal mit eiserner Stirne entgegen, und ungezügelte Sittenlosigkeit bebte vor keinem Verbrechen mehr zurück, wenn es auch nur ein Vergnügen für den Augenblick versprach. Man scheute das allsehende Auge des Himmels nicht mehr — wie viel weniger noch den Anblick beraubter und getödteter Mitbrüder! So wurden die menschlichen Gesetze mit Füßen getreten, da man die göttlichen verkannte. Der Verbrecher verhöhnte den Richter, welcher in dem Augenbicke dahin sank, als er über ihn das gerechte Todesurtheil sprach, und der Schuldlose ward zum Schuldigen, weil Unschuld keinen Lohn, Schuld keine Züchtigung zu erwarten hatte.

Beschreibung der Kleidungsstücke der Mamelucken *).

Das Erste, was dazu gehört, ist ein weites Hemd von Leinwand oder dünnem, gelblichen Cotton; darüber wird eine Art Schlafrock von indianischer Leinwand oder leichtem Zeug von Damas oder Alep gezogen. Dieser Rock heißt Antari, fällt

*) Eine ausführliche Beschreibung dieser ägyptischen Miliz findet man in Volney's Reise nach Syrien und Ägypten, woraus dieses Fragment genommen ist. Ich bemerke hier ein- für allemahl, daß ich bey der Auswahl der aufgenommenen Muster nicht allein auf den innern Werth, sondern auch auf die nothwendige Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit von Gegenständen aller Art bedacht war.

vom Halse bis auf die Knöchel hinunter, und wird vorne über dem Leibe bis an die Hüften über einander geschlagen, wo ihn zwey Schnüre zusammen halten. Ein zweyter Rock, von der nähmlichen Form und Weite, bedeckt den ersten, und seine weiten Ärmel gehen bis an die Fingerspitzen vor. Diesen nennt man Kaftan. Gewöhnlich nimmt man einen seidenen, kostbareren Zeug dazu, als bey dem vorigen. Ein langer Gürtel schließt diese beyden Kleider an den Leib an, und theilt den Körper in zwey große Bündel ab. Über diese beyden Kleidungsstücke kommt nun noch ein drittes, das Djoube heißt; es ist von Tuch ohne Futter, und hat mit dem vorigen einerley Form, ausgenommen, daß seine Ärmel nur bis an den Ellenbogen reichen. Im Winter und selbst oft im Sommer ist dieser Djoube mit Rauchwerk ausgeschlagen, und vertritt alsdann die Stelle eines Pelzes. Endlich werden diese drey Enveloppen noch von der letzten bedeckt, die man die Benische nennt. Dieß ist der Mantel oder das Kleid, das bey feyerlichen Gelegenheiten getragen wird. Seine Bestimmung ist, den Körper ganz und gar, selbst die Fingerspitzen, zu bedecken, die man, ohne den Wohlstand zu beleidigen, nie in Gegenwart angesehener Personen sehen lassen darf. Unter dieser Benische hat der Körper die Gestalt eines langen Sackes, aus welchem, auf einem nackten Halse, ein Kopf ohne Haare, mit einem Turban bedeckt, hervor ragt. Der Turban, welchen die Mamelucken tragen, wird Kaouk genannt, und ist ein gelber Zylinder, den von außen eine künstlich gelegte Rolle von Mousselin schmückt. Ihre Füße bedeckt eine Art gelbledener Socken, die bis an die Ferse gehen, und Pantoffeln, die man alle Augenblicke von den Füßen verliert. Das sonderbarste Kleidungsstück von allen aber ist eine Art langer Hosen, deren Umfang so groß ist, daß sie bis an's Kinn heraufreichen, und jedes Bein den ganzen Körper reichlich beherbergen könnte. Um das Gemählde zu vollenden, muß man wissen, daß die Mamelucken diese Hosen von einem gewissen venetianischen Zeuge machen, den man Saille nennt, und der, ob er gleich eben so wollreich und weich als der Biber ist, doch

an Stärke und Dichtheit ein grobes Tuch noch weit übertrifft; und daß sie, um im Gehen nicht so sehr gehindert zu werden, alle herunter hängenden Theile der oben erwähnten Kleider in diese Hosen hinein stecken, und mit einem Gürtel, den sie herauf und herunter schieben können, befestigen. Man findet leicht, daß die Mamelucken, auf diese Art eingewickelt, nicht sehr gut zu Fuße seyn können; was aber noch weit schwerer zu begreifen wird, wenn man nicht den Menschen in verschiedenen Ländern gesehen und beobachtet hat, ist dieses, daß sie ihre Kleidung für sehr bequem halten. Vergebens stellt man ihnen vor, daß sie den Fußgänger am Gehen hindert, und dem Reiter zur Last fällt, und daß dieser, sobald er nicht mehr auf dem Pferde sitzt, sich verloren geben muß; sie antworten immer: Es ist aber der Gebrauch so, und dieser Grund erschöpft Alles.

Waffen der Mamelucken.

Den ersten Platz darunter behauptet ein englischer Carabiner, ungefähr dreyßig Zoll lang, dessen Mündung so weit ist, daß er auf einmahl zehn bis zwölf Kugeln schießt; selbst ohne alle Geschicklichkeit ist seine Wirkung allemahl tödtlich. In ihrem Gürtel tragen sie zweytens ein Paar große Pistolen, die mit einer langen seidenen Schnur an ihrer Kleidung befestiget sind. Am Sattel hängen noch eine Menge Waffen, deren sie sich zum Todtschlagen bedienen; endlich hängt an ihrem linken Schenkel in einem Bandalier ein krummer Säbel, dessen Gattung in Europa wenig bekannt ist. Wenn man seine Klinge in gerader Linie mißt, so ist sie nicht länger als 24 Zoll, mißt man aber die Krümmung, so kommen 30 heraus. Diese Form, die uns seltsam scheint, ist aber nicht ohne triftige Gründe erwählt worden. Die Erfahrung lehrt, daß der Hieb einer geraden Klinge nur einen Fleck trifft, wo sie auffällt, und nur in dem Augenblicke, da er geschieht, verwundet, weil er bloß durch den Schlag schneidet: eine krumme hingegen schneidet fort, wenn sie auch zurück gezogen wird, dringt durch die Bewegung

des Armes immer tiefer ein, und wirkt weit länger fort. Den Barbaren, deren Geist sich vorzüglich mit solchen Mordkünsten beschäftiget, ist diese Bemerkung nicht entgangen; und daher schreibt sich dieser allgemeine, und so alte Gebrauch dieser Art Säbel im Morgenlande. Die gemeinen Mamelucken erhalten die ihrigen aus Constantinopel und Europa; die Begs aber geizen nach Klingen aus Persien und den ehemahligen Fabriken in Damas *), die sie mit 54 Louisd'or bezahlen. Die Eigenschaften, die sie vorzüglich daran schätzen, sind Leichtigkeit, gleiche und hell klingende Härte, das Gewässerte oder sogenannte Damascirte des Eisens, und vorzüglich die feine Schärfe der Schneide. Man muß gestehen, daß man alles dieses in größter Vollkommenheit daran findet; nur haben diese Klingen den Fehler, daß sie leicht springen wie Glas.

Beschreibung eines Gemähldes: Johannes in der Wüste; in Lebensgröße **).

Die Zeit hat diesem göttlichen Werke gegeben und genommen: gegeben — eine Wahrheit des Colorits, die es vielleicht bey der Verfertigung nicht hatte; genommen aber — an einigen wenigen Stellen den bestimmten Umriß, dessen dunkle Schatten sich in den noch dunkleren Hintergrund verlieren. Auf seinen linken Arm gestützt, den linken Fuß hinauf gezogen in eine Ruhe, die doch nicht unthätig ist; den rechten vor sich hinaus gestreckt, des Körpers andere Stütze: so sitzt Johannes ruhend da, in jugendlicher Kraft und Blüthe, sein sinnendes Haupt der rechten Schulter zu gewandt. Unter seiner Linken liegt auf dem Felsensitze das Kreuz, und in der Rechten, deren Arm, links hingehalten, seinen Schooß beschattet, hält er das andere Emblem des Täufers: die, mit dem Quell, der unter seinem Sitze her-

*) Heut zu Tage wird kein Stahl mehr dort verarbeitet. Alle sogenannten Damascener Klingen sind also entweder alt, oder in Europa nachgemacht.

**) Forsters Ansichten vom Niederrhein, erster Theil.

vor strömt, angefüllte Schale. Diese Zeichen geben ihm für den Christen ein eigenthümliches Interesse: sie versetzen uns in den bestimmten Gesichtspunct, aus welchem der Künstler beurtheilt werden muß, den nähmlich, in dessen ekstatischem Helldunkel er das Urbild seiner Schöpfung erscheinen sah. — —

Kraft in Ruhe, nicht Abspannung, sondern Gleichgewicht: dieß ist das aufgelöste Problem. Wir sehen einen Mann in Jünglingsschönheit sitzen; der Körper ruhet, doch nur vermittelst wirkender Muskeln, und der rechte Arm schwebt frey mit der gefüllten Schale. Indem er sie zum Munde führen will, verliert sich sein Geist in seiner innern Gedankenwelt, und seine Hand bleibt, ihm unbewußt, schweben. Schön sind die Lippen von unentweihter Reinheit. Mild lächelnd belohnen sie, wer ihrer Stimme horcht: jetzt aber folgen sie dem Zug eines weicheren Gefühls. Ist es vielleicht die stille Freude der Hoffnung? Wenigstens umschweben frohe Gedanken den geschlossenen Mund, und scheinen gleichsam zu buhlen um die Hülle des Lautes. Niedergesenkt ist der Blick; theilnehmende Bewunderung einer geahnten Größe drückt die Augenlieder; unter ihrer großen schwärmerischen Wölbung, die so himmlisch rein hervor tritt aus dem Schatten der Augenbraune, steht ein Göttergesicht vor der inneren Sehe, wogegen ihm die mit Reiz geschmückte Erde nur Staub ist. Ein Ocean von Begriffen liegt klar auf seiner Stirn entfaltet. Wie heiter ist diese Stirn! Keine Begierde, keine stürmische Leidenschaft stört den heiligen Frieden dieser Seele, deren Kräfte doch im gegenwärtigen Augenblick so rege sind! Vom runden, festen Kinne bis zur braungelockten Scheitel, wie wunderschön ist jeder Zug! und wie versinkt dennoch die Sinnenschönheit in hervor strahlender, erhabener Seelenstärke!

Klopstocks Begräbnißfeyer *).

Die gebildeten Zirkel mehrerer Städte des deutschen Vaterlandes haben seinem Genius feyerliche Todtenopfer gebracht.

*) Aus Jördens Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten. 3. B.

Vorzüglich aber wetteiferten die beyden Städte, Hamburg und Altona, dem ehrwürdigen Todten eine Begräbnißfeyer zu bereiten, wie sie noch keinem Gelehrten in Deutschland zu Theil geworden war, Hamburg, welches der Dichter über dreyßig Jahre mit oft erklärter Vorliebe für die freye, glückliche Verfassung desselben bewohnt hatte, welches von Reisenden aller Art vorzugsweise auch besucht wurde, um Klopstock kennen zu lernen, und Altona, dessen Bürger er gewesen war, und in dessen Schooß seine Gebeine versenkt werden sollten. Mit ihnen verbanden sich unaufgefordert die Stellvertreter deutscher und fremder Nationen, die in Hamburg wohnenden Gesandten und Geschäftsträger Belgiens, Dänemarks, Englands, Frankreichs, Österreichs, Preußens und Rußlands, um im Nahmen ihrer Staaten dem großen Todten die letzte Ehre mit erweisen zu helfen. Es war der 22. März, der erste Tag des eingetretenen Frühlings, als die Feyer vor sich ging. Gleichsam als ob der Himmel selbst den Dichter der Auferstehung verherrlichen wollte, war dieser Tag ganz ungewöhnlich heiter; kein Wölkchen trübte den Luftkreis. Früh um 10 Uhr versammelte sich in 76 Kutschen vor dem Sterbhause ein langes, ehrwürdiges Trauergefolge. Das am niedersächsischen Kreise residirende, diplomatische Corps, Mitglieder des Hamburger Senats und Oberalten, die Geistlichkeit, das Personale der beyden großen, öffentlichen Lehranstalten, Gelehrte, Künstler, Kaufleute und andere angesehene Bürger der Republik Hamburg machten dasselbe aus. Auf Befehl des Senats erschien eine Ehrenwache von hundert Mann zu Fuß und zu Pferde; militärische Ehrenbezeigungen waren der Leiche von den acht Wachen des Stadtgebieths verordnet, denen der Zug vorüber ging. Er begann unter dem volltönenden, großen Geläute der sechs Hauptthürme Hamburgs. Auf einem mit vier Pferden bespannten und von vier Führern geleiteten Trauerwagen stand der ganz einfache Sarg. Des Zuströmens vieler Tausende auf den Straßen und Märkten und an dem Thore ungeachtet, waren Polizeyvorkehrungen unnöthig. Der feyerliche Eindruck vertrat ihre Stelle; er geboth dem zahllosen Haufen Ruhe und ehr-

furchtsvolle Stille. Der Zug erhob sich langsam feyerlich durch einige Hauptstraßen über den schönen, freyen Jungfernsteig zum Millernthore hinaus nach Altona, wo er um zwölf Uhr vor dem Thore anlangte. Hier, an der hamburgischen und dänischen Gränze, geschah die feyerliche Übergabe der Leiche. Das schöne hamburgische Dragoner-Corps und die begleitende Infanterie machten dem geehrten Todten vor ihrem Abtritte noch einmahl die Honneurs, und an ihre Stelle trat nunmehr eine dänische Ehrenwache. Der dänische Etatsrath Lawätz trat an den Trauerwagen der Verwandten, um ihnen anzuzeigen, daß seine Mitbürger versammelt wären, um sich dem ehrwürdigen Zuge anzuschließen. Dieß geschah in folgender Ordnung. Eine Escorte Husaren eröffnete den Zug; dann folgten zwey Marschälle in Wagen und ein Geleit von noch 48 Kutschen mit den ersten Personen der königlichen und Stadtregierung, Gelehrten, Officieren, fremden Generalen und mehreren der angesehensten Bürger. Vier Ehrenbegleiter traten mit entblößtem Haupte an den Leichenwagen, den Sarg mit daran befestigten Florgebinden haltend. Acht Marschälle mit ihren weißen Stäben, nebst drey Jungfrauen in weißen Gewändern und Schleyern, welche mit Rosen- und Myrthenkränzen und Blumen gefüllte Körbchen trugen, gingen unmittelbar vor demselben. Langsam bewegte sich der Zug durch die Hauptstraßen Altona's. Als er sich der Hauptwache näherte, trat dieselbe sogleich ins Gewehr, und eine Trauermusik von gedämpften Hörnern ertönte, bis er vorüber war. Alle Glocken der Stadt läuteten, Trauerflaggen wehten von den Schiffen im Hafen. Viele Frauenzimmer der gebildeten Classe unter den zahlreichen Zuschauern waren in Trauer gekleidet. Überall herrschte, der ungeheuren Menge des herzu geströmten Volks ungeachtet, die ordnungsvollste Ruhe. So ging der Zug nach dem zur Stadt gehörigen, und unmittelbar an dieselbe gränzenden Dorfe Ottensen, wo sich Klopstock selbst auf dem Gottesacker unter einer Linde ein Grab neben seiner verstorbenen ersten Gattinn hatte bereiten lassen. Bey der Ankunft des Zugs ertönte abermahls eine Trauermusik von

gedämpften Blas-Instrumenten. Das Gefolge betrat zuerst die Kirche, dann schwebte der Sarg, getragen von den hamburgischen Rathsdienern, und begleitet von den Marschällen, Ehrendienern und Jungfrauen, herein, und wurde vor dem Altar niedergesetzt. Der Domherr Meyer legte jetzt das, dem Sarge voran getragene Meisterwerk des Dichters, die Messiade, aufgeschlagen auf den Deckel des Sarges; ein Jüngling bedeckte das aufgeschlagene Buch mit zusammen geflochtenen Lorberzweigen; die Jungfrauen hefteten ihre Kränze an den Sarg. Jetzt unterbrach die feyerliche Stille vom Chore herab eine noch feyerlichere Trauermusik, zu der sich mehr als hundert Tonkünstler, Dilettanten und weißgekleidete Sängerinnen vereinigt hatten, welche mit der dritten und vierten Strophe des, von Schwenke componirten, Klopstock'schen Vaterunsers begann. Aus seinem Heilig, aus seinen geistlichen Liedern, aus Mozarts Todtenmesse wurden mehrere Strophen und Chöre mit unbeschreiblicher Innigkeit gespielt und gesungen. Engelchöre schienen sich mit den Menschenstimmen vereiniget zu haben, um die Andacht der Zuhörer zu beflügeln. Plötzlich verstummten die Töne. Der Domherr Meyer trat an den Sarg, sprach einige rührende Worte zur Einleitung, und las aus dem zwölften Gesang der Messiade die Schilderung des Todes der zärtlichen Maria, Lazarus Schwester, eine Stelle, womit der Entschlafene sich selbst noch in seinem letzten Kampfe gestärkt hatte. Dann erhob die Musik wieder feyerliche Klagetöne, und unter dem beruhigenden Gesang: Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Staub, nach kurzer Ruh' ꝛc. ꝛc. wurde der Sarg aufgehoben, und zur Grabstätte unter die Linde getragen. Noch legte einer der Ehrenbegleiter ein Lied, das Unzer seinem Klopstock sang, auf den Sarg, und theilte es darauf unter der Trauerversammlung aus. Als endlich der Sarg hinab gesenkt wurde, überschütteten Jungfrauen und Jünglinge ihn, nach Daniens schöner Sitte, mit den Erstlingsblumen des Frühlings. Die mütterliche Erde bedeckte nun den Rest des Edlen, der so starb, wie er lebte, eine

Zierde seiner Nation, seines Zeitalters und des Menschengeschlechts.

Der Quell von Vauclüse*).

Der Quell von Vauclüse war mein erster Gang; gestern besucht' ich ihn. Was sage ich? Gestern? Ist mir doch, als säh' ich ihn noch.

Heute noch stürzt vor meinen Augen, wie aus einem tiefen Kessel, ein Strom hervor; er steigt, er schwillt heran, und plötzlich ergießt er sich unaufhaltsam, mit Donner und Brausen, in schäumenden Fällen herab, die der Dichtkunst und der Mahlerey zum Trotz unnachahmlich sind. Dieß ist der Quell von Vauclüse.

Im nächsten Augenblick fließt er schon wieder ganz ruhig, wie jenes glückliche Temperament, das sich zwar von seiner Lebhaftigkeit hinreißen, aber auch schnell wieder von inwohnender Güte besänftigen läßt. Hier wandeln sich seine Silberwellen in Wellen von flüssigem Blau, gleiten dahin und wälzen sich und spielen sorglos umher auf dem Wiesenteppich. Bald trennen sie sich in eine Menge kleiner Bäche und rieseln durch ein reizendes Thal. Jenseits des Thales vereinigen sich die Bäche wieder, und nunmehr ist es die Sorgue, die in hundertfältigen Krümmungen sich schlängelt, und den Comtat von Avignon befruchtet und schmückt.

Die Gärten zu Poggi.

Die schönen Gärten zu Poggi gleichen nicht jenen symmetrischen Gärten, die der Hochmuth bestellt und die Baukunst ausgeführt hat; nicht jenen Gärten, wo unter der einförmigen, despotischen Zucht der Schere, des Rechens und der Schnur, jedes Beet nur eine Blume, jeder offene Platz nur einen

*) Diese und die zwey folgenden Beschreibungen sind aus den Briefen über Italien, vom Jahr 1785, übersetzt von Georg Forster.

Weg, und alles nur eine Masse darstellt; nicht jenen Gärten, wo das Wasser in ungeheuern Becken zum ewigen Schlaf und zum Schweigen verurtheilt ist; nicht jenen Gärten endlich, die, so groß ihr Umfang ist, nur für eine Stunde, einen Gang von hundert Schritten und einen flüchtigen Blick gemacht worden sind.

Statt dessen hat der Genius dieser Gärten alles hingezaubert, was Kenntniß und Liebe der schönen Natur ihm eingeben können, um das Auge, die Phantasie und das Herz zugleich, durch zarte Rosenbeete, durch Wasser und Erde, durch Blumen und alle Schattirungen von Grün im mannigfaltigen Sonnenstrahl zu entzücken. Der Umfang dieser Gärten ist unberächtlich; die Kunst besteht darin, ihn nicht auf einmahl darzulegen, sondern vielmehr so haushälterisch zu verhehlen, daß jeder Schritt neue Räume, jeder Blick neue Gegenstände findet, bey denen sich die Seele in süße Träumereyen wiegt. Es gibt keine Blume im Garten, die nicht einen Schauplatz hätte, wo sie glänzen soll; kein Tröpfchen Wasser, das nicht sein Daseyn durch Bewegung und Geräusch verkünde; keinen Baum, der nicht ins Auge falle, und gleichwohl keinen einzigen, der sich aufzudringen schiene. Die Hütte dort, diese Grotte, jene Heerden in der Ferne und so manchen andern Gegenstand, den man von ungefähr erblickt, hat die Phantasie, die hier Alles ordnete, mit Vorbedacht hingestellt. Mitten in einem Garten das täuschende Bild der ländlichen Natur! Wer könnte je des Umherwandelns hier müde werden?

Zwar herrscht in diesen Gärten vorzüglich das ernste, dunkle Grün, welches die ekle Wahl der andern Jahreszeiten dem Winter übrig ließ, das Grün der Kiefern und Tannen, der Lärchen, Cypressen und immergrünenden Eichen. Doch der Ernst dieses winterlichen Waldes gattet sich mit dem lachenden Farbenspiel der Frühlingsstauden, mit dem glühenden Laube des Herbstgebüsches und der stolzen Pracht der schattenreichen Bäume des Sommers; die Nachbarschaft der Lilas, der Linden und Platanen erheitert jene melancholischen Schatten. Un-

sere Blicke ruhen sanft, und keine Wolken trüben unsere Phantasie in diesem ehrwürdigen Hain, der seinem Besitzer ähnlich ist.

Gemählde vom Tode des Seneca.

Ich kann sagen, nun habe ich auch den Seneca sterben gesehen. Er stirbt auf diesem Gemählde. Die mittelste Figur, halb entkleidet, wie ein Mensch, der seinen Leib den Elementen wieder gibt und nicht mehr gegen sie schützt, hält die Füße im Bade, und läßt das Blut strömen; das ist Seneca. Rechts, etwas tiefer, sitzt in einiger Entfernung ein Schreiber, der geschrieben hat, und inne hält; links, zwey andere Schreiber; sie halten ebenfalls inne. Auf eben der Linie, so hoch als Seneca, steht ein Mensch in einer dunkeln Ecke; jetzt erkenn' ich ihn; es ist ein Soldat. In der andern Ecke, aber im Lichte, seh ich einen alten Senator. Betrachten wir nunmehr, was vorgeht. Der ehrwürdige Alte dictirt, in Erwartung des Todes, die Gedanken, die vor seinem innern Sinn vorüber gehen. Der Tod hemmt ihren Gang. Der Arm ist eiskalt, das Blut will nicht mehr fließen, der Leib erstarrt, das Haupt schwankt, und der Blick, der einen Gedanken erspähte, strebt umsonst ihn festzuhalten, und will erlöschen. Jeder von den Schreibern, mit einem andern Ausdruck von Theilnehmung, Aufmerksamkeit und Besorgniß, jeder mit der Feder in der Hand, blickt unverwandt auf die Lippen des Weisen, die noch ein Wort beginnen. Nur noch eine Bewegung, und es ist ausgesprochen; umsonst! der Tod drückt ihnen das Siegel auf. Mittlerweile zählt der Centurio an der Thür mit Ungeduld die Augenblicke bis zum letzten Hauch des Philosophen; schon hebt er den Fuß in die Höhe, denn Nero ist's, der auf ihn wartet. Der alte Senator endlich denkt an Nero, indem er Seneca's Tod erwägt.

Beschreibung einer indischen Jagd *).

Die Gegend von Monghir wird durch eine Kette von Bergen und Felsen, die mit den tiefsten Thälern abwechseln, durch die Menge von Strömen, Seen und Baum-Alleen, zwischen denen Dörfer, Saatfelder und milde Ebenen liegen, und durch die Mannigfaltigkeit der Ansichten sehr romantisch. Neben mir sehe ich den furchtbar schönen Abgrund, durch den sich ein brausender Strom drängt, um mich nackte Felsenwände, und weiter hinaus begränzen meinen Gesichtskreis die freundlichsten und fruchtbarsten Gegenden; ich glaube vor der Gränze eines der aufgeklärtesten Völker zu stehen, wenn man von der Annehmlichkeit des Landes und der Cultur der Felder auf die Cultur der Menschen schließen darf. Ich hatte einige Tage hindurch die Gegend durchstrichen, und mit Vergnügen die geschmackvollen Anlagen des Nawab besucht. Um so erwünschter war mir die Einladung desselben, mit ihm auf die Jagd zu gehen. Ich glaubte, wie bey uns, eine kleine Jagdgesellschaft in seinem Schlosse zu finden, die das Vergnügen des Fürsten theilen sollte. Aber wie erstaunte ich am andern Morgen über die Menge von Kutschen, Post- und Packwägen, Elephanten, Pferden, über die Scharen von Reitern, als sollte es in die Schlacht gehen, über die zahllose Menge von Menschen zu Fuß und auf Kamehlen, als zöge eine Nomadenhorde von ihrem Wohnsitze aus, um eine neue Gegend zu suchen; über den langen Zug von Jägern, die mit Spießen und Pfeilen bewaffnet, eine große Anzahl von Windspielen, Falken und Chiter **) mit sich führten, über den Troß von Reitern, die

*) Aus den Briefen eines Engländers. Ich bemerke hier ein für alle Mahl, daß alle Aufsätze, deren Verfasser oder Quellen hier nicht besonders angegeben werden, aus den vorzüglichsten Zeitschriften, dem Freymüthigen, dem Morgenblatt, den Erheiterungen, den Miscellen, der Zeitung für die eleg. Welt u. s. w. genommen sind.

**) Der Chiter, eine Art Panther, größer als der Leopard, und an Gestalt und Schnelligkeit dem Windspiele nicht un-

mit Spießen, Flinten, Lunten und Säbeln versehen waren, über die Menge von Panterthieren, welche auf einer Art kleiner Tragsessel auf die Jagd getragen wurden, und endlich über die große Bagage und den Proviant, welche dem Zuge folgten. Die ganze Jagdgesellschaft bestand aus nicht weniger als 20,000 Menschen.

Unter den Begleitern des Nawab befanden sich viele Officiere aus seiner Armee, seine ganze Familie und eine Menge anderer gemischter Gäste, die in Landkutschen und zu Pferde hinter der Sänfte ihres Oberherrn folgten. Er selbst, auf ein weiches Polster gestreckt, das von acht starken Dienern auf den Schultern getragen wurde, bestieg ungern im hohen Grase ein Pferd, und im Gebüsche einen Elephanten. Neben ihm lag ein Schild, Bogen, Pfeile, ein Säbel und eine Flinte. Als wir das Jagdrevier erreicht hatten, bildete der Zug eine lange, einen Mann hohe Reihe, und dehnte sich in eine unabsehbare Linie aus, die den ganzen Raum, wo gejagt werden sollte, einschloß. Der Nawab nahm so ziemlich die Mitte der Linie ein. Auf ein gegebenes Zeichen bewegte sich die Linie Schritt vor Schritt vorwärts, und jeder auf seinem Platze scheuchte das Wild auf, so daß sie alles, was sich auf dem ganzen Raume befand, aufjagten und vor sich her trieben. Wenn Hasen aufspringen und Repphühner oder wildes Geflügel überhaupt aufsteigt, so lassen die Jäger Falken los, die mit der Schnelligkeit eines Pfeils ihren Raub verfolgen. Es macht sehr viel Vergnügen, den Falken einen Hasen beizen zu sehen, vorzüglich da, wo das Gras nicht hoch steht; und wenn man auch das Wild selbst nicht mit den Augen verfolgen kann, so läßt sich schon aus der Richtung, die der Falke in seinem Fluge unaufhörlich bald hierher, bald dorthin, bald vorwärts, bald auf die Seite, und dann wieder rückwärts nimmt, auf den

ähnlich. In anderer Rücksicht gleicht er dem Tieger, ausgenommen, daß das Gelb seines Felles heller ist. Er ist schön gefleckt, und die Flecken stehen in regelmäßigen Linien, und sind weitläufiger und dunkler als beym Leopard.

Lauf des Hasen schließen. Selten entgeht einer seinem Verfolger, der mit der größten Gewalt die eine Kralle in das Wild, und die andere in die Erde schlägt. Damit er bey diesem starken Schlage der Kralle nicht das Fell beschädigen kann, bindet man ihm ein Stück Leder unter, das den Schlag mildert. Die Windspiele werden auf diejenigen Thiere gehetzt, welche die Bogenschützen verfolgen, die Reiter aber greifen mit ihren Spießen und Lunten die wilden Schweine an. Da wir Elephanten mit uns führten, liefen wir Gefahr, von andern reißenden Thieren angegriffen zu werden, und auch auf diesen Fall hatten sich die Jäger, die nach Verhältniß in der Linie vertheilt waren, mit Waffen versehen. Dieser Fall ist aber so selten, daß sich keiner von der Gesellschaft erinnerte, einen solchen Kampf mit einem wilden Thiere erfahren zu haben. Man tödtete eine große Menge Wild; vorzüglich ergiebig war die Jagd an Repphühnern und wilden Schweinen ausgefallen.

In einem Thale zwischen dem Ganges und einer Bergkette ist eine ebene Heide, auf welcher der Nawab vor einigen Jahren eine Gazellenzucht anlegen ließ, die sich stark vermehrt hat. Er ließ nähmlich einige Stämme aus der Wildniß dahin verpflanzen, und um sie einiger Maßen zahm zu machen, mußten sie sich an den Anblick von Ochsen und Pferden, die hier weideten, und an den Lärmen der Fuhrleute, die ihren Weg hier vorbey nehmen mußten, gewöhnen. Um diese Absicht um so eher zu erreichen, waren die Thiere, welche sich unter ihnen zerstreuten, mit scharlachrothen Decken versehen, wodurch die Gazellen so dreist gemacht wurden, daß sie sich weder von Fußgängern, noch von Wagen auf ihrer Wiese stören ließen. Zu der Jagd dieser Thiere waren die Panther mitgenommen. Die Träger derselben waren scharlachroth gekleidet, und gingen, wenn sie eine Gazelle bemerkten, von der Seite unbemerkt vorwärts. Auf ein gegebenes Zeichen des Hüters gehen sie gerade auf die Gazelle zu, ziehen dem Panther die Blende von den Augen, und lassen ihn auf das Thier losschie-

ßen. In dem ersten Augenblick, wo sie ihn erblickt, ist sie so bestürzt und so verwirrt, daß sie keinen Sprung thun kann. Der Panther faßt sie beym dritten Sprunge, packt sie beym Halse und saugt ihr das Blut aus. Der zweyte Panther, welcher vorgelassen wurde, verfehlte seinen Raub, weil die Gazelle ihren Sprung gewann, ehe er nahe genug war, sie zu erreichen; beym dritten Sprung, den er mit der größten Anstrengung, aber vergebens, that, lag er auf dem Boden, und hatte keine Lust, sie länger zu verfolgen. Diese Art, die Gazellen zu jagen, ist sehr gefährlich, weil der Panther, wenn er seinen Raub verfehlt, die Zuschauer oft in der Wuth angreift, vorzüglich die Reiter. Das Volk muß sich daher, der Sicherheit wegen, ganz in der Ferne halten.

Nachdem dieses Vergnügen drey bis vier Stunden gedauert hatte, begaben wir uns in eine Ebene, wo Zelte aufgeschlagen und Erfrischungen bereit standen. Wenn keine Zelte vorhanden sind, oder keine Gegend sich findet, die für ein Lager der Art bequem ist, so werden nur Teppiche auf die Erde gebreitet, auf denen man die Speisen ißt, die vorher im Fahren auf den Wägen zubereitet worden sind. Bey der großen Menge von Jägern hatten wir in kurzer Zeit einen Raum von zwölf englischen Meilen durchstrichen, und bedurften um so mehr der Erhohlung.

Die Abtey La Trappe.

Diese, einst ihrer außerordentlichen Strenge wegen berühmte Abtey liegt 34 Lieues von Paris entfernt. Man verfolgt von letzterm Orte aus immer die Landstraße nach Bretagne, bis auf ungefähr zehn Stunden. Dann führt aus einer unübersehbaren, mit allen Reizen und Schönheiten der Natur und Kunst prangenden Gegend ein Seitenweg nach der Grafschaft Perche, der gräßlichste Weg von der Welt, zwischen hohen, rauhen Felsenwänden, in die nie ein erwärmender Strahl der Sonne niederfällt. Eine Meile von La Trappe beginnt eine furchtbare Wildniß. Hinter derselben, tief in

einem Walde, liegt die Abtey. Nicht ohne geheimes Grauen betritt man diese schauerliche Gegend, in der man zuerst hier und da halbvermoderte Hütten, und allenthalben bettelnde Menschen erblickt. Tiefer in dieser furchtbaren Einöde sind große, schwarz bemahlte, hölzerne Kreuze aufgestellt, dem ängstlichen Wanderer verkündend, was er bald zu erwarten habe. Kein Vogel läßt sich in diesen schauerlichen Gefilden hören. Kein mildes Lüftchen weht in diesem, rings von Felsen umschlossenen, düstern Thale. Da gibt es keinen Bach, keine Quelle. Nur todte Teiche sieht man in der Ferne.

Nichts kann trauriger, nichts für die Einsamkeit, für die Entmenschung ausgesuchter seyn, als dieser Ort. Auf der einen Seite die öde Natur, auf der andern Ruinen und düstre Felsenklüfte, steht diese Einsiedeley, wie zur gänzlichen, ewigen Abgeschiedenheit von der Welt verdammt, in einem Winkel des schauerlichen Waldes. Lange herrscht hier strenger Winter; denn klagt der Wanderer zuerst über unerträgliche Hitze, so schaudert er bey dem Eintritte in die Wildniß plötzlich vor Kälte zusammen. Es scheint, die Natur habe geschworen, daß hier der Wendezirkel von Europa seyn sollte.

Die Abtey, deren Thürme weit über die Gegend empor ragen, eine nackte große Kirche und ein Gasthaus ist alles, was man hier erblickt.

Lebensweise und Tagesordnung der Mönche dieses Ordens.

Die gewöhnliche Andacht dieser Mönche dauert im Chor und in der Kirche von Mitternacht bis des andern Tages Mittags. Um 2 Uhr des Morgens gehen sie schon zur Frühmesse. Bey ihrem Gesange strengen sie sich ungemein an. Er ist herzdurchdringend und rührend. Im Begegnen begrüßen sie sich mit dem bekannten: Memento mori!

Ihr Noviziat dauert zwey Jahre. Die Candidaten mußten oft lange warten, bis sie aufgenommen wurden. Indessen beschäftigt man sie mit mystischer Lectüre. Zum Mittagsessen

wird geläutet. Die Mönche gehen, mit dem Abte an ihrer Spitze, schweigend, mit kreuzweis über einander gelegten Armen, in den Speisesaal, und setzen sich, nach langen Gebethen, an die Tafel. Keiner schlägt die Augen auf, keiner spricht. Nur die seufzende Stimme des Vorlesers hört man. Sie leben beynahe bloß von Hülsenfrüchten, Rüben, Kohl, Rättigen und Milch, und müssen ihre Nahrung selbst pflanzen, was auch außer einigen andern ökonomischen und häuslichen Verrichtungen, in ihren Nebenstunden ihre einzige Beschäftigung ist. Wein trinken sie nicht; auch essen sie kein Fleisch. An Fasttagen genießen sie bloß Wasser und Brot. Selbst Kranke bekommen kein Fleisch, sondern höchstens Fische und Eyer, und dieses nur mit Erlaubniß des Abtes.

* * *

Nach dem Essen gehen sie, aufgeschürzt und mit Holzschuhen versehen, in den Garten, arbeiten dort, ohne zu sprechen, täglich in der schönen Jahreszeit drey Stunden, und werden dann von den Brüdern abgelöst. Sind sie von den Feldarbeiten zurück gekehrt, so geißeln sie sich.

Ihre Zellen haben keine Fenster. Sie erhalten nur durch eine Öffnung, oben an der Decke, sparsames Licht, und sind einzig mit den unentbehrlichsten Bedürfnissen, als einem Stuhle, Bethschämel, einem Strohsacke, und überdieß noch mit einem Todtenkopfe versehen, so wie die Gänge des Klosters mit Bibelstellen überschrieben sind, die zu einem ascetischen Leben ermuntern. Ihre Kleidung besteht in einem weißen Habit von Wolle und einem dergleichen Hemde.

Jeden Tag beschließen sie mit einem Gange zu ihren Gräbern, wo sie ein kurzes Gebeth verrichten, worauf ein jeder drey Schaufel voll Erde aus seinem Grabe heraus oder hinein wirft. Ist einer seiner Auflösung nahe, so bringt man ihn auf einer Tragbahre in einen düstern Saal. Die ganze Abtey versammelt sich, man legt ihn auf ein Lager von Stroh und Asche, und unter leisen Gebethen der Versammelten haucht

er seine Seele aus. Hierauf wird die Leiche, ohne Sarg, bloß im Habit, eingesenkt.

Nie brechen sie das Schweigen. Einst brach in der Abtey Feuer aus. Es wurde gelöscht, ohne daß auch nur Einer ein Wort dabey gesprochen hätte. Nur der Pater, der die Fremden zu bewillkommen beauftragt ist, wird zum Reden dispensirt. Allein dieser hält seine Freyheit für ein Unglück, da er eben dadurch mehr Gelegenheit hat, zu sündigen.

Aus dem Kloster dürfen sie sich nie mehr entfernen. Nur alle fünf Jahre machen sie einen gemeinschaftlichen, aber wieder nur heiligen Übungen gewidmeten Spaziergang in einen einsam gelegenen Wald, wo kein Mensch sie sehen kann. Allein auch da dürfen sie, wenn sie sich auf ein Paar Stunden zu zerstreuen die Erlaubniß erhalten, nicht mit einander sprechen, sondern Einer muß von dem Andern sich so weit entfernt halten, daß er nicht mit ihm reden kann. Aber auch dieses wurde in der Folge aufgehoben.

Von ihren Ältern, Verwandten und Freunden, so wie überhaupt von den Begebenheiten der Welt, erfahren sie nie mehr etwas. Erhält jedoch der Abt Nachricht von dem Tode eines der Erstern, so spricht bloß der Prior beym Gebethe: „Der Vater, die Mutter, der Bruder, die Schwester, Eines von uns liegt in den letzten Zügen. Laßt uns ein Memento für sie machen *)!"

Prof. Durach.

Sitten und Gebräuche der Ragusaner.

Der Charakter des Ragusaners ist ein Gemisch des slavonischen und des italienischen. Er ist andächtig, lebhaft, geschmeidig, geschwätzig, und hängt mit Wärme an seinen National-Gebräuchen. Eines seiner Lieblings-Sprichwörter ist: Sve na Starn, Alles nach altem Brauche. In den letzten Jahr-

*) Dieser Trappisten-Orden besteht gegenwärtig nur noch in Rußland und Amerika.

hunderten hat er sich freylich etwas nach andern europäischen Völkern gebildet. Indeß bleibt ihm noch manches Alte, sogar aus den heidnischen Zeiten her, und dieses Gemisch alter und neuer Gebräuche ist es eben, was den ragusanischen Staat so merkwürdig macht. Es ist aber wohl übertrieben, was die Ragusaner behaupten, nähmlich, man müßte ihr Land bewohnen, um den Homer recht verstehen zu können. Noch vor gar langer Zeit behielt Ragusa in der Erziehung der Jugend jene Strenge bey, wodurch sich die alten Freystaaten auszeichneten. Das Alter flößte allgemeine Achtung ein, und die Gegenwart eines Greises an einem öffentlichen Orte war schon hinreichend, den Muthwillen der Jugend zu bezähmen. Alt und Oberer waren gleichbedeutende Wörter; denn man drückte das eine und das andere mit Star oder Starjescina aus. Die Kinder wurden im väterlichen Hause erzogen, und bekamen selten andere Leute als ihre Ältern zu sehen. Man erlaubte ihnen kein Vergnügen, als gymnastische und literarische Übungen. Histrionen waren von Ragusa ausgeschlossen. Leuten von Stande war Griechisch und Lateinisch sehr geläufig, und auch die illyrische Literatur zählte eine große Anzahl von Dichtern und Geschichtschreibern. Von diesen Gebräuchen ist man aber abgewichen; es gibt jedoch noch andere, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Der Ragusaner ist noch immer andächtig und liebt die geistlichen Feste. Er hat deren viele, und verfehlt nicht, sie mit großem Eifer und vieler Pracht zu feyern; besonders hat er ein großes Zutrauen zum heil. Blasius, seinem Patron und dem Beschützer in allen Nöthen. Diesen Heiligen feyert er aber auch mit dem größten Aufwande. Noch vor einiger Zeit both dieses Fest dem Fremden ein sehr merkwürdiges Schauspiel dar. Drey Tage vor dem Feste des heil. Blasius hielten die Priester Lobreden auf denselben. Am Tage zuvor stellten sich zwey Bauern-Regimenter, die von zwey geharnischten Rittern angeführt wurden, vor dem Pallaste des Rettore oder Rectors der Republik, und feuerten in dem Augenblicke, wenn er, von seinen Räthen begleitet, unter dem Porticus erschien, um sich

zur Vesper zu begeben, drey Salven ab. Am folgenden Morgen, sobald es Tag wurde, kam die ganze Stadt in Bewegung, und der Zulauf der Fremden vermehrte noch den Lärm; mitunter erschollen Kanonen und Trommeln. Gegen neun Uhr erschien der Rettore wieder mit seinem Gefolge, und setzte sich vor seinem Pallast. Zwölf Frauen mit Fahnen in der Hand, woran oben eine Ohl- und Weinflasche, Brätzeln, und Gemüse hingen, und mit einem Korbe auf dem Kopf, der Kuchen und Öhlzweige enthielt, zum Zeichen des Friedens und des Überflusses, tanzten unter bäurischer Musik einen ländlichen Tanz. Dann erschien der Admiral an der Spitze der Seeleute, ferner der Groß-Capitän, vor welchem ein Page ging; ihm folgten vier Fahnenträger und eine Menge Bedienten in National-Kleidung; alle traten vor den Rettore hin, und machten spanische Reverenzen. Der Rettore und die ganze Regierung wohnten dann der hohen Messe bey, und das Volk drängte sich hinzu, um die Reliquien des heil. Blasius zu küssen.

Der Nachmittag war einem kriegerischen Feste vorbehalten. Die Bürger und die Bewohner der umliegenden Gegend von Ragusa stellten sich außer der Stadt unter die Waffen, und bildeten mehrere Bataillons, an deren Spitze Capitäne und Fahnenträger standen. Der Groß-Capitän, mit einem prächtigen Säbel, einer Pieke und einem Schilde bewaffnet, stand an der Spitze des schönsten Haufens; sein Page war stets hinter ihm; ein anderes Oberhaupt, der Contre-Capitän genannt, der nur mit einer Pieke und einem Schilde bewaffnet war, führte auch ein Heer an. Nach dem Abfeuern einer allgemeinen Ladung, kam das ganze Heer in die Stadt, schoß immerwährend Pistolen ab, zog durch die Blasius-Kirche und stellte sich vor dem Rettore, der unter dem Porticus saß, in Ordnung; zur Rechten des Rettore befand sich der Erzbischof, und zur Linken der ganze Hofstaat. Die Heerschar machte dann drey sonderbar verkleideten Leuten Platz, die einen originellen Tanz aufführten. War dieser Tanz beendigt, so manövrirte die Heerschar, zog

dreymahl vor dem Rettore her, feuerte beständig, und machte spanische Reverenzen. Die Pieken- und Fahnenträger zeigten ihre Geschicklichkeit im Schwenken derselben über dem Kopf, zwischen den Beinen u. s. w. Zuletzt theilte sich die Heerschar in zwey Theile, wovon der eine vom Groß-Capitän, der andere vom Contre-Capitän commandirt wurde. Die beyden Oberhäupter lieferten einen Zweykampf; sie bedienten sich dabey der Lanzen und hielten die Stöße mit ihren Schildern ab. Nach einem kurzen Gefechte ließ sich der Contre-Capitän in die Flucht jagen, unter dem Jubelgeschrey des Volkes; man kündigte alsdann dem Rettore an, die Seinigen hätten gesiegt, Alles wäre sicher und ruhig. Bey dieser Nachricht zog er sich in den Pallast zurück, und lud den Groß-Capitän, seine Freunde und Verwandten zu einem großen Gastmahl ein, womit die Feyerlichkeit beschlossen wurde. Hernach gab der Groß-Capitän den angesehensten Personen des Staats ebenfalls ein Gastmahl.

Die Dünen bey Dünkirchen.

Die großen Ebenen und Sandhügel, denen man den Nahmen der Dünen gibt, und die sich bey Dünkirchen längs dem Meere hinziehen, ihr einförmiger Anblick und die Unfruchtbarkeit des Bodens, machen mit den lachenden und fruchtbaren Gefilden und den fetten Wiesen von Flandern einen anffallenden Contrast. Diese Sandhaufen kommen dem Auge wie stürmische Wellen vor, ja man könnte behaupten, eine allmächtige Hand habe das Seewasser im Augenblick eines Sturmes in Sand verwandelt. Ihre senkrechte Erhöhung über die Meeresfläche beträgt 40 Fuß. Hier und da entdeckt das Auge einige Pflänzchen; alles Übrige ist Sand; hierdurch erhält diese Gegend ein wildes, nacktes und trauriges Ansehen. Der Reisende fühlt Empfindungen, welche diesem öden Lande angemessen sind; seine Traurigkeit vermehrt sich, wenn er vernimmt, daß dieser Sand oft in dicken und schrecklichen Wolken empor steigt, über die umliegende Gegend mit einem fürchterlichen Sturme wegzieht,

und auf die Felder niederfällt, die er mit einer Jahrhunderte langen Fruchtbarkeit heimsucht, die Wohnungen der Menschen begräbt, und sie auf ewig verschwinden läßt. In diesen Dünen glaubt man sich in einer großen Entfernung von der Welt zu befinden; da erblickt man keine Spur von Menschen; der bläuliche Horizont, der sich über das Meer hinaus erstreckt, und sich an den Weltenden zu verlieren scheint, vollendet die Täuschung. Alles ist um den Reisenden ohne Leben und ohne Bewegung, bloß die Wogen des Meeres ausgenommen, die er sich erheben, sich abwechselnd verschlingen, und mit denen verschwinden sieht, die auf sie folgen.

Die Ankunft der Fluth reißt den Wanderer endlich aus diesen traurigen Gedanken. Die Wogen, die eine unsichtbare Macht in Bewegung setzt, kommen mit majestätischer Langsamkeit heran, bedecken einen Theil des Sandes, und ziehen sich hierauf eben so langsam wieder zurück. Eine Menge seltner Thiere und interessanter Erzeugnisse zeigen ihre Gestalten und ihre Schattirungen den neugierigen Blicken des Beobachters. Der Sand wimmelt von Seesternen, Meergras, Meermoos, Madreporen und Muscheln, welche das Meer zurück läßt, wenn es sich zurück zieht. Eine Menge kleiner Thiere von allen Farben mischen sich unter einander. Die Sonnenstrahlen, die ihre glänzenden Farben zurück werfen, geben dem prächtigen Schauspiele, das der erstaunte Zuschauer genießt, einen neuen Glanz. Alsdann verändert sich die schwärzliche Farbe des Seewassers in ein blasses Grün, das durch ein durchsichtiges Blau erhöht wird. Die Wellen, die sich an den Sandbänken brechen, scheinen sich mit mehr Ungestüm zurück zu ziehen, und bilden brausende Schaumberge, die man in der Ferne für Schneelavinen halten sollte. Das Zurückprallen einer Menge leuchtender Strahlen gibt dem ungeheuern Umfange des Meeres den Anblick einer silberfarbigen Fläche, und am Ende des Horizonts scheinen jene Segel nichts weiters, als weißliche Puncte.

Die Veränderlichkeit der Dünen verursacht den Bewohnern dieser Küste manche Besorgnisse. Nicht weit von Dünkirchen

steht ein Kirchthurm im Sande, und nur seine Spitze ragt noch hervor; das Pfarrhaus ist gänzlich verschwunden, und man hat sich genöthigt gesehen, weiter östlich von den Dünen das ganze Dorf neu anzulegen. Auch die Kaninchen, die in diesen Sandhügeln häufig graben und wühlen, tragen zur Schwächung dieser Vormauer gegen die See das Ihrige bey.

Schlachtgemählde.

Die Schlacht bey Cressy.

Eduard III., König von England, ein Mann von großen Talenten als Fürst und Krieger, schiffte sich zu seinem gefährlichsten Zuge im Jahr 1346 zu Southampton in Begleitung des größten Theils des hohen, englischen Adels und seines ältesten Sohn's, des in der Folge durch Muth und Geschicklichkeit so sehr ausgezeichneten Prinzen Eduard von Wales, der damahls nicht älter als fünfzehn Jahre war, ein. Eine Flotte von beynahe 1000 Segeln führte seine Armee, welche aus 400 Gensd'armes, 10,000 Bogenschützen, 100,000 Mann wälscher und 6000 irischer Infanterie bestand. Des Königs Absicht war anfangs auf Guienne gerichtet, allein er ließ sich durch einen französischen Edelmann, Geoffroy d'Harcourt, der unter seinem Heere eine hohe Stelle bekleidete, und ihm durch seine ungemeine Kriegserfahrenheit die wichtigsten Dienste leistete, bewegen, seinen Zug nach der Normandie zu richten. Die Flotte erreichte auch glücklich la Hogue, wo die Truppen an's Land gesetzt wurden. Sobald die Landung geschehen war, zerstreuten sich, auf ausdrückliche Erlaubniß des Königs, die Truppen über das Land, und plünderten Städte und Dörfer; selbst Caen traf dieses Schicksal, wo man eine unermeßliche Beute machte. Doch auch in diesem wilden Umherschwärmen, zum Theil roher Banden, wußte der weise Feldherr eine gewisse Ordnung zu erhalten, damit nicht das zerstreute Heer durch einen klug unternommenen Überfall des Feindes aufgerieben würde.

Ganz unerwartet kam diese Nachricht dem König Philipp zu Paris; in der größten Eile ließ er nun Truppen werben, und um den weitern Fortschritten der Engländer zeitig zu begegnen, sandte er ein Truppen-Corps unter Anführung des Grafen von Eu und des Grafen von Tancarville ab; allein es wurde geschlagen, und die Anführer geriethen in Gefangenschaft; ein böses Omen für den künftigen Feldzug. Eduard führte hierauf seine Truppen längs dem Ufer der Seine nach Paris zu, und seine leichten Truppen, die Alles umher plünderten und verheerten, schwärmten sogar nahe bis vor die Thore der Hauptstadt. Allein über den Fluß selbst konnte er nicht kommen, da die Franzosen alle Brücken abgebrochen hatten; auch fürchtete er, daß man ihn nur deßhalb habe so weit vordringen lassen, um ihn gänzlich einzuschließen und durch eine überlegene Armee aufzureiben. Seine Klugheit rettete ihn auch aus dieser Gefahr, und er richtete nun seinen Lauf nach Flandern; allein das französische Heer folgte ihm auf dem Fuße, und als er an den Fluß Somme kam, fand er ebenfalls keine Brücke mehr. Doch auch hier sandte ihm das Schicksal ein Rettungsmittel; ein Landmann nähmlich zeigte ihm einen Fuhrt. Allein an dem entgegen gesetzten Ufer stand Godemar de Feye mit einer Abtheilung französischer Truppen. Vor sich und hinter sich Feinde, begannen schon die Engländer zu wanken, aber muthig stürzte sich der König zuerst selbst in den Fluß, und sogleich folgte ihm das Heer. Die Feinde wurden zerstreut, und noch war der Nachtrab der Engländer im Übergang über den Strom begriffen, als König Philipp mit seinen Truppen an dem eben verlassenen Ufer ankam. Die wachsende Fluth hinderte ihn, sogleich dem Feinde zu folgen, und er mußte über die Brücke bey Abbeville gehen, ein großer Umweg, wodurch viel Zeit verloren wurde.

Es war natürlich, daß Philipp, an der Spitze eines Heeres von beynahe 100,000 Mann, vor Begierde brennen mußte, Rache an dem Feinde zu nehmen, zumahl da, wenn dießmahl der schwache Feind entkam, das Ansehen der französischen Macht den gefährlichsten Stoß bekommen mußte. Eduard konnte sich

recht gut in die Lage seines Gegners versetzen, und da er nur einen so geringen Vorsprung hatte, mußte er erwarten, nächstens eingeholt und vielleicht an dem ungünstigsten Orte ergriffen zu werden. Er faßte daher den klugen und muthigen Entschluß, sich selbst ein Terrain zu wählen und den Feind, zum Kampfe bereit, zu erwarten. Die Gegend unweit des Dorfes Cressy, in der Picardie, schien ihm dazu die bequemste. Er machte seine Disposition in der richtigen Voraussetzung, daß die Begierde nach Rache, so wie das Streben, ihm den Rückzug abzuschneiden, den Feind, bey dem Vertrauen auf seine ungeheure Zahl, zu einer unbedachten Unternehmung verleiten möchte, wovon er auf der Stelle zu seinem Vortheile Gebrauch machen könnte. Er führte daher seine Armee an einen kleinen Abhang, und theilte sie in drey Linien. Die erste wurde von dem Prinzen von Wales, und unter ihm, von den Earls von Warwick und Oxford, von Harcourt, und von den Lords Chandos, Holland und andern Großen befehligt. Die Earls von Arundel und Northampton, nebst den Lords Willoughby, Basset, Roos, Sir Lewis Tufton befanden sich an der Spitze der zweyten; die dritte befehligte Eduard selbst, um mit derselben entweder den beyden ersten zu Hülfe zu kommen, oder im Fall eines Unglücks den Rückzug zu decken, oder seine Vortheile gegen den Feind zu verfolgen, wenn der Sieg ihm zufallen sollte. Zugleich hatte er die Vorsicht gebraucht, auf den Flanken Verhaue machen zu lassen, um nicht durch die zahlreichen zugleich von hier aus angegriffen werden zu können; seine Bagage stellte er hinter das Heer in einen Wald, und deckte auch diese durch Verhaue.

Die Geschicklichkeit und Ordnung dieser Disposition, verbunden mit der Ruhe und Stille, womit sie gemacht wurde, trug außerordentlich viel dazu bey, die Gemüther der Soldaten mit Muth und Vertrauen zu erfüllen; doch um sie noch mehr mit seiner eigenen Unerschrockenheit und Streitbegierde zu beseelen, ritt er selbst durch die Reihen und zeigte ihnen eine solche Heiterkeit und freundliche Theilnahme, daß jeder mit der frohesten Zuversicht sich der Leitung eines solchen Führers

überließ. Mit der überzeugendsten Beredsamkeit stellte er ihnen zugleich die Nothwendigkeit vor, alle Rettung bloß von ihrer Tapferkeit zu erwarten, und schloß mit den Worten:

„Ich verlange nichts von euch, meine Waffenbrüder! als daß ihr mein eigenes Beyspiel und das meines Sohnes nachahmt. Unser Aller Ehre, Leben und Freyheit befinden sich jetzt in gleicher Gefahr, und nur feste Vereinigung unserer Kräfte, nur wenn wir Einer für Alle und Alle für Einen stehen, können wir die sichere Hoffnung haben, den Sieg selbst über den mächtigsten, zahlreichsten Feind zu erringen."

Einige Geschichtschreiber erzählen, Eduard habe außer den Hülfsmitteln, die er in seinem eigenen Geiste fand, sich auch noch der damahls neuen Erfindung des Schießpulvers gegen den Feind bedient, und einige Stücke Artillerie vor seine Flanke gestellt; der erste Gebrauch von Bedeutung, den man von dieser wichtigen Entdeckung in Europa machte.

Philipp, der den Gebrauch der Artillerie so gut als Eduard kannte, hatte in seiner Eile und voll Begierde, dem Feinde den Vorsprung abzugewinnen, wahrscheinlich seine Kanonen zurück gelassen, weil er sie als eine unnütze Last betrachtete. Alle seine übrigen Bewegungen verriethen dieselbe Übereilung und Unvorsichtigkeit. Getrieben von Rache, dem gefährlichsten Rathgeber unter allen, und auf die Überlegenheit seines Heeres vertrauend, glaubte Philipp schon alles gewonnen zu haben, wenn er den Feind nur zu einem Gefechte bewegen könnte. In Verwirrung, und ohne sich die nöthige Zeit zu lassen, sein ungeheures Heer in Ordnung zu bringen, brach er in Eile von Abbeville auf; allein kaum hatte er einige Meilen zurück gelegt, so meldeten ihm einige Officiere, die er voraus geschickt hatte, um den Feind zu recognosciren, daß die Engländer ihn in Schlachtordnung erwarteten. Sie riethen daher dem König, den Angriff wenigstens bis auf den folgenden Tag zu verschieben, wo die Armee von dem beschwerlichen und eiligen Marsche sich erhohlt haben, und in einer bessern Verfassung seyn würde. Philipp stimmte ihrem Rathe bey, allein die Kampfbegierde

des französischen Adels machte es ihm unmöglich, demselben Folge zu leisten. Eine Division des Heeres drängte die andere, die Befehle, Halt zu machen, wurden ihnen nicht zur rechten Zeit überbracht, der ganze ungeheure Körper wurde durch keine hinreichende Mannszucht in Ordnung gehalten, und so erschien das französische Heer, in drey Colonnen schlecht vertheilt und schon ermüdet, im Angesichte des entschlossenen Feindes. Die erste Colonne, bestehend aus 15,000 Mann Genueser Bogenschützen, wurde von Antonio Doria und Carl Grimaldi befehligt; die zweyte führte des Königs Bruder, Graf d'Alençon, und der König selbst befand sich an der Spitze der dritten. Außer dem französischen Monarchen befanden sich nicht weniger als drey gekrönte Häupter bey dem Heere der Franzosen, Johann, König von Böhmen, der römische König nebst seinem Sohne, und der König von Majorca, nebst dem ganzen Adel und allen großen Vasallen der Krone Frankreichs. Allein mehr als alle Vortheile des äußern Schimmers und der großen Überlegenheit der Truppenzahl war die Klugheit und der Muth eines einzigen Mannes werth.

Fest und unbeweglich in einander verschränkt, erwarteten die Engländer den Angriff, den die Genueser zuerst begannen. Kurz vor dem Treffen war ein heftiger Gewitterregen gefallen, der die Sehnen an den Bogen der Genueser erschlafft hatte, weil sie unbedeckt gewesen waren. Ihre Pfeile fielen daher vor dem Feinde nieder, und nur wenige thaten ihm Schaden. Jetzt zogen aber die englischen Bogenschützen ihre Waffen aus den Verdeckungen hervor, und ein Regen von Pfeilen stürzte auf die in einander gedrängte, verwirrte Menge, und brachte sie sogleich in völlige Unordnung. Die Genueser wandten sich, und stürzten sich auf die schwere Cavallerie des Grafen von Alençon, der, aufgebracht über ihre Feigheit, den Truppen befahl, sie zusammen zu hauen; die englische Artillerie feuerte unter sie, die Bogenschützen sandten einen Pfeilregen nach dem andern auf sie ab, und bald erblickte man unter der ganzen großen Masse nichts als Verzweiflung und Verwirrung. Der junge Prinz von Wales hatte so viel Geistesgegenwart, diese Unordnung in der

französischen Armee zu benutzen, und seine frischen Truppen zum Kampf zu führen. Die französische Reiterey stellte indessen doch die Ordnung unter sich einiger Maßen wieder her, und leistete, durch das Beyspiel ihres Anführers aufgemuntert, einen lebhaften Widerstand. Ja, nachdem sie sich von den flüchtigen Genuesern wieder gesondert hatte, drang sie selbst auf den Feind ein, und drohte diesen durch ihre überlegene Anzahl zu überflügeln oder niederzuwerfen. Jetzt aber erschienen die Earls von Arundel und Nordhampton mit ihrem zweyten Treffen, um den Prinzen zu unterstützen, der, glühend von dem Bestreben, seine erste Waffenprobe mit Ruhm zu bestehen, ein Beyspiel ungemeiner Tapferkeit gab, dem alle seine Gefährten folgten. Nun wurde das Gefecht hitzig und zweifelhaft, so, daß Earl von Warwick, durch die so beträchtlich größere Zahl der Feinde, wegen des Ausganges besorgt, sogleich einen Bothen an den König abschickte, und ihn um Hülfstruppen für den Prinzen bitten ließ. Eduard hatte, um das Treffen leicht zu übersehen, seinen Posten auf einem Hügel genommen. Als der Bothe zu ihm heran kam, war es seine erste Frage, ob der Prinz geschlagen oder verwundet sey? Da er zur Antwort erhielt, daß dieß noch nicht der Fall sey, so sagte er zu dem Bothen: „Kehre sogleich zu meinem Sohne zurück, und sage ihm, daß ich die Ehre dieses Tages ihm allein aufbehalten habe, und daß ich überzeugt sey, er werde sich selbst der Ehre der Ritterschaft, die ich ihm erst kürzlich ertheilt habe, würdig zeigen, auch gewiß ohne meinen Beystand den Feind zurück zu werfen vermögen."

Als diese Rede des Königs dem Prinzen und seinen Gefährten hinterbracht wurde, fühlten sie sich mit neuem Muthe entflammt; mit verdoppelter Kraft drangen sie noch einmahl auf die Franzosen ein, und da bey diesem Angriffe der Graf d'Alençon getödtet wurde, gerieth die ganze Cavallerie in Verwirrung, die wälsche Infanterie der Engländer drang in die zerrissenen Glieder ein, und es entstand ein fürchterliches Blutbad.

Umsonst drang jetzt König Philipp mit dem letzten Treffen

hervor, um die Colonne seines Bruders zu unterstützen; er fand sie schon völlig geschlagen, und das Beyspiel der Flucht derselben vermehrte die Verwirrung, welche schon vorher unter seinen Truppen eingerissen war. Ihm selbst war schon ein Pferd unterm Leibe getödtet worden; er bestieg ein neues, und schien, obgleich fast von allen den Seinigen verlassen, den Kampf noch fortsetzen zu wollen; da ergriff Johann von Hainault die Zügel seines Pferdes, und führte ihn mit Gewalt von dem Schlachtfelde hinweg. Die ganze französische Armee ergriff nun die Flucht, die Engländer verfolgten die Fliehenden, und alles, was ihr Schwert erreichen konnte, war dem Tode geweiht. Nur die Dunkelheit der Nacht machte dem Verfolgen ein Ende. Als Eduard auf das Schlachtfeld zurück gekehrt war, flog er in die Arme des Prinzen von Wales und rief: „Mein tapferer Sohn! verharre bey deinem ehrenvollen Bestreben! Du bist mein Sohn, und heute hast du dich deiner künftigen Bestimmung würdig bewiesen!"

Diese merkwürdige Schlacht, wo Muth, Eintracht und Klugheit einem kleinen Heere den Sieg über ein dreymahl größeres erwarben, und die nun in der Geschichte unter dem Nahmen der Schlacht von Cressy bekannt ist, fing um drey Uhr Nachmittags an und dauerte bis zum Einbruche der Nacht. Auf französischer Seite blieben am Tage des Treffens und an dem folgenden, wo noch viele zerstreute Haufen den Feinden in die Hände fielen, über 1200 Ritter, 14,000 Edelleute, 4000 Gensd'armes und 30,000 gemeine Soldaten; auch verließen viele von dem vornehmsten Adel, die Herzoge von Lothringen und Bourbon, die Grafen von Flandern, Blois, Vandemont, Aumale und Andere, das Schlachtfeld nicht wieder. Auch die Könige von Böhmen und Majorca wurden erschlagen. Merkwürdig war das Schicksal des Erstern. Er war nähmlich blind; allein entschlossen, sein Leben nicht zu schonen, und den Übrigen ein Beyspiel des Muthes zu geben, befahl er zwey Edelleuten seines Gefolges, auf jeder Seite des Pferdes die Zügel desselben zu fassen, und ihn in der Schlacht zu

führen; und so fand man ihn nachher unter den Erschlagenen zwischen seinen beyden Begleitern, die Pferde noch zusammen neben den todten Körpern stehend. Sein Helmbusch bestand aus drey Straußfedern, und seine Devise waren die Worte gewesen: Ich diene! welche nachher der Prinz von Wales zum Andenken dieses großen Sieges zu der seinigen machte.

Nicht weniger merkwürdig als der große Verlust der Franzosen ist der so außerordentlich geringe der Engländer, denn diese verloren nicht mehr als einen Esquire und drey Ritter, und wenige vom geringern Range. Die gute Schlachtordnung und die kluge Anführung Eduards, so wie der unordentliche, verwirrte Angriff der Franzosen, hatten das Ganze mehr zu einer Jagd als zu einer Schlacht gemacht, wie denn überhaupt die Gefechte jener Zeit selten förmliche Treffen genannt werden können.

Bruchstücke aus A. W. Schlegels Umrissen auf einer Wanderung durch die Schweiz.

1. Das Reisen zu Fuß.

Rousseau empfiehlt das Reisen zu Fuß mit großer Wärme und ohne Unterscheidung der Fälle. Man wird aber schwerlich seine Anpreisungen in den einförmigen Ebenen bewährt finden, wo man Alles so lange voraus sieht, wo keine Überraschung, keine Neuheit der Gegenstände das Gefühl der Ermüdung zerstreut, und der Verdruß, nur so langsam aus der Stelle zu kommen, die Oberhand gewinnt. Der Genuß des Wanderns bleibt den hohen Gebirgsgegenden vorbehalten. Die Beschwerden sind zwar anfänglich für den Weichlichen oder Ungewohnten nicht gering; der steinige Boden verletzt seine Füße, das Hinanklimmen erschöpft seinen Athem, ihm schwindelt auf dem schmalen Pfade über unermeßlichen Abgründen. Allein bald wird man des Vergnügens empfänglich, etwas bloß mit eigenen Kräften errungen zu haben; man nimmt einen ganz andern Maßstab der Entfernungen und Schwierigkeiten an, als

für die gewohnten Spaziergänge; man unterzieht sich gleich muthig Tage lang dem Ungemach einer Witterung, welcher man in der sitzenden Lebensart der Städte auch nur auf eine Viertelstunde sich auszusetzen vermeidet. Über Alles geht das Gefühl der Einsamkeit und der Rückkehr in die unmittelbare Pflege der Natur. Wie die reine Bergluft stärke und belebe, hat man oft gepriesen; überall ist ein erquickender Trunk bereitet in den unzähligen Quelladern, welche den Alpen entrieseln; wenn man anders die heilsamen Gewässer von den schädlichen, aus geschmolzenem Schnee zusammen gelaufenen, gehörig zu unterscheiden weiß; Kühlung weht um die Wasserfälle, aus den Schluchten und von den beschneyten Firnen herab; würzige Erdbeeren reifen am Wege, und in den Sennhütten findet man Überfluß an süßem Rahm.

2. Urseren.

Dieß ist, glaube ich, eines der seltsamsten Bergthäler in der Welt. Es erstreckt sich ohne irgend eine Krümmung von Westen nach Osten, rings umher völlig abgeschlossen: durch die Furca, den Sanct Gotthard und den Crispalt von Wallis, Italien und Bündten; gegen Uri tritt der Teufelsberg vor, so daß man kaum sieht, wie unter ihm hindurch im nördlichen Winkel die Reuß ihren Weg findet. Sähe man sich plötzlich hierher versetzt, ohne die Lage des Thals an dem langen Steigen von unten hinauf, oder über die Gebirgspässe hinab, ermessen zu haben, so hielte man es wohl für einen ebenen Wiesengrund, von mäßigen Hügeln umschränkt. Der Abhang der mittlern Fläche ist unmerklich; man geht auf weichem Rasen hin, längs dem schon ziemlich breiten Bette des hier beruhigten Flusses, der unterhalb in Schöbenen wieder so gewaltig tobt. Rechts und links deckt der Wiesenteppich die einfassenden Bergwände bis an die nackten oder beschneyten Spitzen hinauf, welche, um den Irrthum zu vollenden, ein nebliger Schleyer oftmahls verbirgt. Keine losgerissene Felsentrümmer, keine Anschwemmungen der Waldwasser, seitwärts

herein stürzenden Bäche oder tiefgehöhlten Schluchten verrathen die wilde Bergesart. Bald fällt es jedoch auf, daß nirgends ein Frucht- oder anderer Baum aus dem einförmigen Grün sich erhebt. Wenn man nun auch die Höhen unbewaldet sieht, bis auf ein mäßiges Tannengehölz ganz in der Ecke ob Andermatt, und wie nur zwey zwerghafte Stauden hier und da am Ufer des Flusses wachsen, so erinnert man sich, daß die umgebenden Gebirge sämmtlich in die Luftregion empor steigen, wo das Pflanzenreich erstirbt, und daß der scheinbar milde Grund selbst weit über den höchsten Bergen anderer Länder liegt. Der Überlieferung nach hatte Urseren vor Alters Waldung, die auch vielleicht wieder gedeihen möchte (wiewohl Wälder meist leichter auszureuten als anzupflanzen sind); allein der Landmann erträgt lieber den Mangel, um nicht etwa den einzigen Ertrag seines Bodens, die Weide, zu schmälern. Wenn man von der Furca herunter steigt, übersieht man das Thal seiner ganzen Länge nach, seine drey Dörfer: Realy, Hospital und Andermatt, hinter einander; dazwischen viele zerstreute Häuser, des Holzmangels wegen aus Steinen erbaut, das heißt, aus roh zusammen gelegten Granitstücken, die Dächer sogar mit eben solchen gedeckt. Diese steinernen Hütten ermangeln aller Umschattung; nicht einmahl ein Zaun oder ein Krautgärtchen umgibt sie. Solche Nacktheit verbreitet über das Thal etwas Unmahlerisches, ja, ich möchte sagen, Unlandschaftliches. Alles steht einzeln und unverschmolzen da.

Die donischen Kosaken. Bruchstück aus der Reise des Grafen Johann Potozky nach Astrachan und in die umliegenden Gegenden*).

Nowo Chorneskoja, eine Festung, ist die letzte russische Stadt und die Pforte in das Land der donischen Kosaken.

Bey der Überfahrt über einige Flüsse kam ich durch zwey Kosaken-Dörfer. Es war Sonntag; die Einwohner spazierten

*) S. Klio's Blumenkörbchen. 1. Bd. von Kotzebue.

sämmtlich außer den Dörfern herum, die Männer gut gekleidet, singend und schon ein wenig benebelt, die Weiber sehr geputzt. Ihre Tracht ist ganz morgenländisch; ihr größter Staat sind die Hemdärmel, bey Wohlhabenden von Seide, bey Ärmeren von Leinwand, mit großen rothen Blumen bemahlt. Auf dem Turban erheben sich zwey Hörner von seltsamen Geschmacke. Ich übernachtete hier, und ziemlich ruhig, denn um die lästigen Mücken zu vertreiben, brachten die Kosaken einen großen Kessel voll glühender Kohlen herein, warfen ein Kraut darauf, das einen dichten Rauch und gewürzhaften Geruch verbreitete, ließen es eine Zeitlang brennen, verstopften dann alle Löcher, die sie Fenster nannten, und befreyten mich so, wenigstens für einen Augenblick, von den beschwerlichen Gästen. Solche Räucherungen veranstalten die Kosaken an jedem Abend, auch im Freyen, und selbst ihre Pferde, mit der Wirkung wohl bekannt, stellen sich im Kreise um das Feuer, als ob sie sich wärmen wollten. — Ich darf das Schauspiel eines Wettkampfes nicht vergessen, welchen junge Kosaken vor mir aufführten. Die kunstreichste Wendung dieses Spieles besteht darin, daß man den Gegner am Gürtel faßt, sich dann mit aller Kraft zurück auf den Boden wirft, und jenen dadurch über den Kopf weg schleudert, daß man meinen sollte, er bräche Arm und Beine. Aber ein Kosak ist nicht so zart. Ich sah sie mir nichts dir nichts wieder aufstehen, als ob sie bloß einen so genannten Burzelbaum gemacht hätten.

Bruchstücke aus Haafners Fußreise durch die Insel Ceylon.

1.

Der Tag brach an, und der ganze Wald war mit Leben und Freude erfüllt; auf allen Bäumen wimmelte es von Affen, Papageyen, Pfauen und unzähligen andern Vögeln von ausgezeichneter Schönheit. Tausende von bunten Schmetterlingen schwärmten zwischen den duftenden Gesträuchen umher, während ganze Heerden von Hasen, Hirschkühen und wilden Schwei-

nen sich in den Gebüschen hören ließen. Welche üppige Fülle von Leben! Welche wunderbare Vermischung von Tönen aller Art! Dabey der liebliche Duft der aromatischen Pflanzen und der blühenden Bäume, der uns bey jedem Schritte entgegen schwamm! Und welche Kühle und Frischheit unter dem dichten grünenden Obdache, nur schwach vom gaukelnden Strahl der Morgensonne beglänzt!

2.

Wir kamen erst Abends bey unserem Lagerplatze an. Ich mußte diese Nacht die erste Wache halten, und mochte vor Müdigkeit ein wenig eingeschlummert seyn; plötzlich wurde ich durch ein lautes Geschrey aufgeweckt. Pillie! Ayo! Pillie! Ayo! (Ein Tieger, Herr! Ein Tieger, Herr!) riefen die Kulies mit Entsetzen, und zeigten auf ein Paar glänzende Puncte, die man mitten durch die Finsterniß, wie zwey kleine Lichter, schimmern sah. Es waren dieß die Augen des Tiegers, der auf seine Beute zu lauern schien. Ich nahm meine Flinte und weckte Freund Templyn auf, der ein sehr guter Schütze war. Wir beschlossen, gerade auf die Mitte zwischen den beyden Puncten zu zielen, drückten zu gleicher Zeit ab, und vernahmen bald darauf ein Stöhnen und Röcheln, das uns über den Tod des Thieres keinen Zweifel übrig ließ. Wirklich fanden wir den Tieger auch am andern Morgen erschossen, und nahmen als Siegeszeichen seine Haut mit uns.

Von der Perlenfischerey.

Im dunkeln Schooße der Erde und des Meeres bildet die Natur den Diamant und die Perle. Von den Strahlen des ersten der Edelsteine geblendet, weilt das Auge mit Wohlgefallen auf dem sanftern Schimmer der Perle, die gleich der Unschuld eigenthümliche Reize hat, welche von keiner Schönheit verdunkelt werden. Die mildere Weiße der Perle und ihr bescheidener Glanz, der sich nur dem näheren Auge zeigt, macht sie zum passenden Bilde der Unschuld und Reinheit des Herzens, und „die Perle der Mädchen" ist wenigstens im

Deutschen ein schöneres Lob, als: „sie glänzt gleich dem Diamant unter ihren Gespielinnen." Es scheint in der That, daß man der Perle von jeher gewisse innere Vollkommenheiten beygelegt hat, wenn man dem Diamanten nur äußere Schönheit einräumte. Die Perle verdankt ihre Schönheit allein der Natur; gleich der Venus tritt sie, ohne fremden Schmuck, aus dem reinen Krystall des Meeres hervor, und verliert sogar von ihrer natürlichen Schönheit durch das, was die Kunst mit ihr vornimmt, um sie auf eine Schnur zu reihen; der Diamant hingegen erhält sein Feuer und seinen Glanz nur durch die Kunst des Schleifers. Da diese Kunst den Alten nicht bekannt war, so war es natürlich, daß sie die Perle dem Diamant vorzogen. Plinius sagt in seiner Naturgeschichte: „Das Höchste aller Dinge an Werth ist die Perle;" und selbst den wildesten Völkern dient sie zu ihrem vorzüglichsten Schmuck. In der That läßt sich schwerlich für die Toilette eine glücklichere Wahl treffen, oder eine glücklichere Erfindung machen; durch nichts wird die Schönheit der Haut so sehr erhoben, als durch die Perle; da hingegen Edelsteine dem Teint mehr nachtheilig sind.

Wie sehr die Perlen zu Mosis und Salomons Zeiten (vor 3300 und 2800 Jahren) geschätzt wurden, davon finden wir viele Beweise in dem ältesten der Bücher. „Die Weisheit ist höher zu achten, sie ist edler als Perlen." — „Ein tugendsames Weib ist edler, als die köstlichsten Perlen," heißt es im Hiob und in den Sprüchen Salomons. Im neuen Testament wird sogar das Himmelreich mit der Perle verglichen, und in der Offenbarung Johannis sind die Mauern des himmlischen Jerusalems nur von Edelsteinen, die Thore aber von Perlen.

Unter den Inschriften, die Chardia auf den Mauern der Gebäude von Ispahan fand, ist eine, zum Lobe der Demuth, nicht bloß wegen ihrer poetischen Schönheit, sondern auch deßwegen merkwürdig, weil sie uns zeigt, wie die Perle im Orient angesehen wird. „Ein Regentropfen fiel in das Meer. Verloren in der Betrachtung der Unermeßlichkeit des Weltmeers,

fühlte er lebhaft sein Nichts; aber eine Muschel öffnete ihre Schale, nahm ihn in ihren Schooß auf, und pflegte ihn. Der Himmel gab seinen Segen dazu, und aus dem Regentropfen ward die berühmte Perle, die jetzt die Krone des Königs ziert." — Nach der Physik des Orients, womit auch Plinius übereinstimmt, wäre also die Perle verkalktes Wasser, wie nach der neuesten europäischen Physik der Diamant versteinertes Licht ist. Es ist sonderbar, daß die Perle ihren Nahmen in allen europäischen Sprachen von den alten Deutschen erhalten hat. Selbst der griechische und lateinische Nahme Margarite ist nach Plinius Zeugnisse barbarischen Ursprungs, und kommt von dem angelsächsischen Meregrot, Meergries oder Meersteinchen, her; und Perle oder Berle ist nichts anders, als das deutsche: kleine Beere, von ihrer runden Form.

Die Natur und der Ursprung der Perlen ist jetzt vollkommen bekannt. Die Materie, woraus sie bestehen, ist ganz einerley mit der, woraus die Schale der Muscheln selbst besteht, nähmlich eine Kalkerde, mit etwas wenigem thierischen Leim oder Schleim; die Perlen lösen sich daher in Säuren auf, wogegen sie aber, so lange sie nicht beschädigt oder zerbrochen sind, durch den opalfarbigen Schmelz, mit dem sie überzogen sind, geschützt werden. Alle zweyschaligen Muscheln, deren Inneres perlenmutterartig ist, erzeugen Perlen auf eben die Art, wie sie die Schale erzeugen, vorzüglich aber die so genannte Perlenmuschel, deren Schale sehr flach, kreisrund, voll Furchen, auswendig grau ist, und inwendig Perlenfarbe und Glanz hat. Man findet sie von der Größe von sechs Zoll im Durchmesser, und ein bis zwey Zoll Dicke. Die Thiere, die diese Muscheln bewohnen, enthalten einen Saft, der sich außer dem thierischen Körper versteinert oder verkalkt, und den sie vermittelst ihrer Drüsen absondern, um daraus ihr Haus zu bauen, welches die Natur zu ihrer Sicherheit bestimmte; so wie die Raupe aus ihrem Saft ihr Grab spinnt, welches sie für die Auferstehung aufbewahrt. Aus diesem versteinerten Saft bildet sich die Schale durch unzählige, äußerst

dünne, parallele Lagen, und die Perle durch eben solche Lagen, die aber nicht parallel sind, sondern sich in concentrischen Kreisen um einen Mittelpunct herum legen. Dieser runde, kalkartige Auswuchs findet sich zuweilen im Thiere selbst, zuweilen getrennt von ihm an der innern Schale.

Die Veranlassung dieses unnatürlichen Auswuchses ist wahrscheinlich, wie beym Bezoar und andern thierischen Steinen, irgend ein fremder Körper (z. B. ein Sandkorn), den das Thier mit seiner Nahrung zu sich genommen hat, und den es nun, um ihm seine Rauhigkeit, die ihm wehe thut, zu benehmen, mit jenem schleimigen Saft überzieht. Sobald dieser Saft verhärtet ist, wirkt er vom neuen auf das Thier, als ein fremder Körper, und gibt ihm das Bedürfniß, ihn immerfort von neuem zu überziehen. So wächst die Perle unaufhörlich, und besteht, gleich einer Zwiebel, aus unzähligen concentrischen Lagen, die abwechselnd bald vom schönsten Wasser, bald unrein sind. Diese Erklärung wird dadurch außer Zweifel gesetzt, daß man wirklich oft, wenn man die Perlen aufschneidet, in ihrer Mitte den fremden Körper findet, der zum Kern gedient hat.

Eine andere Veranlassung der Perlen ist folgende: So wie Alles in der Natur auf Kosten seiner Nebengeschöpfe zehrt, so gibt es auch im Grunde des Meeres oder in den Ritzen der Felsen Würmer, welche die Muschelschalen durchbohren, um sich vom Fleisch des Thieres zu nähren. Die Muschel verwahrt sich von ihrer Seite gegen diesen Angriff, indem sie jedes Loch durch eine Perle vermauert, die sie aus dem steinartigen Safte bildet, mit welchem die Natur sie zu ihrer Erhaltung begabt hat. Der berühmte Linée gerieth durch diesen Umstand auf eine Erfindung, die schon lange vorher gemacht war, und aus der die schwedische Regierung lange ein Geheimniß machte: nähmlich durch Anbohrung der Muscheln die Perlen zu vervielfältigen. Es ist gewiß, daß dem Thiere jedes Loch eine Perle kostet; da aber die Perlen an der Schale fest sitzen, so sind sie nicht rund, und haben daher im Handel keinen hinlänglichen

Werth, um die darauf verwendete Mühe zu belohnen. — Oft findet man auch schöne runde Perlen lose in der Schale liegen; diese sind wahrscheinlich solche, die sich im Thiere selbst bildeten, und von demselben, als sie durch ihre Größe beschwerlich wurden, wie Excremente ausgeworfen wurden. Was man Perlenmutter nennt, ist die innere Schale der Muschel, welche die Farbe und den Glanz der Perlen hat.

Die Schönheit der Perlen besteht in der Größe, der vollkommen runden Form, der feinen Politur, der silberweißen Farbe, und einem Glanz, der ihnen das Ansehen der Durchsichtigkeit gibt. Solche vollkommene Perlen erzeugen sich nur im Thiere selbst; und gegen eine solche finden sich vielleicht tausend, die gleich Warzen an der innern Schale hängen, und wegen ihrer unregelmäßigen Form keinen Werth haben; diese letztern wachsen zuweilen in solcher Menge und Größe an, daß das Thier seine Schalen nicht mehr schließen kann, und daher ein Opfer seines eigenen Kunstfleißes wird. Die Farbe der Perlen hängt nothwendig von dem Saft ab, aus dem sie gebildet sind; daher sie nach der Natur der verschiedenen Muscheln, vielleicht auch nach ihrem gesunden oder kranken Zustande, silberweiß, bräunlich, grünlich, gelb, roth, rauchfärbig und sogar schwarz sind; die letztern, obgleich weniger schön, werden ihrer Seltenheit wegen, gleich Negern, theuer bezahlt. Die schwärzlichen ohne Glanz werden nicht geschätzt; doch findet man oft unter der ersten schwarzen Schale eine Perle vom schönsten Wasser. Die Einwohner von Indostan schätzten die goldgelben am meisten.

Die großen und schönen Perlen heißen Zahlperlen (die Römer nannten sie unio); sie werden einzeln gewogen, und nach dem doppelten oder Quadratverhältniß des Gewichtes bezahlt, so daß eine Perle von zwey oder drey Loth vier- oder neunmahl mehr kostet, als von einem Loth. Die kleinen oder Lothperlen (semence de perle) werden in großer Menge loth- oder pfundweise verkauft. Die größte in der Geschichte bekannte Perle ward von Kleopatra, bey einem Gastmahl,

welches sie dem Triumvir Antonius gab, in Essig aufgelöset, und auf dessen Gesundheit getrunken; Plinius schätzt sie auf eine Summe, die fast eine halbe Million Ducaten ausmacht. La Peregrina ist der Nahme einer Perle, die ein Neger bey Panama gefunden hatte, und die Philipp II. von Spanien überreicht ward; sie war oval, von der Größe eines Taubeneyes, und ward zu 80,000 Ducaten geschätzt. Tavernier sah 1633 eine Perle, die der König von Persien für 200,000 Ducaten gekauft hatte. Der Papst Leo X. hatte dieselbe Summe für eine Perle bezahlt.

Zu einer Zeit, wo man aus den geringsten Stoffen Gold machen wollte, und in jedem Körper die Quelle ewiger Jugend oder Verlängerung des Lebens suchte, war es natürlich, daß man auch den Perlen große Heilkraft beylegte, und daß die Apotheken mit Perlen-Essenzen, Perlen-Arcanis, Perlen-Tincturen ꝛc. angefüllt wurden. In einem alten medicinischen Buche findet sich folgende Stelle: „Der Perlen-Liquor stärkt das Haupt, Gehirn, Magen, Herz, Leber, und andere vornehme Glieder; bewahrt den Menschen vor Schlag, fallender Sucht, Schwindsucht, Aussatz u. dergl. bringt Lust zum Essen, benimmt Nebel und Dunkelheit der Augen, widersteht der Fäule und dem Gifte und ist das beste Mittel in faulen Fiebern und hitzigen Krankheiten." Jetzt weiß man, daß die Perle keine andere medicinische Kraft besitzt, als die sie mit der Kreide gemein hat, und man ist ökonomisch genug, die letztere in den Apotheken als Perlen-Surrogat zu verkaufen. Selbst zu der weißen Schminke, die sonst aus Perlenmutter verfertiget ward, werden jetzt Kreiden und andere Erden gebraucht.

Die Perlen, die in den Austern an der schottischen Küste gefunden werden, sind von unregelmäßiger Form; daher man solche nicht runde, und selbst die unechten Perlen schottische nennt. Da es nähmlich auch hier der Fall ist, daß Verdienst und Geld nicht immer beysammen sind, und manche Haut, die es wohl verdiente, durch Perlen verschönert zu werden, diesen

Schmuck entbehren muß, weil es an Geld fehlt, ihn zu kaufen: so dachte man darauf, diesem Elend abzuhelfen, und den Perlenschmuck zu vervielfältigen, indem man durch Nachhelfung oder Nachahmung der Natur künstliche Perlen hervor brachte. Diese kann man in echte und unechte theilen, nähmlich solche, die von den Muscheln selbst, wiewohl mit menschlicher Hülfe, erzogen werden, und solche, die ohne Zuthun der Muscheln aus fremden Körpern zusammen gesetzt werden. Zur erstern Art gehört die oben erwähnte Methode Linné's, die schon vor 1800 Jahren im rothen Meere bekannt war, und eine andere, die noch jetzt in China allgemein angewandt wird. Im Anfang des Sommers, wenn die Muscheln sich an die Oberfläche des Meeres begeben, und sich öffnen, werfen die Chinesen eine Schnur von einigen, aus Perlenmutter verfertigten Kügelchen in die Schalen hinein; nach einem Jahre findet man diese Kugeln sehr vergrößert, mit einer wahren Perlenhaut oder einem Schmelz überzogen, so, daß sie den wahren Perlen vollkommen ähnlich sind.

Die vollkommenste Methode, unechte Perlen zu verfertigen, ist von Jacquin in Paris gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts erfunden, und besteht in Folgendem: Eine gemeine Art kleiner Weißfische, Able, Ablette (Cyprinus alburnus), wird im Wasser abgeschuppt, worauf sich ein feines, silberfarbiges Pulver vom schönsten Perlenglanz zu Boden setzt, die sogenannte Essence d'orient. Dann werden aus Röhren, die aus einem opalfarbigen Glase verfertiget sind, an der Lampe dünne, hohle Kugeln geblasen, in welche jenes Pulver, nachdem es mit aufgelöster Hausenblase vermengt ist, vermittelst einer feinen Glasröhre eingeblasen, und durch Hin- und Herschwenken gleichförmig vertheilt wird, bis es völlig getrocknet ist, und sich festgesetzt hat. Hierauf werden die Glaskugeln, um ihnen mehr Festigkeit zu geben, mit weißem Wachs angefüllt, der Kern durchbohrt, und dieser Canal mit einer papiernen Röhre ausgefüllt, damit die durchgezogene Schnur nicht anklebe.

Zu einem Pfunde dieses Pulvers, welches sich in flüchti-

gem Alkali lange aufbewahren läßt, werden 20,000 Fische verbraucht. Vor vierzig Jahren gab es unweit Chalons eine Fabrik, die täglich 10,000 solcher Perlen lieferte. — Eine schlechtere Art falscher Perlen ist diejenige, die aus Wachs oder Gummi verfertiget, und mit einem perlenfarbigen Leim überzogen wird, der in der Nässe oder Wärme bald abspringt.

Perlen findet man allerwärts, wo es zweyschalige Muscheln gibt, selbst in Landseen und Bächen, nur in sehr verschiedener Menge und Schönheit. Ehemahls war der Perlenfang in Schlesien und in Liefland und Ingermannland sehr berühmt. Da diese letztern aber mehreren Theils nach Rußland verführt wurden, und dieser Handel von der damahligen schwedischen Regierung verbothen ward, so ging auch die Kenntniß von den Gegenden und Bächen, wo die Perlen gefangen wurden, verloren. Die wichtigsten Perlenfischereyen sind in Amerika und Asien, erstere im mexikanischen, letztere im persischen Meerbusen, und in der Meerenge, welche die Insel Ceylon von Indostan trennt. Die persischen Perlen von Ormus sind vielleicht die schönsten, aber die ceylonischen sind größer, und die Perlenfischerey in Ceylon beym Dorfe Mannar ist die beträchtlichste in der ganzen Welt; eine authentische Beschreibung derselben wird daher nicht ohne Interesse seyn.

Die Perlenfischerey ist auf der Insel Ceylon ein Eigenthum der Regierung, welche einem General-Pächter das Monopol derselben auf ein Jahr verkauft, wobey die Anzahl der Böte, die auf den Fang ausgehen dürfen, bestimmt wird. Jeder, der an dieser Lotterie Theil nehmen will, erkauft von dem General-Pächter die Erlaubniß, mit einer bestimmten Anzahl Böte zu fischen. Die Fischerey fängt mit dem Ende Februars an, und dauert bis in den April, da die Winde diesem Gewerbe ein Ende machen. Von dieser Zeit geht ungefähr die Hälfte wegen der Stürme und Festtage verloren, so, daß gewöhnlich im ganzen Jahre nur dreyßig Tage gefischt wird. Auch darf man auf derselben Bank nicht länger als drey Jahre nach einander fischen; alsdann muß man sie einige Jahre ruhen lassen,

bis die Muscheln wieder zu ihrer gehörigen Größe heran gewachsen sind. Um zehn Uhr Abends, nachdem durch eine Kanone das Signal gegeben ist, segeln die Böte von der Küste ab, und erreichen gegen Morgen die Muschelbank. Mit Sonnenaufgang fängt die Fischerey an, und wird bis Mittag, da sich der Wind aus der See erhebt, auf folgende Art verrichtet: Jedes Boot führt 21 Menschen, nähmlich: 10 Taucher, 10 Ruderer, einen Steuermann. Am Boote sind zwey Stricke befestigt, wovon einer das Netz, der andere vermittelst eines haarenen Seiles einen etwa 30 Pfund schweren Stein hält. Der Taucher faßt das Netz, und das Seil, woran der Stein befestiget ist (um desto schneller zu sinken), mit den Zehen seiner beyden Füße, ergreift mit einer Hand beyde Stricke, hält mit der andern die Nasenlöcher zu, und stürzt sich so in das Wasser. Sobald er den Boden erreicht, läßt er die Stricke los, hängt sich das Netz um den Hals, und füllt es mit so vielen Muscheln an, als in der Zeit möglich ist, die er, ohne Athem zu hohlen, unter dem Wasser zubringen kann, welches gewöhnlich zwey Minuten ist. Wenn der Athem ihm ausgeht, so ergreift er die Stricke wieder, zieht daran, um seinen Gefährten im Boote Nachricht zu geben, die ihn sogleich herauf ziehen.

Diese kurze Reise, und die dabey ausgestandene Angst greift ihn so an, daß er, sobald er das Boot erreicht, eine Menge Wasser, auch wohl Blut von sich gibt, und in einen todtähnlichen Schlaf fällt, während andere Taucher ihr Heil versuchen, deren immer fünf zugleich die Reise machen. Jeder Taucher bringt etwa 100 Muscheln mit, und kann die Reise täglich vierzig bis fünfzig Mahl machen, so, daß jedes Boot täglich etwa 40,000 Muscheln einbringt. Die Tiefe, zu der sie herab steigen, ist fünf bis zehn Faden; und es gibt auf der malabarischen Küste Taucher, die es sieben Minuten unter dem Wasser aushalten können. Erzählungen von halben und ganzen Stunden gehören in das Reich der Mährchen. Dem bekannten Vielschreiber, Athanasius Kircher, verdankt man die Erzählung von einem sicilianischen Taucher, Nicolas, mit dem Beynahmen

der Fisch, der sich im fünfzehnten Jahrhundert in den Strudel der Charybdis herab stürzte, und glücklich zurück kam; als er aber, um die Neugier des Königs Friedrich und seine Habsucht zu befriedigen, es zum zweyten Mahl wagte, zwischen den Polypen dieses Schlundes sein Leben verlor. Manchem unserer Leser wird der Taucher Nicolas, wiewohl nicht unter diesem Nahmen, und in einem günstigern Licht, aus der schönen Schiller'schen Ballade: der Taucher, bekannt seyn.

Die größte Gefahr, der die Taucher ausgesetzt sind, rührt von dem Hayfisch her. Dieß ist auch ihre einzige Furcht, die aber so groß ist, daß sie nur durch die Beschwörer überwunden wird, welche die Regierung zu diesem Zweck unterhält, und die während der Fischerey unaufhörlich Gebethe und Beschwörungsformeln murmeln. Es scheint, daß diese Zauberer ihre Kunst vollkommen verstehen, oder daß die Taucher sich mehr auf ihre Gewandtheit, als auf die Zauberkraft verlassen; denn es widerfährt selten ein Unglück.

Während dieser ganzen Zeit ist auf der Küste ein Gewühl und eine Thätigkeit, die eine der sonderbarsten Scenen gibt. Ein buntes Gemisch mehrerer Tausende von allen Nationen, Farben und Religionen, eine Menge Zelte und Hütten, vor denen Waaren und Lebensmittel zum Verkauf ausgekramt sind, die Gier, womit jeder Eigenthümer sein Boot empfängt, die vereitelten oder übertroffenen Erwartungen, die durch neue Weissagung der Bramanen wieder erweckten Hoffnungen, die Schlauköpfe, die ernten wollen, wo sie nicht gesäet haben, die Beutelschneider und die gegen sie genommenen Vorsichtsmaßregeln, die Strafen, welche die Ertappten alle Augenblicke ohne die geringste Besserung erleiden, der Wechsel von Glück und Unglück, von Armuth und Reichthum, das Spiel der Leidenschaften auf allen Gesichtern, und die mannigfaltigen Beschäftigungen, welche die Perlen erfordern, alles dieß macht ein um so interessanteres Ganze, da der Schauplatz, auf dem die Scene gespielt wird, eine völlig wüste, und während der übrigen zehn Monathe des Jahres unbewohnte Gegend ist. Kaufleute, Mäkler, Juwe-

liere, Marketender, Mönche, Fakire, Bettler und Diebe, treiben hier ihr Wesen; jeder zwar nach seiner Art, aber Alle denselben Zweck vor Augen. Einige assortiren die Perlen nach ihrer Größe, vermittelst kupferner Platten, die Löcher von verschiedenem Kaliber haben; Andere wiegen sie, um sie auf der Stelle zu verkaufen; noch Andere bohren sie. Dieß Letztere geschieht nicht bey den birnförmigen Perlen, die mehrentheils als Ohrgehänge gefaßt werden, auch nicht bey den ganz kleinen, die zu Stickereyen gebraucht werden, sondern nur bey denjenigen, die wegen ihrer Größe und runden Form würdig sind, auf Schnüre gereiht zu werden, um zu Hals- oder Armbändern zu dienen. Während des Bohrens werden die Perlen auf einem Tisch in Löcher gedrückt, und zugleich beständig angefeuchtet; es gehört keine geringe Geschicklichkeit dazu, diese kleine Kugel genau durch ihre Mitte zu bohren. — Ehe die Muscheln geöffnet werden, müssen sie im Schatten bis zum Tode des Thieres liegen, welches etwa 24 Stunden erfordert.

Die Perlen werden entweder in den verschlossenen Muscheln, wie die Katze im Sack, verkauft, oder der Eigenthümer öffnet die Muscheln selbst. An dem ersten Handel können sogar Bettler Theil nehmen, und dadurch plötzlich reich werden. Vor einigen Jahren kaufte ein armer Taglöhner in Ceylon eine Muschel für etwa drey Kopeken *), und fand darin die größte Perle, die in diesem Jahre gefunden ward. Selbst die Gruben, in denen die Muscheln geöffnet und ihrer Perlen beraubt sind, werden nachher verkauft, weil sich, aller Sorgfalt unerachtet, doch manche Perle im Sande versteckt. Es gibt Muscheln, die an 200 Perlen enthalten; andere enthalten nur eine oder gar keine. Perlen von der Größe einer Pistolenkugel sind in Ceylon nichts Ungewöhnliches.

*) Kleine russische Kupfermünzen, deren hundert auf einen Rubel gehen. Ihren Nahmen haben sie von dem darauf befindlichen Bildniß des Ritters Sanct Georg mit dem Spieße (Kopje).

Bruchstücke aus der historischen und literarischen Botanik (botanique historique et littéraire) der Frau von Genlis *).

Die Rose.

Diese Blume, welche von den Alten die Zierde der Pflanzen genannt wurde, ist von solcher Schönheit, ihr Geruch so köstlich, daß man sie mit Recht zu einem allgemeinen Sinnbilde machte. Die Rose ist das Symbol der verschiedensten und einander entgegen gesetzter Empfindungen; mit ihr schmückt die Frömmigkeit ihre Tempel, Liebe und Freude bilden sie zu Kronen, der Schmerz entblättert sie auf Gräbern, die holde Scham wie die Keuschheit empfangen sie als den schönsten und ehrendsten Preis; sie ist die einzige im weiten Reich ihrer blühenden Schwestern, welche die erhabensten so wie die sanftesten Empfindungen der Seele versinnlicht — eine Blume, so kindlich frisch, daß nur die Jugend sie zum Schmucke wählen darf, während ein weniger beglücktes Alter, das mit jedem andern Blumenstrauße sich schmücken kann, diese Blumenköniginn ausschließen muß.

Die Rose, durch Mythologie und heidnischen Cultus profanirt, hatte früher die edlere Bestimmung, den Tempel des wahren Gottes zu schmücken. Der Hohepriester war mit Rosen gekrönt. Die Kirche hat in ihren erhabensten Ceremonien den Gebrauch dieser Blume besonders erhalten, denn immer wird die Rose bey feyerlichen Processionen vor dem Hochwürdigen entblättert. In dem Leben der heiligen Dorothea liest man, daß ein Engel sie mit einem Rosenstrauße beschenkt habe, und nach dieser Sage wird diese Heilige von allen Künstlern mit einem solchen Strauße dargestellt.

Merkwürdig ist es, daß von allen diese Blume betreffenden Dichtungen, die allerbekannteste, diejenige nähmlich, wel-

*) Die Idee des Ganzen ist neu, die Einkleidung und der Vortrag höchst gefällig und zart.

che in die Götterlehre aufgenommen, und von den Dichtern gleichsam geheiliget wurde, zugleich die traurigste und am wenigsten sinnreiche ist. Wenn die Alten sich nähmlich allen Ausschweifungen einer bacchantischen Freude überließen, bedeckten sie sich mit Rosen, welches doch für sie ein Widerspruch war; denn die Götterlehre, welche fast alle Blumen mit Blut befleckt, ließ die lieblichste, die Königinn, im Gefolge der traurigsten Begebenheiten, und zwar aus dem Blute des unglücklichen Adonis entstehen. Nach andern hat die Rose einer Verletzung der Venus ihr Daseyn zu verdanken, eine weit lieblichere, aber keineswegs geheiligte Dichtung.

Der Sybarit, den der Druck eines Rosenblättchens am Schlafe hinderte, hieß Smindrides.

Cleopatra wurde von dem sterbenden Antonius gebethen, Wohlgerüche über sein Grab zu verbreiten, und es mit Rosen zu bedecken.

Die Insel Rhodus verdankt der erstaunlichen Menge Rosen, die auf ihrem Boden entsprießen, ihren Nahmen.

In Persien pfropft man die Weinflaschen, wenn sie auf die Tafel gebracht werden, mit einer Rose oder mit einer Nelke.

Nach alten Schriftstellern zeigt der Käfer einen solchen Widerwillen gegen Rosen, daß schon der bloße Geruch ihm tödtlich wird. So stellten auch die Alten einen entnervten Wollüstling unter der Allegorie eines von Rosen umgebenen Käfers dar.

Sicher ist es, daß in der Rose sich ein treffendes Sinnbild der aus dem Mißbrauche, selbst der angenehmsten Dinge, entstehenden Gefahr darbiethet, da man häufig Beyspiele von schleunigen Todesfällen hat, welche durch den unvorsichtigen Schlaf in einem mit Rosen und andern Blumen angefüllten Zimmer entstanden. So wahr ist es, daß das Übermaß selbst die gefahrlosesten Dinge schädlich macht.

Die Hyacinthe.

Der Marquis von Gouffier ließ der königlichen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues im Jahre 1789 eine ganz

eigentlich verkehrte Hyacinthen-Zwiebel vorzeigen, eine solche nähmlich, welche umgekehrt in die Mündung eines ziemlich langen, mit Wasser angefüllten, und mäßig breiten Glases eingesetzt war. Sie hatte in diesem Zustande Blätter, Stiel und Blumen getrieben, und war, obgleich im Wasser, auf das Beste erhalten. Das Untere der Zwiebel, jetzt in die Höhe gekehrt, trieb keine Wurzeln; die Blätter waren ziemlich grün, aber das Blumenlaub, welches blau seyn sollte, war weiß und verschossen. Dieß erinnert an den Versuch Dühamel's, welcher Bäume verkehrt, die Zweige in die Erde und die Wurzeln in die Luft, pflanzen ließ. Gleichwohl erhielten sie sich in dieser sonderbaren Stellung. Die Zweige schlugen Wurzeln, und diese Blätter. Im Anfange freylich trieben sie nur sehr schwach, allein nach einigen Jahren waren die meisten dieser unregelmäßigen Pflanzungen von den regelmäßigen kaum zu unterscheiden.

Die Nelke.

Dem guten König René werden die ersten Bemühungen um die Cultur dieser zarten Blume zugeschrieben. Vorzugsweise wird die Nelkenzucht in Toulouse veredelt, wo man die allerschönsten antrifft.

Der große Condé zerstreute sich während seiner Gefangenschaft in der Bastille, mit der Pflege dieser reizenden Blume.

Erzählungen.

Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Von Jean Paul Richter*).

Ein alter Mensch stand in der Neujahrs-Mitternacht am Fenster und schaute mit dem Blicke einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewig blühenden Himmel, und herab auf die stille, reine, weiße Erde, worauf jetzt niemand so freuden- und schlaflos war, als er. Denn sein Grab stand nahe bey ihm; es war bloß vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte aus dem ganzen reichen Leben nichts mit als Irrthümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um, und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinab zieht, in eine schwarze Höhle voll herunter tropfenden Giftes, voll zielender Schlangen, und finsterer, schwüler Dämpfe.

*) Dieses, durch düster-glühendes Colorit, feste Charakterzeichnung und ergreifende Tendenz gleich herrliche Nachtstück, ist aus Jean Pauls Briefen genommen, und kann bey unverdorbenen Gemüthern seine erschütternde Wirkung eben so wenig verfehlen, als bey zerrütteten.

Ach, die Schlangen hingen um seine Brust und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: Gib mir die Jugend wieder! o Vater! stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle.

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen, und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: Es sind meine thörichten Tage! — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen, und im Falle schimmern, und auf der Erde zerrinnen: Das bin ich, sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine im leeren Todtenhause zurück gebliebene Larve nahm allmählig seine Züge an.

Mitten in den Krampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. Er schaute um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen waren, und er sagte: O ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trockenen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte. Ach, ich könnte glücklich seyn, ihr theuern Ältern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte!

Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf*); endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge.

Er konnte es nicht mehr sehen; — er verhüllte das Auge;

*) Er glaubt sich selbst als Todtengestalt zu erblicken, und findet darin den Aufruf zum Grabe.

tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee; — er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: Komme nur wieder, Jugend, komme wieder!

Und sie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrsnacht so fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling; nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen.

Aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren, und sich auf die Sonnenbahn zurück begeben konnte, die ins reiche Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm, junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrwege stehest! Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: Komme wieder, schöne Jugend! — so würde sie nicht wieder kommen.

Der große Kastanienbaum *).

Von Kotzebüe.

Sultan Aladdin-Ben-Kaikosru, der im 610. Jahre der Hegira den Thron bestieg, hatte ein Unglück, das manchen Fürsten trifft: er machte sich und Andern stets lange Weile. An seinem Hofe ging es so still und förmlich zu, wie bey einem chinesischen Gastmahl, niemand sprach, niemand lachte, jedermann gähnte; aber um des Wohlstandes willen nannte man die lange Weile Schwermuth. Dennoch verglichen die Höflinge ihren sauertöpfischen Sultan mit einem großen Kastanienbaume, der vor seinem Pallaste stand; die starken Wurzeln bedeuteten seine Macht; die herrliche, in die Wolken strotzende Krone seinen hohen Geist, und die Zweige, die, zur Erde hängend, ihre Früchte bothen, seine Wohlthätigkeit.

Das war nun Alles recht schön, und natürlich auch wahr,

*) Diese Erzählung erschien zuerst im Freymüthigen vom Jahr 1808. Nr. 4.

denn Höflinge lügen nie; aber es vertrieb des Sultans Schwermuth nicht. Um diese zu zerstreuen, kam er endlich auf den Einfall, sich einen Philosophen zum Gesellschafter zu erwählen. Warum nicht lieber einen Hofnarren? dem würde es besser gelungen seyn; allein der Sultan Aladdin-Ben-Kaikosru hielt es unter seiner Würde, von einem solchen Geschöpfe den Thron umgaukeln zu lassen.

An einem schönen Morgen saß er mit seinem Philosophen am offenen Fenster und gähnte. Da nahm jener das Wort: „O Beherrscher der Gläubigen! Quell der Weisheit! Strom der Gnade! Meer der Barmherzigkeit!" — (Philosophen sparen nie die Titel, wenn sie mit großen Herren reden) — „man hat dich schon so oft mit diesem Kastanienbaume verglichen, doch stets die Hauptähnlichkeit übersehen oder verschwiegen. Denn so wie dieser Baum alle Bäumchen um sich her durch seinen Schatten am freudigen Wachsthum hindert, so raubst du deinem ganzen Hofe den leichten frohen Sinn durch deine Schwermuth."

„Nicht übel," erwiederte der Sultan, „und leider auch wahr! doch wie stehts zu ändern? Lehre du mich lachen! Ich verspreche dir, jedesmahl, da es dir gelingen wird, ein Lächeln mir zu entlocken, mit einem kostbaren Ringe dich zu beschenken."

„Ach," rief der Philosoph, „dann werden meine Finger wohl ewig unberingt bleiben! Sey es üble Laune, sey es ein zu ekler Geschmack: deine Hoheit wird mein attisches Salz stets fade finden."

„Versuch' es," entgegnete der Sultan, „der Ring ist dein, so oft du mir beweisest, daß ich von Rechtswegen hätte lachen sollen."

Jetzt nahm der Philosoph sich zusammen; nicht eben um der Ringe willen, die hatten keinen andern Werth für ihn, als daß es ihm bequem schien, künftig an seinen Fingern die Eigenschaften edler Steine philosophisch zu untersuchen; nein, aus purem, lauterem Patriotismus und reiner Ergebenheit für den größten aller Sultane. Zuerst erzählte er die Geschichte

von jenem griechischen Weltweisen, der einen Esel Feigen essen sah, und sich darüber zu Tode lachte. — Aladdin verzog keine Miene, sondern bemerkte bloß, der Esel sey klüger gewesen, als der Weltweise.

Darauf rückte der Gesellschafter mit Zadigs Witwe hervor, die ihrem hochbetrauerten Manne die Nase abschneiden wollte, um eine Kolik ihres Liebhabers damit zu heilen.

Vergebens! — weder diese, noch eine Menge ähnlicher Anekdoten vermochten des Gebiethers Stirn zu entrunzeln. Umsonst plünderte der Philosoph ein arabisches Vademecum in zwanzig Bänden, und einen arabischen Kästner, der siebzig tausend Epigramme gedrechselt hatte; der Sultan fand wohl manches artig, unterhaltend; aber er lachte nicht.

Da hohlte der Verzweifelnde den letzten Pfeil aus seinem Köcher. „Gestern," sprach er, „setzte sich eine Wolke von Krähen auf den Wipfel des großen Kastanienbaumes; dein Hofmarschall, entrüstet über diese Frechheit, wollte sie verjagen; er machte Geräusch, sie flogen nicht weg; er warf mit Steinen hinauf, sie blieben sitzen. Wüthend umfaßte er den Stamm des Baumes, und wollte ihn schütteln, aber der ungeheure Stamm rührte sich nicht. Da mußte ich laut lachen über sein Beginnen, und wärest du Zeuge davon gewesen, fürwahr, du hättest mitgelacht, der Hofmarschall würde den Ring empfangen haben. Sieh, großer Sultan, du bist der Baum; die Krähen sind deine Grillen; der Mann, der den Baum schütteln will, der bin ich."

Aladdin lachte nicht, aber er lächelte, und gab ihm den Ring.

Burke und Fox*).

Fragment aus Adam Müllers, in Wien gehaltenen Vorlesungen über das Verhältniß der Rhetorik zur Poesie.

Bekanntlich war der brittische Parlaments-Redner Edmund Burke der erste Mensch in Europa, der den Cha-

*) Man könnte diese vortreffliche Erzählung auch: die merkwürdigste Nacht im Parlament von Großbri-

rakter der französischen Revolution erkannte, der schon damahls, als noch alle diejenigen, denen es vergönnt war, eine solche Begebenheit frey von allem Privat-Interesse zu erleben, noch von ihr befangen und umstrickt waren, ihre Richtung und ihre Folgen nicht bloß erkannt, sondern ausgesprochen hatte. Er war in dem Augenblick der größten Gefahr, die sein Vaterland und diesen Welttheil bedrohte, ich möchte sagen, die einzige Schildwache, die an ihrem Posten stand. Eine beynahe zwanzigjährige Freundschaft verband mit jenem großen Manne den jüngern Fox. Eine Verbindung, die auf nichts anderm beruhen konnte, als auf der Größe und Göttlichkeit ihres Gegenstandes, mußte erschüttert werden, als über das Wesen der bürgerlichen Freyheit, über den altbrittischen und neufränkischen Sinn dieses Wortes, erst ein Streit über die wörtliche Auslegung, dann über die praktische Anwendung sich erhob, und dann unmittelbar das ganze Gebäude dieser Freundschaft ergriff und verzehrte. Fox sah in der Revolution nichts, als den Triumph der Sache, für die sie beyde gelebt hatten; Burke hingegen ihren Untergang, und mit einer Rührung, die zu menschlich ist, als daß sie sich nicht jedem Herzen von selbst darstellen sollte, das Opfer, welches sie ihm selbst abforderte in seinem Freunde. Es kostete ihm den schönsten Irrthum seines Lebens, die Meinung, die er zwanzig Jahre hindurch von Fox genährt hatte.

Die Trennung war beynahe ein Jahr undeclarirt geblieben. Die Täuschung, einander selbst fest zu halten, nachdem der gemeinschaftliche Boden verschwunden ist, auf dem man mit einander gelebt, nährt jeder, so lang er kann, bewußtlos. — Beyde Freunde hatten sich vermieden, und eine heilige Scheu, die solcher Bund, wie solche Trennung wohl verdient, hielt jeden Dritten von aller versöhnenden, wie von aller entzweyenden Einmischung zurück. Es war in der Nacht vom 11. zum

tannien, oder: die Macht der praktischen Natur der Beredsamkeit nennen.

12. Februar des Jahres 1791, als die große Angelegenheit, als die Staatsangelegenheit dieser Freundschaft, endlich im Parlamente zur Sprache kam.

Die Beredsamkeit hat nie größere Wunder gethan, als in dieser Nacht; alles aber war unerwartet, wie von einer höhern Macht zubereitet. Die beyden Redner, und mit ihnen alle Zeugen, vergaßen sich selbst; die Ordnung des Parlaments, seit einem Jahrhunderte ununterbrochen, stand stille; wo man keinen Nahmen nennen darf, damit sich die Persönlichkeit nicht aus den großen Verhandlungen ungebührlich heraus hebe, da galt es zehn Stunden hindurch nur die Persönlichkeit zweyer Mitglieder. Der Anfang war kalt und ruhig; es betraf die Verfassung jenes Theils von Nordamerika, der England nach dem letzten Frieden verblieben war. Es lagen zwey Pläne auf dem Tische, der erste im altbrittischen, der andere im neufranzösischen Sinne der Freyheit. Gleichgültige Redner sprachen lange, und die Nacht war schon sehr vorgerückt, als Burke das Wort nahm. Nach wenigen schneidenden Urtheilen über den vorliegenden Gegenstand und die bisherige Erörterung, ging er mit einer kurzen Catonischen Wendung auf die größere Sache der französischen Revolution über. In der peinlichen Stimmung, in der die Fürsten und Helden von Troja die warnenden Verwünschungen der Cassandra angehört haben mögen, wartete das Parlament auf die Rückkehr des Redners zu dem vorliegenden Gegenstande über eine Stunde lang. Es schien kein Gefühl zu antworten, aber die Scheu der Ehrfurcht, wie vor einem großen Kranken, verhinderte die Unterbrechung; die prophetische Melancholie einer einzigen Seele lag drückend auf der ganzen Versammlung, bis eine neue Wendung der Rede eine neue, tiefere Erörterung der Folgen der Revolution ankündigte, und somit noch eine Stunde in Beschlag zu nehmen schien. Ein fast allgemeines Geschrey zur Ordnung unterbrach ihn; Fox schwieg; der große William Pitt allein in der ganzen Versammlung, erklärte seine Meinung, daß der Redner sehr wohl in der Ordnung sey. Es ward über diese Frage ge-

stimmt, und das Parlament von England entschied, daß Burke in der Ordnung sey. Hierauf erhob er sich von neuem, und fuhr fort, in einem Strome von Beredsamkeit, dem keine Feder folgen konnte. Die Zeitungsschreiber gaben angefangene Perioden, und bemerkten zu mehreren Mahlen in dem Text ihres Berichtes die Todtenstille, die über der ganzen Versammlung ruhte. Plötzlich, da er das Gemählde der Wirkungen der französischen Revolution mit einem Citat aus dem Macbeth vollendet hatte, stockte Burke. Es war Mitternacht; niemand wagte aufzustehen, und, mit verhaltenen Thränen, mit ungewöhnlich sanfter Stimme, fuhr er fort, einen Blick auf For werfend: „Das Gift der Revolution ist mit gemeinen Opfern nicht zufrieden; sein Stachel sucht das Hohe auf Erden, das Stolze, das Schöne, das recht Erprüfte, die heiligsten Verbindungen des Lebens, und wird nichts verschonen. Ich selbst, am Rande des Grabes, müde nach dreyßigjähriger rechtschaffener Arbeit für England und für die Freyheit, hatte mich umgesehen nach einem Erben, dem ich das Vermächtniß meiner Sorgen, meiner Hoffnungen, meiner geheimen Gedanken über dieses Jahrhundert, und über dieses mein Vaterland getrost übertragen, und dem ich sagen könnte: Vollende, du Glücklicher, was ich gewollt! — Ich habe ihn gefunden; achtzehn Jahre hat er mein Testament und mich, wie das Bild seines Vaters, am Herzen getragen; — die Revolution ist ausgebrochen, und ich habe ihn nicht mehr; ich bin allein, mein Blut ist ausgestorben in dem Hause, ich sterbe unbeerbt." — Bey diesen Worten hörte man vernehmlich, daß Fox, ohne aufzustehen, den Blick vor sich hingesenkt, sagte: „Unserer Freundschaft wird das nichts anhaben." —

Fünfhundert Personen waren nunmehr in zwey verwandelt; ganz England hing an den Lippen dieses Einen Menschen, der mit einer eiskalten Stimme fortfuhr: „Diese Freundschaft ist zu Ende!" — dann aber plötzlich, wie von dem ganzen Feuer seiner Jugend überkommen, Fox und seine Sorgen und seine Jahre abschüttelte, die alten, längst entschlafe-

nen Helden der brittischen Freyheit herbey rief, tröstend von der Freyheit sprach, die das Volk dieser unüberwundenen Inseln eigentlich meinte, er, der Einsame, eine große Partey aus dem brittischen Alterthum um sich her versammelte, und, wie von einer fernen sonnenhellen Zukunft seines Vaterlandes verklärt, die vierstündige Rede beschloß.

Es war ein Viertel nach zwey Uhr Morgens; die Versammlung erschrak, als er aufhörte; niemand war zum Reden gefaßt. Fox stand auf, und im Augenblicke war die Todesstille wieder da; ein Strom von Thränen brach ihm aus den Augen; er setzte sich sprachlos nieder. Das Parlament wartete einige Minuten, alle Augen gerichtet auf die beyden Freunde, die stumm einander gegenüber saßen. Man fand es unanständig, nach solchem Ereigniß weiter zu reden; die Sitzung wurde aufgehoben.

Gespräche.

Diokles und Lucian.

Ein Gespräch im Elysium.

Diokles (noch allein.)

Wie ist mir? Wo bin ich? Ist dieß Elysium? die schönste Insel der Seligen, „wo goldne Blumen glüh'n? wo ein ewiger Frühling von Früchten aller Art überfließt?— Wo sind die reinen Krystallbäche? wo die immergrünen, blumenvollen Wiesen, die mir von Dichtern und Weisen versprochen wurden? wo die Sonne, die Tagen und Nächten immer gleich leuchtet?" — Nichts als Dämmerung und Dämmerung! und eine Stille, so still, so still, daß ich das wiegende Schwanken einer Lilie auf ihrem Stängel hören könnte! Ein wahres Schattenland! — Und bin ich denn auch ein Schatten? — Ich? — Was nennst du Dich? Ich kenne Dich nicht mehr! — Ach! welch ein seltsames Drängen und Winden und Scheiden und Absondern fühl' ich in mir? — Mich däucht, ich bin mir das nicht mehr bewußt, was ich mir kaum noch bewußt war, und doch fühle ich noch, daß ich Diokles bin. — Wunderbar! mir ist, als falle alle Augenblicke etwas von mir ab, bald wie Schuppen, bald wie ein Nebel, den die Sonne niederdrückt. — Ein seltsamer Zustand! so leer, so leicht, so durchsichtig! — Es ist nicht ganz recht mit mir — gar nicht, wie ich mir's dachte — und doch bin ich eher wohl als übel. — Aber, seh ich nicht dort einen Schatten gegen mich herschweben? Sein Ansehen ist frey, und ruhig, und edel. Gewiß einer

von den Weisen eines bessern Zeitalters! — Ich will ihn anreden; er soll mir sagen, ob dieß Elysium ist.

Darf ich dich anreden? Darf ich dich fragen, wie du genannt wirst?

Lucian. Du darfst Alles, was du kannst. Wir sind hier alle gleich, und haben, wie die alten Atlanten, keine besondern Nahmen, außer wenn wir uns von unserem vormahligen Leben unter einander besprechen. Da ich noch auf der Oberwelt war, nannten sie mich Lucian.

Diokles (ein wenig zusammen fahrend.) Lucian? — So bitte ich dich: schon' meiner!

Lucian. Warum bittest du mich das?

Diokles. Weil du mich ohne Zweifel noch schärfer sehen wirst, als ich mich selbst sehe. Ich bin gar nicht mit mir selbst zufrieden.

Lucian. Du bist also ein neuer Ankömmling? Habe Muth! es wird immer besser mit dir werden.

Diokles. Sage mir doch, bin ich wirklich im Elysium? Kann dieser Ort, wo wir jetzt sind, Elysium seyn?

Lucian. Du bist im Elysium; aber deine Sinne sind noch nicht ganz gereiniget.

Diokles. Das muß es seyn! Nun versteh' ich's. Der Fehler muß an mir liegen, daß mir alles so trübe, so schattenmäßig, so öde und todt vorkommt.

Lucian. Du wirst ja diesen Augenblick erst geboren. Deine Augen sind noch dunkel, deine Ohren noch schlaff; du bist unsrer Luft, unsers Lichts noch ungewohnt. Aber das wird sich bald geben.

Diokles. Sage mir doch, was ist das, das sich fast alle Augenblicke — eben jetzt, da ich mit dir rede — wie von mir ablöst, und wie Lappen eines zerrissenen wolligen Nebels, seitwärts an mir niederwallt?

Lucian. Dünkt dich nicht, du werdest bey jeder dieser Abschälungen leichter, freyer, dir selbst durchschaulicher?

Diokles. So däucht mich — aber nur gar zu leicht,

gar zu durchsichtig! Denn ich merke wohl, es wird vor lauter Abschälungen, wie du es nennst, beynahe nichts von mir übrig bleiben.

Lucian. Sey unbekümmert! Es wird sich nichts abschälen, um was du dich nicht desto besser befinden wirst. Es sind nur die Täuschungen des Eigendünkels, die dich bisher umwickelten, und die Ursachen deiner meisten Leiden und Freuden waren.

Diokles. Hilf Himmel! Wenn dieß ist, was für ein Puppen- und Fratzenspiel von Täuschung und Blendwerk war das, was ich mein Leben nannte!

Lucian. Merkst du das? — Und doch wird es dir nicht an einem Lebensbeschreiber fehlen, der eine gar feine Composition daraus zu machen wissen wird.

Diokles. O das ist häßlich! Meine Vorzüge, meine Tugenden, meine Freuden, beynahe alle — vielleicht gar alles zusammen — lauter Täuschungen!

Lucian. Dafür waren es aber deine Leiden auch.

Diokles. Desto schlimmer! desto schlimmer! Ich fühlte mich so stark, so groß, wenn ich sie standhaft, edel wie ein Weiser zu tragen glaubte. — Wie lächerlich ich dir vorkommen muß!

Lucian. Gar nicht! Die Last, die ein Mann kaum auf seinen Schultern fühlt, würde ein Kind niederdrücken. Hierin liegt die Täuschung nicht, Bruder. Aber wenn du deine Leiden so standhaft, so edel, so heldenmüthig zu tragen glaubtest, davon geht nun wohl etwas ab.

Diokles. Ich litt freylich nur — was ich nicht ändern konnte, und ächzte, klagte, schrie, so gut wie ein gemeiner Mensch, wenn mich niemand hörte, vor dem ich mich schämte, nur ein gemeiner Mensch zu seyn.

Lucian. Das ist wohl die dickste und häßlichste von allen Schuppen, kein gemeiner Mensch seyn zu wollen, wenn man im Grunde doch nur ein gemeiner Mensch ist. Siehst du, was für ein Klumpen wieder von dir fällt?

Diokles. Hilf mir! Ich zerfalle! Ich zerfließe in Dunst und Schlacken!

Lucian. Das Ärgste wird nun bald vorüber seyn. Sey ruhig, wir waren alle nur gemeine Menschen. — Mehr oder weniger Häute, schlechtere oder buntere Schuppen, machten den ganzen Unterschied.

Diokles. Und die großen, die herrlichen Menschen sollten keine Ausnahme machen?

Lucian. Frage sie selbst, wenn du einst zu ihnen gekommen seyn wirst.

Diokles. Ihr lebt also hier frey von Allem, was die Sinne der Sterblichen fälscht? Jeder erscheint dem andern wie er ist?

Lucian. Und sich selbst, wie er war.

Diokles. Und ihr seyd glücklich?

Lucian. Eben darum! In unserem vorigen Zustande war es freylich anders. Aber hier, wo alles im vollkommenen Gleichgewicht, alles in Ruhe ist, wo keiner von dem andern was zu fürchten noch zu hoffen hat, wo keine Schiefheit, keine Vorurtheile, kein Neid, keine Schelsucht, keine Rachgier, mehr Platz hat, — wo also schlechterdings keine Ursache ist, was anderes oder besseres scheinen zu wollen, oder zu müssen, als man ist; hier kann man niemand täuschen, wenn man auch wollte, und nicht täuschen wollen, wenn man auch könnte. Auch sich selbst nicht; denn man ist nur falsch gegen sich selbst, wenn man nicht wahr gegen Andere seyn darf. Kurz, bey uns ist alles wahr, und eben darum sind wir glücklich.

Diokles. Mich däucht, es wird Mühe kosten, bis ich mich an eure Glückseligkeit werde gewöhnen können.

Lucian. Warst du etwa ein König?

Diokles. Ein König! — Zuweilen, ja, aber nur in der Einbildung; und das endigte immer damit, daß ich Satyren auf die Könige machte, die es wirklich waren.

Lucian. Hast du jemahls gehört, daß ein Günstling, eh' er in Ungnade fiel, oder ein Officier, wenn er ein Regi-

ment erwartete, oder ein Poet, wenn er eine Pension erhielt, eine Satyre auf die Könige gemacht habe?

Diokles. Ich verstehe dich; aber das war doch bey mir die Ursache nicht.

Lucian. Nimm dich in Acht!

Diokles. Ich war zum Glück in einer Lage, daß ich ihrer Gnade entbehren konnte.

Lucian. Du wähntest also vielleicht, du würdest es an ihrem Platze besser gemacht haben?

Diokles. Das war freylich auch eine häßliche Täuschung. Aber mein Haß gegen die Könige floß wahrlich aus einer reinern Quelle.

Lucian. Nimm dich in Acht, Bruder!

Diokles. Es war ein wirkliches Mitleiden mit dem armen Menschengeschlechte —

Lucian. Und aus wirklichem Mitleiden mit dem armen Menschengeschlechte — hättest du selbst König seyn mögen?

Diokles. Ich läugn' es nicht — aber bloß um Gutes zu thun!

Lucian. Hättest du Herr über den ganzen Erdkreis seyn mögen?

Diokles. Bloß um desto Mehreren Gutes zu thun.

Lucian. Und unumschränkter Selbstbeherrscher?

Diokles. Bloß um das Gute desto ungehinderter zu thun.

Lucian. Ernstlich, das konntest du dir einbilden?

Diokles. O weh! —

Lucian. Da schuppte sich wieder eine garstige dicke Haut ab!

Diokles. Ach, was wird aus allen den Tugenden werden, in deren Bewußtseyn ich mir oft so gütlich that!

Lucian. Das war wohl eine sanfte Schaukel?

Diokles. Wie glücklich ich mich dann fühlte! — Nein! Ich bin nicht im Elysium. — Mir ist hier ganz anders. —

Lucian. Du büßest hier für — deine Tugenden.

Diokles. Die ich zu haben wähnte und nicht hatte, meinst du?

Lucian. Und die dir weder Anstrengung noch Opfer kosteten. Du warst da oben wohl ein Dichter, nicht so?

Diokles. Und liebte die Wahrheit über Alles —

Lucian. Und belogst dich selbst und die Welt dein ganzes Leben lang?

Diokles. Du bist noch immer Lucian, wie ich höre.

Lucian. Bruder, es steht noch nicht recht mit dir. — Gehe dem schlängelnden Fußpfade zwischen diesen Platanen nach; er wird zu einer Grotte führen, in deren Vertiefung du eine Art von warmem Bade finden wirst. Bediene dich dessen ungescheut; es wird dich erweichen, und dir eine gelinde Ausdünstung verschaffen, nach welcher du dich viel besser befinden wirst. Wenige kommen hierher, die dieses Bad nicht eine Zeit lang bedürften, und niemand, dem nicht gerathen würde, es zur Vorsicht wenigstens Einmahl zu gebrauchen. Geh, weil es doch seyn muß! Wenn wir uns wieder sehen, wirst du fühlen, daß du im Elysium bist.

Wieland.

Hylas und Philonius.

(Fragment.)

Hylas. Wenn auch die Materie an und für sich nicht denken kann; wird ihr die Allmacht Gottes nicht die Kraft zu denken mittheilen können?

Philon. Wir wollen sehen, mein Freund. — Wie fängt es die Allmacht an, daß sie am Dorne Rosen wachsen läßt? Erschafft sie etwa jährlich in der Rosenzeit frische Knospen aus dem Nichts, und befestigt sie an den Strauch?

Hyl. Das nicht; vielmehr hat sie in den Dorn selbst den Samen gelegt, aus welchem zu ihrer Zeit die Rosen hervor sprossen.

Philon. Also, wer den Rosensamen zergliedern, und seinen innern Bau mit mikroskopischen Augen betrachten kann,

der wird deutlich einsehen, wie aus dem fein organisirten Samen, durch die Entwickelung, Rosen aufblühen können?

Hyl. Allerdings! Wenn nur seine Sinne zart genug sind, oder die Instrumente genug vergrößern.

Philon. Gesetzt aber, die Allmacht wollte am Rosenstocke, der nur Rosensamen führt, Citronen wachsen lassen; würde sie nicht diese, dem Strauch unnatürliche Früchte besonders erschaffen, und an den Stängeln befestigen müssen?

Hyl. Nicht anders! Aber alsdann würden die Früchte am Rosenstocke nur zu wachsen scheinen, nicht wirklich wachsen.

Philon. Mehr aber als diesen bloßen Schein, dünkt mich, kann selbst die Allmacht in diesem Fall nicht erhalten; sie müßte denn den Rosendorn in einen Citronenbaum verwandeln; das heißt, nach der Sprache einer gesunden Philosophie, den Rosendorn vernichten, und einen Citronenbaum an die Stelle setzen.

Hyl. Das wäre dann aber nicht das, was wir verlangten.

Philon. Freylich nicht! Und es bliebe also bey dem Vorigen: die Allmacht würde die Citronen besonders erschaffen, und mit dem Rosenstrauche verbinden müssen. Wie aber? Der Stamm führt ja keine Citronensäfte. Woher werden denn die Früchte ihre Nahrung nehmen?

Hyl. Diese wird ihnen die Allmacht aus der Luft oder sonst woher zuführen müssen.

Philon. Und wenn nun der Stock vergeht; haben die Citronen mehr als ihre Stütze verloren?

Hyl. Sicherlich nicht. Da der Stamm, an dem sie hingen, sie weder hervor gebracht noch genährt hatte.

Philon. Nunmehr wieder zu unserer Hauptfrage! — Sie haben mir eingeräumt, daß die Materie an und für sich nicht denken könne; das heißt, daß sie, vermöge ihrer innern Structur, unendlicher Gestalten, Bewegungen, aber keiner Gedanken fähig sey.

Hyl. Ich gebe zu, daß Cartesius dieses so gut als erwiesen hat.

Philon. Der Grund zu den Gedanken liegt also nicht in der Materie, so wenig als Citronensamen im Rosendorn. Aber Gott soll der Materie die Kraft zu denken mittheilen. Muß er nicht diese Kraft besonders erschaffen, und mit der Materie verbinden?

Hyl. Allerdings! — so wie wir an unserem Beyspiele gesehen haben.

Philon. Dadurch aber erlangt die Materie nur dem Scheine nach die Kraft zu denken; diese kann ihr in der That so wenig eigenthümlich werden, als am Rosenstocke wirklich Citronen wachsen können?

Hyl. Auch das muß ich zugeben.

Philon. Die Frage war also nicht: ob die Allmacht der Materie die Kraft zu denken mittheilen könne? denn dieß ist unmöglich; sondern: ob sie nicht eine Kraft zu denken erschaffen und mit der Materie verbinden könne? und sieh! dieß hat sie wirklich gethan. Sie hat mit gewissen Portionen organisirter Materie eine besonders erschaffene Kraft zu denken verbunden, und beyde zusammen machen das lebendige Thier aus. Wie die Früchte zum fremden Stamme, so verhält sich die Kraft zu denken zur organisirten Materie. Am Ende kann diese vergehen, ohne daß jene mehr als ihre Stütze verlöre.

Mendelssohn.

Verstand und Herz.

Ein Hausgespräch am langen Winterabend.

Ein Vater saß mitten unter seinen Kindern, die sich durch Spiele, Scherze und Gespräche den langen Winterabend kürzten. Dießmahl hatte ihr Gespräch eine sehr philosophische Miene: denn sie stritten über Geist und Herz, und was jedes von beyden für Eindrücke gewähre? das macht: dieß waren metaphysische Kinder. Die Knaben nahmen natürlich alle die Parthie des Verstandes, weil sie sehr verständige Knaben seyn

wollten; die Mädchen alle die Parthie des Herzens, und logirten also die größte Wirkungskraft im Menschen tiefer hinunter. Jene mahlten dazu Gesichter, in denen alle Eindrücke des Geistes sichtbar seyn sollten; diese schnitten flammende und geflügelte Herzchen aus, von denen sie behaupteten, sie flögen sehr schnell, und zündeten überall und brennten ewig. Als sie sich, wie leicht zu erachten war, nach langen Repliken nicht vereinigen konnten, gingen sie ihren Vater an, der, eine doppelte Schlafmütze auf seinem greisen Haupte, zwischen ihnen seine Pfeife rauchte und an etwas anders dachte. Er wachte wie aus dem Traume auf, da ihm von seinen Knaben und Mädchen die Frage vorgelegt ward:

„welche Eindrücke oder Empfindungen wahrer und dauernder sind? ob die des Verstandes oder des Herzens?"

„Eindrücke und Empfindungen?" Er schob die Schlafmützen zu beyden Seiten. „Wahrer und dauernder?" Er schob sie nochmahls herum und rückwärts. „Des Verstandes oder des Herzens?" Er nahm sie beyde ab, legte sie auf den Tisch, klopfte die Pfeife aus, und sprach: „Das, meine Kinder, ist eine schwere Frage. Ich möchte wissen, wie ihr auf die kommt?"

Sie sagten einhellig, daß es zugleich eine sehr wichtige Frage sey, indem sie zu ihrer ganzen Bildung und Lebensführung die Form und den Grundriß gebe. Sie müßten genau wissen, wie sich Verstand und Herz zu einander verhalte? wo jedes logire, und was es beherbergen könne? wie bequem und dauernd die Herberge sey? u. s. f.

„Wenn nichts weiter ist," sagte der Alte, und setzte seine beyden Mützen wieder auf, „so ist die Sache leicht entschieden. Braucht beyde recht, meine Kinder, wie und wozu sie euch Gott gegeben. Bringt vor den Verstand, was vor ihn gehört, und vor euer Herz deßgleichen. Sucht mit jenem richtig zu denken, mit diesem treu und rein zu empfinden: so sind ihrer beyder Eindrücke und Empfindung wahr und ewig. Endlich sucht sie beyde, so viel möglich, zu gesellen, denn Gott gab sie euch

ja in Eine Menschheit: den Verstand in den Kopf, das Herz in die Brust. Also laßt euer Licht leuchten vor den Leuten, oben; und euer Lämpchen rein brennen in der Mitte eures Wesens. Das Herz muß nicht ohne Kopf galoppiren, und euer Kopf nicht ohne Brust und Herz eine kalte, steinerne Büste werden: so werden sich mit der Zeit beyde zusammen finden und vereinigen, und ihr werdet durch beyde glücklich werden; ohne das wird's immer mit euch verdorben Werk bleiben. — Was habt ihr da gemacht? Köpfe? — Warum Köpfe? habt ihr je Köpfe ohne Rumpf wandeln gesehen? Und ihr, was habt ihr? geflügelte Herzchen? Nun denn, welche Kinder ihr seyd! Saht ihr je brennende Herzchen fliegen? und daß ihnen der körperlose Flug wohl bekommen wäre? Mahlt doch wenigstens in's Herz ein Auge hinein, so habe ich nichts gegen eure Symbolik." „Vater," schrien die Mädchen, „das bedeuten schon die Flammen und die Flügel: wo's brennt und fliegt, da bedarf man kein Auge, da ist das Auge schädlich?" „Glaubt's nicht, kleine Thörinnen, ein fliegendes Herz ohne Auge fliegt überall an, wird allenthalben gespießt und verwundet. Ein immer brennendes Herz brennt sich aus." — „Aber, Vater, ein Herz, das ganz Auge ist, ist auch zu delicat, und kann nirgend ruhen. Wo es hinkommt, sieht's zu genau, zu nah, und will immer weiter."

Der Vater. Ich sage euch nicht, daß eure Herzchen ganz Auge seyn sollen, nur sollen sie Augen haben: eben damit sie wissen, wo sie Ruhe finden können, und wo sicher zu ruhen sey. — Aber genug des Bildes. Ich will meine Pfeife anzünden, und einen kleinen Katechismus über Verstand und Herz mit euch anstellen. Seyd ihr zu antworten fertig? Es wird sich sodann ergeben, auf wessen Seite der Sieg sey?" — Sie waren alle dazu sehr bereit, und der Vater hob an:

„Nicht wahr, Mädchen, euch ist von eurer ältern Schwester bekannt, was sie in ihrer Ehe gelitten hat, und noch leidet; und ihr wisset doch, sie hat aus bloßer Liebe geheirathet. Es war Herzens-Affaire bey uns, die sie lang unterhielt, von

der sie sich durch nichts abwendig machen ließ; denn ich und alle, die sie liebten, widerriethen ihr die Heirath. Was meint ihr, woran der Fehler ihrer Wahl lag?" —

„Am Mangel ihres Verstandes," riefen die Knaben, „den sie nicht zu Rathe gezogen; sie hat bloß mit ihrem Herzen gewählt. Und, leider! jetzt hat sie's oft bereut."

„Also meint ihr, waren die Eindrücke ihres Herzens nicht richtig; aber seht! lebhaft und also wahr waren sie doch immer: ja auch dauernd sind sie; denn sie liebt den treulosen, niedrigen Ehemann noch jetzt, wie sie ihn am Tage der Verlobung liebte. Und dem Mangel ihres Verstandes könnt ihr's doch auch nicht zuschreiben; denn sie ist von jeher ein kluges Mädchen gewesen, und hat ihre Wahl lange geprüft. Ihr Bräutigam ist oft von uns gesichtet, und seine Fehler sind ihr deutlich genug vorgehalten worden. Woran lag's also?"

Die Knaben. Sie hat nicht recht geprüft: ihr guter Verstand war von ihrem Herzen bestochen, daß sie also nichts mehr an ihm im rechten Lichte sah. Sie liebte ihn zu sehr, als daß sie ihren Verstand recht brauchen, und auch die böse und schwache Seite von ihm hätte sehen können. Die Eindrücke des Herzens sind also ohne Beyhülfe des Verstandes allemahl trüglich, wenn sie auch noch so dauernd wären?

Vater. Trüglich und dennoch dauernd? wie reimt sich das?

Knaben. Nichts reimt sich leider mehr, Vater. Trüglich, wenn man sie vor den Verstand fordert; denn das hat die Erfahrung bewiesen. Sie träumte bey ihm Liebe und Glückseligkeit zu finden, und findet Elend. Dauernd aber sind sie in ihrem Herzen selbst, weil sie ein so gutes Geschöpf ist, dessen kleinen Finger ihr Unwürdiger nicht verdient.

Vater. Also meint ihr, das Herz könne ohne Verstand sehr dauernde Eindrücke fassen, selbst wenn jener ihm die übeln Folgen derselben, mithin den Irrthum, den es beging, täglich zeiget. Aber was macht sie denn dauernd?

Die Knaben waren verlegen zu antworten, und die Mädchen nahmen sich also ihrer Schwester an. „Unmöglich, Vater,

könnten ihre Empfindungen so dauernd seyn, wenn sie nicht auch in sich und vor dem Auge des Verstandes Wahrheit gewesen wären. Er hatte wirklich alle das Gute, was unsere Schwester an ihm sah, und hat's noch; sehen Sie aber, wie stark die Wahrheit ihrer Empfindungen und Herzenseindrücke seyn muß, daß sie ihm auch die Fehler verzeiht und übersieht. Wann thut das der Verstand? Er macht lauter Spiegelgefechte pro und contra, und gibt nie einen wahren Eindruck.

Vater. Nie einen wahren Eindruck, meine Töchter?

Töchter. Daß er des Nahmens „Eindruck" werth wäre — nein, Vater! den gibt allein das Herz. Jener gibt bloß Ideen, bey denen wir unthätig, unentschlossen und kalt bleiben. Heißt das Wahrheit? heißt das Empfindung oder Eindruck? — Sehen Sie doch die größten Verstandeshelden an; was sind sie für arme Tröpfe! Sie wissen alles und fühlen nichts; wissen alles, aber können und thun nichts; sind heute von einer Sache überzeugt und morgen nicht mehr, wenn ein neues Staubkörnchen auf die sogenannte Wagschale ihrer deutlichen Bewegungsgründe fällt. Wir laben uns das Herz: das gibt auf Einmahl wahren, lebhaften, vielseitigen, dauernden Eindruck. Ein Mensch, der herzlich überzeugt ist, redet auch herzlich, und jedermann glaubt ihm. Ein Mensch, der herzlich überzeugt ist, bleibt auch dabey, und läßt sich darüber tödten, da der Verstand immerdar wankt, nie zum Schluß kommt, und wenn er reden will, mit seinem kalten Abwägen der Bewegungsgründe keinen todten Hund überzeugt.

Vater. Nun, meine Töchter, ihr redet wirklich wie die flammenden geflügelten, Herzchen. Ihr nanntet die Herzenseindrücke wahr: das läugnet euch niemand, wenn ihr sie als das, was sie sind, als lebhafte Empfindungen, betrachtet. Ihr nanntet sie vielseitig; auch das gebe ich euch zu: denn das Herz faßt viele Seiten auf Einmahl; sonst wären seine Empfindungen nicht so lebendig. Ihr nennt sie dauernd; das mag seyn, es mag aber auch nicht seyn: sobald sich die Seite des Gegenstandes verändert, und gerade in diesem Herzen an-

dere, oft entgegen gesetzte, Empfindungen erregt. Endlich den Eindruck, den die Sprache des Herzens auf Andere macht, könnt ihr gar nicht für euch anführen, denn oft geschieht der Eindruck bloß durch Übertreibung, und verändert sich eben so schnell, wie sich die Sache selbst wendet. Also redet noch nicht von den Wirkungen, sondern von dem, was da wirkt: nicht von den Empfindungen des Herzens, sondern von dem, was das Herz empfinden macht; ob in ihm Wahrheit und Dauer sey? Ist's darin, so werden die Empfindungen des Herzens immer folgen."

„Da sind wir," riefen die Knaben, „auf dem rechten Wege, und dieß, was die Wirkung macht, kann allein der Verstand prüfen. Das Herz übertäubt und kann also nie über die Wahrheit Einer Sache in der Welt sichern. Es gibt oder nimmt zu viel, und kann also nichts deutlich und klar geben oder nehmen. Es schwebt immer im Dunkeln, geht in der Irre einher; der Verstand allein gibt Licht und Wahrheit. Der theilt die Gegenstände und wendet sie von Seite zu Seite. Er leuchtet mit dem Lichtstrahl, und will nicht mit der Fackel zünden. Er zieht, wohin er greift, und tastet von allen Seiten, weiß also auch, was er hat und empfängt. Wenn er langsam geht, geht er sicher; und wenn er seine Schätze zuzählt und nicht in einer Überschwemmung zuregnet, so sind sie auch dafür lichte Goldkörner; sie dauern. Das Wasser der Herzensüberschwemmung verläuft wie ein Schneeguß von den Gebirgen."

Die Schwestern fielen ihnen in die Rede, und sagten, daß das nicht so sey, daß, wenn das Herz viel auf einmahl gebe, es deßwegen weder Falschheiten noch bloße Vergänglichkeiten geben dürfe; vielmehr in dem Vielen liege das Dauernde, das Wahre. „Der Verstand theilt," sagten sie, „aber er theilt willkührlich, unnatürlich, und also eben damit ist er die Quelle aller Nichtigkeit und Falschheit. Er zergliedert, was die Natur zusammen setzte, abstrahirt, was sich uns ganz darstellte; kurz, mit Erlaubniß zu reden, er schindet den Gegenstand, und verstümmelt ihm Nase und Ohren. Was kann der scharfsinnige Verstand, der spottende Witz, die grübelnde

Vernunft nicht aus einem Gegenstande machen? und hat sie nicht aus Jeglichem Alles gemacht, was ihr einfiel?"

„Das ist alsdann kein richtiger Verstand," riefen die Knaben hinein; aber die Mädchen kehrten sich daran nicht, sondern fuhren fort, die Eindrücke des Herzens zu preisen. „Das Herz," sagten sie, „nimmt alle Gegenstände ganz auf, wie sie sind, wie sie die Natur geformt hat: es zertheilt und zerstückt nicht, darum gibt es auch so große, ganze Wirkung. Lehrt uns Ein Eindruck des Herzens nicht mehr, als hundert Eindrücke des Verstandes? Gräbt und ahnet es nicht tiefer, und bringt gleichsam das Unsichtbare an's Licht? Welch ein Reichthum von Wahrheit liegt in den Sympathien und Antipathien des Herzens, von denen der blinde Verstand kein Wort weiß, ja von denen er sich kein Wort erklären kann, wenn sie auch schon unläugbar vor ihm liegen? Wie viel ahnet nicht ein Kind, ein herzlicher Mensch, bloß nach dem ersten, unbestochenen Eindruck! Sobald er sich's erklären will, und den Eindruck zergliedert, flieht die Wahrheit: er räsonnirt ihn sich hinweg und räsonnirt sich in die Lüge.

Vater. Ich muß mich des Verstandes annehmen, Mädchen, ihr macht's zu arg. Auch der erste Eindruck ist des Verstandes und nicht des Herzens. Nur gibt es einen grübelnden Verstand, den man meistens die spitzfindige Vernunft nennt, und einen gesunden; des letzten ist der gute Eindruck, des ersten das späte Grübeln. Allerdings sagt der erste Eindruck viel, weil er unbefangen, schnell und ganz ist; er kann sich indeß doch auch trügen und muß sodann rectificirt werden. Wenn ihr auf den Verstand scheltet, der ihn rectificirt, so scheltet lieber auf die Erfahrungen, die ihn dazu zwingen, die ihm das erste Gemählde umkehren oder oft mit Schmerzen zergliedern. Unmittelbare Eindrücke auf's Herz gibt's in dieser sublunarischen Welt nicht: sie müssen immer durch einen Theil des Verstandes gehen; wohl, wenn sie durch's rechte Thor passiren: denn der Verstand hat auch seine falschen Pforten, wie die Träume.

Mädchen. Und welches ist die falsche Pforte?

Vater. Er hat mehr als eine, und damit ich euch nicht böse mache, mag die erste seyn: die speculirende Vernunftpforte. Seht, da gehen keine ganzen Gestalten hinein, sondern Schatten; zum Unglücke gar falsch abgezogene, verstümmelte Schatten, wie ihr sie beschrieben habt; das nennen manche Philosophen abstrahiren, d. i. die Begriffe bis auf's Hemd ausziehen; oft aber nehmen sie ihnen die Haut und einige Glieder mit. Solche Philosophen gebe ich euch Preis. Mit ihrer Abstraction machen sie selten Eindruck, sie wollen auch keinen machen; sie wollen nur um die Region des Verstandes wetterleuchten. Ihnen glaubt keiner, denn sie glauben sich selbst nicht: aber desto mehr zanken sie mit einander und spießen Worte. Nehmt euch in Acht vor ihnen, meine Söhne, und bleibt dem guten, gesunden Verstande treu; die grübelnde Vernunft liefert euch nur Spinnengewebe statt Seide. Es ist, Mädchen, als ob ihr ein Buch läset und wolltet alle a, e, i, o, u heraus abstrahiren; wird euch das Lesen leicht und angenehm seyn?

Töchter. Ey nein, Vater, sollen wir das Buchstabiren umsonst gelernt haben? Und dann, die abstrahirten Wörter würden ja so löcherig aussehen, als eine zerschossene Armee.

Vater. Das ist ein kriegerisches Gleichniß; und setzt hinzu, daß den Wörtern noch gar alle Augen ausgeschossen sind (das sind die Vocalen), und gerade das thut oft der Grübler. Er bemerkt Alles, nur nicht den Geist einer Sache, den läßt er sich entwischen, denn der läßt sich nicht zergliedern. Buchstabirt also immer recht, meine Kinder, und laßt keine Buchstaben aus; thut's auch bey den ersten Eindrücken, und haltet euch dabey hübsch an die alte Rechtschreibung; dann werden, will's Gott, eure Eindrücke, es mögen die ersten oder die letzten seyn, ihr möget sie in den Geist oder in das Herz logiren, so wahr, richtig und dauernd seyn, wie sie's für ein armes menschliches Geschöpf können, das nur zwey Augen und Einen Menschenverstand hat, weil es ja auch nur Ein Herz haben

sollte. Ist euer Verstand gesund und auf guter Hut: so läßt er nichts Unrechtes oder Zweydeutiges durchpassiren, fordert dem Passagier den Paß ab, durchsucht auch wohl sein Felleisen. Wenn's an die Taschen gehen soll, muß Verdacht da seyn; und freylich auch hier ist Irrung möglich. Indeß wenn der Thorschreiber redlich und gescheid ist, wenn er auch selbst aus seinen Fehlern lernt: so wird er mit der Zeit immer weniger Irrthümer machen, und das ist alles, was man von ihm fordern kann. Nur um Gotteswillen, Kinder, reißt das Thor des Verstandes nicht ein, weil sein Thorschreiber Fehler machte; es ist und soll billig das einzige Hauptthor zur Menschheit seyn. Alles Übrige sind nur Schleichwege und Hinterpförtchen."

Die Knaben klatschten und fingen an, ein großes Thor, mit sammt der Thorschreibersbude zu mahlen. Das Thor selbst gerieth frey, hübsch und licht; es hatte einen schönen Bogen und die Überschrift:

Dem Verstande.

Sie wollten auf beyde Flügel noch hinzusetzen: denn sein Eindruck ist wahr und ewig; als ihnen der verwünschte Thorschreiber in's Auge fiel, dessen Bude ihrer Aufschrift wirklich ein Pasquill machte: denn wenn alle Eindrücke des Verstandes wahr und ewig wären, so brauchte kein Thorschreiber zu seyn. Ihre Aufschrift auf die Thorflügel hätte nichts gesagt, als: unsers Thorschreibers Bude, Protokoll und Wachsamkeit ist wahr und ewig, und das wollten sie nicht sagen. Sie ließen also die jubilirende, zweyte Aufschrift weg, und das Thor wurde noch nicht zur Siegespforte decorirt.

„Aber Vater," sagten die Schwestern, „Sie haben zuerst ein Nr. 1. gesetzt, wie der Verstand auch Hinterthüren und Schleichwege hat; wollen Sie nicht Nr. 2. hinzuthun?"

Vater. O ja, meine Töchter, es ist das Pförtchen des Herzens. Es ist um so viel gefährlicher, weil nichts als Liebes da durchgelassen wird, und weil man es so gern öffnet. Diese Pforte ist ganz contreband: denn auch alles Liebe muß zuvörderst durch's große Thor hinein.

Die Brüder fingen nun an, ihr großes Verstandesthor zu decoriren; die bestürzten Mädchen nahmen sich ihres Herzenspförtchen an, und sagten:

Töchter. Aber Vater, wie können Sie doch so hart und gemein seyn? Das garstige große Thor des Verstandes, wo alles durchpassirt, Schafe und Ochsen, Vieh und Menschen; wer mag da immer im Licht stehen, sich drängen und im Koth wandeln? Unser Thürchen ist uns so nah, es ist so lieblich. Man ist durch dasselbe gleich im Garten und was zu uns kommt, buckt und duckt sich, weil das Thürchen klein ist. Durch das große Verstandesthor ist uns so viel Widriges zugekommen, so viel Turbulentes; hier kommt alles so sacht, so leise —

Vater. Und geht auch alles so leise heraus? Betrügt euch nicht, meine Kinder, mit euerm Herzenspförtchen; es ist das Gefährlichste, was ihr habt. Hinein geht's lieblich; aber hernach sticht's, wie eine Schlange, und brennt, wie eine Otter, oder will gar nicht wieder heraus, weil es durch einen Schlupfwinkel hinein kam. Die Obrigkeit könnt, dürft und wollt ihr nicht requiriren, daß sie den Gast hinaus treibe: denn ihr nahmt ihn ja selbst gern und willig, ja wider die Gesetze durch diese Thür auf. Ihr fürchtet also Scham und Ahndung; oder wenigstens flieht ihr das offenbare Geständniß, und so bleibt mancher Gast sitzen, nur euch zu quälen und zu turbiren. Glaubt ihr, daß alle Wirkungen auf's Herz, weil sie dauernd, auch deßwegen erfreulich sind? Ach, es gibt Qualen und Peinigungen des Herzens, die Mancher sich gern verwünschen möchte.

Töchter. Ja, Vater, da peinigt der böse Verstand das Herz; wenn man nur dessen los werden könnte!

Vater. Glaubt das nicht, meine Kinder! Die Gäste peinigen es, die darin wohnen: sie zerkratzen die innern Wände desselben, daß Blutströme von allen Seiten herab rinnen, weil ihr Appetit nicht mehr befriedigt wird und nicht mehr befriedigt werden kann. Endlich geräth das Herz in Verzweiflung

über seine traurige Gestalt und über die Gäste in demselben; es peinigt, brennt sich, und möchte sich gern aufreiben, daß aus der Asche ein junger Phönix werde. Die Empfindungen, so dauernd sie seyn mögen, sind nicht holdselig.

Töchter. Aber, Vater, warum die böse Seite der Sache? Es gibt auch gute Gäste, die mit ihrer erquickenden Gegenwart erwärmen und belohnen.

Vater. Die, meine Töchter, scheuen nie das Licht, und ärgern sich nicht an der Pforte des Verstandes. Sie lassen sich examiniren, und der Verstand, weil er der ältere Bruder des Herzens ist, examinirt sie schnell und leicht; es sey denn, daß das Herz oder der Fremde ihm Argwohn gebe. Also rathe ich euch, vor der Hand noch, euer Pförtchen zuzuthun, und das Herz mit dem Verstande desto mehr in gutes Vernehmen zu setzen. Laßt jenes sich gut aufführen, und keine Winkelzüge suchen, damit dieser ihm den Zugang nicht erschwere.

„O Vater," riefen die Knaben, „daraus wird nichts. Das Herz ist eine Hexe, sobald es mit dem Verstande zu thun hat, und besticht ihn. Es will nicht Schwester, sondern immer Geliebte seyn. Es caressirt seinen eigenen Bruder, damit dieser nur wieder ihre Liebhaber caressire, und so wird des Unfriedens und des Unfugs kein Ende."

Vater. Und was wollt ihr denn, Knaben? wollt ihr das Herz gar hinaus werfen, nur damit es den Zugang zum Verstande nicht mehr habe? Herz muß Herz bleiben: denn es ist der Menschheit so wesentlich, als der Verstand. Der Thorschreiber ist der Stadt wegen da; nicht die Stadt des Thorschreibers wegen. Laßt das Herz eine Zauberinn seyn, die gern verführen will; dagegen ist der Verstand, Verstand. Er hat die Augen im Kopfe, und hat Amt und Pflicht auf sich; er muß mit seiner Schwester nicht buhlen, sondern ihr Bestes besorgen wollen. Und glaubt nicht, daß alle Herzen so cokett sind; es gibt auch einfältige gute Herzen, die sich gern vom Verstande leiten lassen, und ihn nicht betrügen mögen.

Töchter. Das sind meist ein bischen dumme Herzen, Vater.

Vater. Sagt ihr das, Mädchen? Wißt also, das Herz ist immer dumm, wenn's ganz ohne Verstand ist, so klug es sich dünke. Aber was habt ihr da Neues gemahlt? Was haben die Herzchen für schöne Thürchen bekommen? mit so feinen Bändern und gar mit Blumen bekränzt! Nur das Schloß fehlt.

Töchter. Das wollen wir gleich hinzumahlen, und der Schlüssel hängt inwendig, daß wir aufschließen können, wem wir wollen. Wir wollen keinem aufschließen, Vater, als dem Guten, dem Lieben, dem Schönen, nur bewahren Sie uns vor dem fatalen großen Verstandesthor.

Vater. Aber, Kinder, wie könnt ihr wissen, was gut und schön ist, wenn keine Pforte des Verstandes wäre? Wohlan, ich weiß eine Auskunft. Alles, was zum ersten Mahle kommt, weiset ab, wenn es nicht den Paßport vom Verstande mitbringt. Kennt ihr eure Gäste schon lange, sind sie oft da gewesen und haben sich treu und redlich erwiesen: nun so könnt ihr ihnen, der Kürze wegen, das Thürchen auch unmittelbar öffnen.

Töchter. Also bleibt doch das Thürchen! Triumph!

Vater. Es bleibt. Nur als ein geheimes Pförtchen der Vertraulichkeit und Freundschaft, was nicht immer offen stehen, was wohl bewacht werden muß, damit sich nicht Diebe und Räuber hinein stehlen. Der Verstand aber ist und bleibt die Hauptpforte.

Die Knaben hatte ihre Ehren- und Triumphpforte fertig.

Vater. Eine schöne Pforte! Aber nun, sehet ihr nicht, was da fehlt?

Knaben. Nein, Vater.

Vater. Sehet ihr nicht, es ist und bleibt eine nackte, kahle Pforte? Wo wollt ihr die Fremden hinein logiren, wenn's auch die edelsten wären? In die Thorschreiberbude? Ihr seht also, ihr braucht das Herz, wie das Herz euch braucht. Der kalte Verstand ist nur Pforte, das Herz ist Wohnung.

Töchter. Triumph! Triumph! und unser Thürchen wird geöffnet. Im Herzen wohnt sich's so warm, so lieblich, nur

wir brauchen doch nicht Alles aufzunehmen, was durch jenes Windthor kommt?

Vater. Beyleibe nicht! da würde euer Kämmerchen bald viel zu klein seyn. Nehmt auf, was euch das Beste, das Lieblichste dünkt, was ihr kennt, mit dem ihr freundschaftlich und vertraut seyd; das Übrige behilft sich auf den Straßen. Eure Wohnung muß ein kleines Heiligthum bleiben.

Töchter. Und über diese Auswahl hat der Verstand nicht zu commandiren?

Vater. Zu commandiren nicht, aber brüderlich und mit Gründen zu rathen; ihr könnt ihm aber auch abschlagen, was er begehrt, denn das Herz ist und bleibt Herr über seine eigene Wohnung; es ist nicht Sclavinn, wo es nicht gern und mit Überzeugung gehorcht. Überdem fordert der Verstand nur leise; er pocht und tumultuirt nicht; er wird also die Herrinn des Hauses nicht bestürmen. Seine abschlägige Antwort trägt er ruhig, und überläßt das Herz seinem eigenen Schicksal.

Töchter. Gut also, daß wir doch über unsere Wohnung Herr bleiben.

Vater. Das bleibt ihr, und ich muß euch sagen, daß über die Aufnahme in's Herz und über die Zimmer, die man dem Gegenstande da einräumt, das Herz allein entscheiden kann. Es kennet sich selbst; der Verstand hat von ihm nur eine äußere Kenntniß. Es hat einen Wächter in sich, der zwar blind ist, aber was diese Wohnung anbetrifft, viel genauer fühlt, als der Verstand sieht; denn dieser hat nur die allgemeine Übersicht der Dinge, und versteht sich auf die engsten Geheimnisse des Herzens nicht. Überdem hat es noch eine Wächterinn von außen— wißt ihr, Mädchen, wie die Wächterinn heißt?

Töchter. Ist's nicht die Unschuld, mein Vater?

Vater. Ihr habt recht: haltet die Wächterinn theuer und werth; sie bekränzt euer Herz mit Lilien und Rosen. Was sie hinein läßt, ist von wahrer und ewig angenehmer Wirkung. Nun werdet ihr auch den andern blinden Wächter errathen.

Töchter. Es ist doch nicht die Liebe?

Vater. Es ist so etwas. Wir wollen es aber, des mißbrauchten Wortes wegen, nicht Liebe, sondern Trieb des Herzens nennen. Wenn er die Wächterinn von außen nicht stört und nur unter dem wählt, was der Verstand nicht für völlige Contrebande erklärt hat, so wählt er in Geschäften des Herzens viel richtiger als der Verstand; er sieht auf eine uns unbegreifliche Art sehr tief, fühlt innig; dazu umfaßt er warm und feurig, und wenn er gut gewählt hat, verwahrt er auf ewig. Bekränzt also euer Herz von allen Seiten, nur postirt's nicht vor den Verstand, sondern hinter ihn und auf einen schönen freyen Platz, aus dem Thorgedränge hinaus, in eine schöne Gartengegend. Macht ja, daß außer der Verstandespforte nichts zu ihm komme, und daß es nicht zu vielen Überlauf habe; das letzte um seiner eigenen Freyheit und Ruhe wegen, daß es seine Wahl frey behalte und nicht bedrängt werde.

Töchter. Wir wollen's also in eine holde Wüste mahlen.

Vater. Auch das eben nicht; denn da kommt vielleicht nichts Gescheides zu ihm, und so muß es sich (leer will's einmahl nicht bleiben) mit Ungeheuern behelfen. Die rechte Distanz zu treffen, ist die größte Klugheit des Lebens.

Töchter. Aber, Vater, wenn's Flügel hätte, und rückte bald näher, bald weiter?

Vater. Um Gottes willen, keine Flügel! Ich kann einmahl die geflügelten Herzen nicht leiden. Euer Herz muß Ruhe finden und festen Standpunct; es muß ein beständiges, treues Herz werden, sonst flieht ihm seine Wächterinn von außen, und der Wächter von innen fliegt sich matt, wund, arm und todt. Zuletzt will niemand mehr zu euch, denn er weiß ja nicht, wo ihr morgen mit ihm hinaus wollt.

Töchter. Aber, Vater, der Trieb, den Sie so hübsch und beredt zum innern Herzenswächter machten, wie kann er besser angedeutet werden, als durch Flamme und Flügel?

Vater. Daß ihr Mädchen doch immer recht haben wollt! Und ich sage euch, Flügel und Flamme taugen nichts zum Her-

zen, noch weniger zu seinem Wächter. Legt das ganze kindische Symbol ab, und mahlt euch ein schönes Haus oder einen schönen Tempel des Herzens hinter die schöne und offene Pforte des Verstandes. Ich will euch zu beyden die Aufschrift geben. Zur Pforte:

Dem ewigen Verstande.

Dieß schließt in sich, daß seine Eindrücke wahr seyn müssen, denn sonst können sie nicht dauern. Und auf eure Hütte oder Tempel schreibt:

Dem guten Herzen.

Das schließt schon in sich, daß seine Empfindungen der Wahrheit gemäß seyn müssen, so sind sie weder gut, noch angenehm, noch ewig. Alle Phantome, sie mögen sich dort oder hier zeigen, zerstreut der Tag, das ewige Licht, der Quell und Richter aller Güte, wie aller Liebe. Ihr Knaben laßt aus eurem Thore die Wechselbude und Accis-Einnehmerey weg: macht es fest und schön, und setzt die lichte Sonne d'rüber. Ihr Mädchen, mahlt in euren Tempel den Altar der Unschuld und auf ihm die reine Flamme der Freude, des Dankes, der Freundschaft und Liebe. Und nun bekränzt Alles auf's beste, wie ihr wißt und könnt; vor allen Dingen aber macht eure Seele zu beydem!" — Der Alte schwieg.

„Sie sind auf einmahl so stille und traurig, Vater!" sprachen Beyde.

Vater. Nicht traurig, meine Kinder, aber still und sehnend. Ich dachte eben nach, was es mit unserer Sprache und unserem Leben, kurz, mit unserer Menschheit hier für ein armseliges Ding sey. Wir zertheilen und müssen zertheilen, was Eins ist: ich bin alt und sehne mich nach dem Zustande, da wir nicht mehr zertheilen, da Verstand und Herz Eins seyn werden, die Pforte des reinen Verstandes auch die Pforte zum reinen, vollen, glückseligen Herzen seyn, und nichts mehr getrennt werden kann. Eure Mutter ist vor mir; dort wird sie mit mir Eins seyn; eure Schwester wird glücklich seyn, die hier ein Opfer ihres guten Herzens geworden; unsere Seelen-

kräfte werden Eins seyn, wie sie es auch hier schon wirklich wären, wenn unser zertheilter träger Körper sie nicht theilte. Bereitet euch, meine Kinder, zur Eintracht des Verstandes und Herzens hienieden, so werden ihrer beyder Eindrücke und Empfindungen nicht mit Jahren, Tagen, Stunden und Lebensaltern wechseln, sondern einander befestigen und stärken, und so sind ihrer beyden Wirkungen, auch in Freundschaft und Liebe, über's Grab hin wahr und Eins und ewig.

Der Alte klopfte seine Pfeife aus, und allesammt, die Verfechter des Verstandes und des Herzens, gingen versöhnt und ruhig zu Bette.

Parallelen.

Die Griechen und Römer.

Eine historische Parallele, von Professor Schulze.

Unter den Völkern der alten Welt sind die Griechen und Römer für uns von der größten Wichtigkeit. Durch keine Nation sind in dem gesellschaftlichen Zustande der Menschen so viele und dauernde Veränderungen bewirkt worden, als durch die Griechen und Römer. Sie waren die Lehrer ihrer Mitwelt, und sind dieses auch für die Nachwelt geblieben; ihre Schriften werden noch mit Nutzen und Vergnügen gelesen, ihre Kunstwerke erregen noch unsere Bewunderung und Nacheiferung, und ihre Verfassungen und Gesetze dienen noch jetzt manchen unserer Staaten zum Vorbild.

So ähnlich aber beyde Völker, von dieser Seite betrachtet, erscheinen, so unähnlich sind sie, wenn man sie selbst mit einander vergleicht. Anders ist das Wesen der griechischen, anders das Wesen der römischen Geschichte; einen andern Geist athmet die Cultur der Griechen, einen andern die Cultur der Römer; anders lebte, dachte man in Hellas, anders in Rom. Am besten können wir uns hiervon überzeugen, wenn wir beyde Völker einander gegenüber stellen, und eine Parallele zwischen der Cultur und dem Charakter beyder Nationen ziehen.

Ich weiß es sehr wohl, daß vieles gegen dergleichen Parallelen gesagt wird, wenn man behauptet, daß sie der historischen Treue Abbruch thun; aber ich glaube auch, daß dieser

Vorwurf nur das Fehlerhafte beym Gebrauch der Parallelen trifft. Sobald man nähmlich nicht von Voraussetzungen ausgeht, die man dann auf die in Parallele gestellten Gegenstände überträgt, sondern nur gültige Resultate eines sorgfältigen Geschichtsstudiums zusammen reiht; sobald man ferner nicht bloß Ähnlichkeiten zwischen den bemerkten Gegenständen aufsucht, sondern auch die Unähnlichkeiten mit gleicher Wahrheitsliebe angibt — sobald können auch historische Parallelen von großem Nutzen seyn, indem sie nicht nur vor Einseitigkeit im Urtheil bewahren, sondern auch die Eigenthümlichkeiten der Personen, Völker und Begebenheiten, die man zusammen stellt, weit anschaulicher machen, als es sonst geschehen kann.

Nach diesen Grundsätzen und Überzeugungen ist der folgende Aufsatz entworfen, den ich hiermit der Prüfung unserer Geschichtsforscher übergebe. Ich schmeichle mir nicht, für den Kenner etwas Neues gesagt zu haben: aber lieb wird es mir seyn, wenn man diese Arbeit als einen Beytrag zur nähern Charakteristik der Griechen und Römer betrachtet.

2. Parallele zwischen der Geschichte der Griechen und Römer.

Blicken wir zuerst auf das Eigenthümliche der Geschichte der Griechen und Römer, so finden wir schon hier viel Ähnliches und Unähnliches bey einander; wir mögen nun auf die Beschaffenheit oder die Darstellungsart der Geschichte beyder Nationen Rücksicht nehmen.

Zuerst fällt es jedem in die Augen, daß die Geschichte der Römer mehr historische Einheit als die Geschichte der Griechen hat. Die Römer machten ein Volk aus; ihre Geschichte ist gewisser Maßen bis zu den Zeiten der Kaiser nur die Geschichte einer Stadt. Rom ist der Mittelpunct, von dem jede Wirkung ausgeht, und man kann wohl mit Herder behaupten, „daß das Schicksal so vieler und gebildeter Völker nie länger und mächtiger an eine Stadt gebunden gewesen sey, als un-

ter der römischen Weltherrschaft." — Ganz anders ist es bey den Griechen. Die Griechen machten nie ein einziges Volk aus; ihre Nation bestand aus verschiedenen Völkerschaften, und nur die Versammlungen des Amphiktyonen-Gerichts, nur die periodische Feyer der olympischen, nemäischen, isthmischen und pythischen Spiele, nur das gemeinschaftliche Orakel zu Delphi, nur die Zeiten der allgemeinen Gefahr (wie das in den persischen Kriegen der Fall war) — konnten einiger Maßen die hellenischen Stämme vereinigen. — Aber so wenig, wie bey der deutschen Geschichte, gibt es auch bey der griechischen einen bleibenden Punct, wohin alles zurück geführt werden könnte. Es gehört daher weit mehr historische Kunst dazu, die Geschichte Griechenlands auf eine leicht faßliche und angenehme Art zu erzählen, als zur Darstellung der römischen Geschichte erfordert wird. Hier gibt der Gang der Geschichte dem Erzähler ungesucht den Faden an die Hand, an dem er seine Erzählung fortspinnen kann; dort muß er sich selbst einen solchen Faden suchen, muß bey sich überlegen, ob er die Geschichte der einzelnen Staaten ethnographisch darstellen, oder synchronistisch verflechten will. Das Erstere würde das Leichtere seyn, würde nur dadurch dem Überblick des Ganzen nicht Abbruch gethan, und wäre nur die Geschichte aller einzelnen hellenischen Staaten so interessant und umständlich beschrieben, wie dieß in Rücksicht Sparta's und Athen's der Fall ist. Es bleibt also nur das Letztere übrig, und der Geschichtschreiber muß die Geschichte der kleineren Staaten an die Geschichte der Hauptstaaten anreihen, und diese wieder so ordnen, wie sie nach einander an der Spitze der übrigen standen. Und so wird die Geschichte Griechenlands eigentlich nur die Geschichte der Hegemonie, wie diese wechselweise von Athen, Sparta und Theben behauptet wurde.

Eine zweyte Bemerkung, die wir in Rücksicht auf die Geschichte beyder Nationen zu machen haben, betrifft das Wesentliche in der Darstellung derselben. — Rom war eine große, militärische Republik; der Geist, der die Bürger dieser Republik belebte, war Kriegs- und Eroberungssucht.

Durch den Krieg wußten sie sich zuerst das Primat über die benachbarten Städte zu verschaffen, dann die Herrschaft über ganz Italien, dann die Unterdrückung ihrer Nebenbuhler, und endlich die zahlreichen Eroberungen, durch die sie die ganze damahls cultivirte Welt umfaßten. Durch den Krieg wurden sie also groß; ihm verdankten sie ihre Macht, ihr Ansehen, ihre Reichthümer, ihre Erfahrungen, und zuletzt ihre nähere Bekanntschaft mit den Wissenschaften. Liegt es nun einem Geschichtschreiber ob, zu zeigen, wie ein Volk das wurde, was es war: so sieht man leicht, daß beym Vortrag der römischen Geschichte vorzüglich ihre Kriege und Eroberungen berücksichtiget, und insbesondere gezeigt werden müsse, wie es kam, daß die Römer so mächtig wurden. Ihre Kriege und allmählige Vergrößerung, sammt allem, was dazu diente, also ihre Staatsverfassung und Politik, ihre Beförderungsmittel des kriegerischen Geistes, die Art, wie sie die Religion mit ihren Staatsangelegenheiten verwebt hatten, die Lage und Beschaffenheit ihrer Nachbarn und aller andern Völker, die sich unter ihr Joch beugen mußten — dieß alles genau zu schildern, muß der vorzügliche Zweck dessen seyn, der eine pragmatische Geschichte der Römer liefern will.

Ganz anders ist es bey der Geschichte der Griechen. Zwar haben sie auch viele Kriege geführt, manche Eroberungen gemacht, und zahlreiche Colonien nach allen Weltgegenden hin gegründet: aber dennoch machen ihre Kriege und Eroberungen nur Nebensache bey ihrer Geschichte aus. Die Künste und Wissenschaften, die in ihrem Schooße aufblühten, die Fortschritte, die sie in beyden machten, der hohe Grad von ästhetischer und intellectueller Bildung, zu dem sie sich empor schwangen — dieses alles näher kennen zu lernen, ist Hauptsache bey dem Studium ihrer Geschichte. Ihre Kriege gegen einander — anfangs nur gegenseitige Befehdungen zur Erwerbung oder Sicherung fester Wohnplätze, waren in der Folge die Wirkung stolzer Herrschsucht, oder ehrgeiziger Eifersucht; und gern wendet sich das Auge des Menschenfreundes von diesen unedlen Leidenschaften der Griechen hinweg (wiewohl hier

viele edle Kräfte in Bewegung gesetzt, und manche herrliche Äußerungen eines wahren Heroismus und Patriotismus erzeugt wurden), um desto länger bey der schönern Seite der Griechen zu verweilen, sie desto näher als Lehrer ihrer Mitwelt und der Nachwelt kennen zu lernen. Ihre Kriege mit fremden Völkern, mit den Persern, Macedoniern und Römern, waren — denjenigen vielleicht ausgenommen, den Agesilaus in Kleinasien führte, meistens nur defensive Kriege; den der Umsturz des persischen Thrones, den sie wohl wankend gemacht hatten, war mehr das Werk der Macedonier als der Hellenen, und nie würden ihre Kräfte zugereicht haben, um den Koloß aufrecht zu erhalten, den Alexanders Genie und siegreiche Heere aufgethürmt hatten. Ihre Eroberungen sind unbedeutend im Vergleich mit den Eroberungen, welche die Römer machten, und nur ihre Colonien verdienen unsere Aufmerksamkeit, da sie nicht, wie die römischen, nur militärische Besatzungen zur Sicherung der Herrschaft in den eroberten Ländern, sondern auch Niederlassungen zur Verbreitung des Handels und zur Beförderung der Civilisation waren.

Aus diesem allen ergibt sich eine neue Bemerkung in Hinsicht auf das Eigenthümliche der Herrschaft beyder Nationen. Die Herrschaft der Römer, meine ich, war mehr politisch, die Herrschaft der Griechen mehr geistig. Alle cultivirten Völker der damahligen Welt beugten sich vor dem römischen Adler. Von dem westlichen Lusitanien bis über den Euphrat, und von den Sandwüsten Lybiens bis zu dem wilden Caledonien, an der Gränze von Schottland, verbreitete sich die Herrschaft der Römer; und so wie es vor ihnen keinen Staat gab, der dem ihrigen an Umfang, Glanz und Dauer gleich kam; so ist auch nach Roms Untergang, wenigstens in dem cultivirten Europa, kein Staat entstanden, der eine so glänzende und lang dauernde Herrschaft in politischer Hinsicht gehabt hätte, als der römische besaß.

Ganz anders aber ist es, wenn von geistiger Herrschaft die Rede ist, oder von demjenigen Einfluß, den ein Volk durch

seine Cultur, durch seine Künste und Wissenschaften auf andere Völker behauptet. In dieser Hinsicht ist Griechenland Rom eben so weit überlegen, als es in jener Hinsicht von Rom übertroffen wurde. „Die Griechen," sagt ein gelehrter Kenner des Alterthums, „sind nicht bloß diejenige Nation, von welcher Aufklärung über alle Theile der Erde in allen nachfolgenden Jahrhunderten ausgegangen ist, sondern sie sind auch die einzige, die alles nur sich selbst, und keinem andern gelehrten Volke etwas zu verdanken hatte *)."

Liegt auch in dem Ausdruck hier etwas Übertriebenes, so ist die Behauptung selbst sehr wahr, daß die Griechen unter den Völkern des Alterthums das aufgeklärteste und gebildetste waren, daß sie Aufklärung und Bildung überall, wohin sie kamen, beförderten, daß sie als Besiegte die Lehrer ihrer Sieger wurden, und daß ihr hoher Schönheitssinn, und die herrlichen Werke ihres Genie's noch jetzt bedeutenden Einfluß auf unsere eigene Bildung haben.

Um dieß meinen Lesern anschaulicher zu machen, wende ich mich jetzt zur Cultur beyder Nationen, so daß ich hier das Eigenthümliche derselben, wie vorher bey ihrer Geschichte, bemerkbar zu machen suche.

2. Parallele zwischen der Cultur der Griechen und Römer.

Die erste Bemerkung, die mir hier entgegen kommt, ist diese: die Römer waren nie so ungebildet, als die Griechen in der ersten Periode ihrer politischen Existenz; dagegen haben sich jene auch nie zu dem hohen Grade von Bildung emporgeschwungen, den letztere erstiegen. Sieht man auf den ältesten Zustand beyder Nationen, so verliert sich zwar die Beschreibung desselben hinter das Dunkel undeutlicher Mythen und fabelhafter Traditionen; aber selbst diese sprechen für diese Be-

*) Meiners Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom. 1. Thl.

hauptung. Denn wo findet man in den griechischen Mythen gleich anfangs eine solche Staatseinrichtung, dergleichen, nach den römischen Traditionen, schon Romulus seinen Römern gegeben hat? Oder wo findet man bey den Römern solche Nomadenzüge, dergleichen in der Geschichte der Pelasger und Hellenen erzählt werden? Sieht man ferner auf die Zeiten und Umstände, unter denen beyde Nationen zuerst in der Weltgeschichte erscheinen, so führt auch dieses auf obige Behauptung zurück. Die ersten Einwohner Griechenlands traten ungefähr zweytausend Jahre vor Christi Geburt auf; zu einer Zeit, wo es, so weit unsere Nachrichten reichen, noch keinen cultivirten Staat in Europa gab.

Alles, was man von den frühesten Griechen weiß, geht darauf zurück, daß sie als Troglodyten, oder als Wilde, im rohsten Naturzustande lebten. Erst um die Zeit der Argonauten (um 1250 vor Chr. Geb.) und des Zuges der sieben verbündeten Fürsten gegen Theben (um 1325 vor Chr. Geb.) fingen sie allmählig an, sich zu entwildern. Um die Zeit des trojanischen Krieges wird man schon einige Civilisation bey ihnen gewahr, aber den Anfang ihrer großen geistigen Cultur kann man nur erst in die Zeiten der Ruhe setzen, die auf den stürmischen Einfall der Herakliden in den Peloponnes (um 1180 vor Chr. Geb.) erfolgte.

Ganz anders verhielt es sich mit den Römern. Diese traten erst um das Jahr 754 vor Chr. Geb. auf, zu einer Zeit, wo schon einige Cultur in Europa verbreitet war, in einem Lande, wohin schon die Griechen, Etrusker und Trojaner aus ihren heimischen Wohnsitzen Civilisation gebracht hatten, als eine Colonie von Albalonga, das schon 382 Jahre vor Roms Erbauung gestanden hatte. Man mag also auch noch so sehr an der historischen Wahrheit ihrer frühern Geschichte zweifeln, so führen doch alle diese Data zu der Überzeugung, daß die Griechen in der ersten Periode ihrer politischen Existenz ungebildeter waren, als die Römer bey ihrem ersten Erscheinen auf dem Schauplatz der Weltgeschichte. Gleichwohl haben diese nie

den Grad von Bildung erreicht, auf den sich diese durch eigene Kraft empor schwangen. Denn so hoch man auch die spätere Cultur der Römer anschlagen mag, so fehlte ihnen doch, was die Griechen in reichem Maße besaßen, wahre Originalität und inniges Gefühl für alles Schöne und Erhabene.

Um dieses zu erweisen, gehe ich zu einer zweyten Bemerkung, die sich mir in Rücksicht der Cultur beyder Nationen darbiethet. Die Griechen, sage ich, waren Originale, die Römer nur Nachahmer; jene besaßen echten Kunstsinn, den diese größten Theils nur erheuchelten. Sonst glaubte man zwar, daß die Griechen nicht sich, sondern andern Völkern ihre große Cultur verdankten, oder daß Fremdlinge aus Asien und Afrika, die sich in Griechenland niederließen, den ursprünglichen Bewohnern desselben jene wahre, geistige Cultur, die wir an den Hellenen bewundern, mitgetheilt hätten. Allein in neuern Zeiten haben schon mehrere Gelehrte diesen Glauben als einen irrigen Wahn mit triftigen Gründen bestritten. Jene Fremdlinge kamen theils aus Ländern, die nur erst geringe Cultur besaßen, theils waren sie selbst, ehe sie zu festen Wohnsitzen gelangten, durch wilde Länder und Meere so lange umher geirrt, daß ein großer Theil derjenigen Cultur, die sie in ihrer Heimath empfangen haben mochten, auf diesen langen Irrfahrten verloren gehen mußte. Verdankt ihnen Griechenland etwas, so sind dieß vielleicht nur die ersten Kenntnisse von Staatseinrichtungen, von religiösen Ideen und Gebräuchen, von den mechanischen Künsten des häuslichen Lebens oder schnellere Fortschritte in diesem allen; aber gewiß nicht den schönen Kunstsinn, den man bey den Gebildetsten unter den Hellenen, bey den Athenienfern, gewahr wird, gewiß nicht die echte, freye Geistesbildung, die aus allen Denkmälern, die wir von ihnen besitzen, hervor strahlt. Beydes war das ursprüngliche Eigenthum der Griechen, das sie niemand andern, als sich selbst verdankten. Und gesetzt auch, daß selbst in Rücksicht auf Künste und Wissenschaften die Griechen sehr vieles fremden Colonisten zu verdanken hätten: so thut dieses doch ihrer Originalität kei-

nen Abbruch, da sie, wie schon Heeren bemerkt*), im vollen Maße die Kunst besaßen, auch das, was sie von Fremden annahmen, zu ihrem Eigenthum umzustämpeln, und es dadurch so gut, wie zu ihrer eigenen Erfindung zu machen.

So wenig man aber den Griechen Originalität absprechen kann, so wenig kann man ihnen auch den Vorwurf einer einseitigen Bildung machen. Zwar haben die Griechen in den Zeiten ihres größten politischen Flors bis zur macedonischen Herrschaft das Gebieth der schönen Künste mehr als das Feld der positiven Wissenschaften bearbeitet; aber sie haben auch diese nicht vernachlässigt, und vorzüglich nach Alexanders Tode die Mathematik, Physik, Medicin, Astronomie, Geographie und Grammatik mit vielem Glück und Eifer betrieben. Und welches Volk der alten Welt wäre es wohl, das in einem so hohen Grade alle Künste und Wissenschaften umfaßt, und in denselben so bedeutende Fortschritte gemacht hätte, als die Griechen? Oder welche Disciplin wäre es, die die Griechen verabsäumt hätten? Fragt man nach den berühmtesten Dichtern, Mahlern und Bildhauern? Die Griechen können sie aufweisen. — Ist die Rede von vorzüglichen Staatsmännern, Rednern, Historiographen und Philosophen? Griechenland nennt uns seinen Perikles, Demosthenes, Herodot, Thucydides, und die große Menge von Philosophen, die aus der sokratischen Schule hervor gingen. — Sollen die ältesten und berühmtesten Mathematiker, Physiker, Mediciner, Astronomen, Geographen und Grammatiker genannt werden? Die Griechen sind es, die auch hier die Bahn gebrochen, oder die schon gefundene mit rühmlichem Eifer verfolgt haben; und gern verweilt man bey den Nahmen eines Euklides, Aristoteles, Hippokrates, Eratosthenes, Strabo, Empedokles, und vieler anderen in gleicher Rücksicht bekannten Männer.

Ganz anders ist es dagegen bey den Römern. Ihre Cul-

*) Heeren, Handbuch der Geschichte der Staaten des Alterthums.

tur war nur ein Widerschein der griechischen, war einseitig, mehr auf die Wissenschaften als auf die Künste gerichtet, und artete zuletzt in blinde Nachahmungssucht aus. Anfangs waren sie für alle Künste und Wissenschaften unempfindlich. Ihre Bestrebungen waren nur auf die Vergrößerung ihrer Macht gerichtet. Was unmittelbar darauf hinführte, wie Krieg, Ackerbau und Politik, stand bey ihnen in Ansehen; was aber nur mittelbaren Vortheil versprach, oder wovon sich beym ersten Anblick kein merklicher Vortheil zeigte (wie dieß bey den Künsten und Wissenschaften der Fall ist), wurde von ihnen verachtet oder geringschätzig behandelt. Daher widersetzte sich der ältere Cato der Aufnahme der griechischen Philosophen in Rom; daher fand es noch Cicero für nöthig, sich wegen seines Studiums der Philosophie zu entschuldigen; ja aus dieser Richtung ihres Geistes auf das bloß Praktische läßt es sich vielleicht auch erklären, warum selbst nachher, als die griechische Philosophie Eingang bey ihnen gefunden hatte, mehr der praktische als der speculative Theil derselben von ihnen bearbeitet wurde. Vieles änderte sich freylich, als die Römer durch ihre Kriege in entferntern Ländern mit den Reichthümern und Sitten, mit den Künsten und Wissenschaften fremder Völker bekannt wurden. Von nun an schmeichelte es ihrem Stolze, sich die Kenntnisse eigen zu machen, die sie bey den von ihnen besiegten Völkern fanden, und von denen sie sich Unterhaltung und Vergnügen versprachen. Jetzt mußten ganze Scharen gelehrter Griechen nach Rom wandern, um daselbst Unterricht in den Künsten und Wissenschaften zu ertheilen. Von griechischen Sclaven wurde der Knabe geleitet, der Jüngling von griechischen Lehrern unterwiesen, und der werdende Mann reiste nach Griechenland, um sich hier in dem Mutterlande des Geschmacks völlig auszubilden. Es konnte nicht fehlen, daß dieses Streben nach Bildung gute Wirkungen hervor brachte; und wirklich sieht man, daß die Römer seit der Eroberung Korinths bis zu den Zeiten der ersten Kaiser beträchtliche Fortschritte in den Wissenschaften, in der Beredsamkeit, Poesie, Historio-

graphie, Politik und Rechtsgelehrsamkeit machten — Fortschritte, die ihnen einen hohen Rang unter den aufgeklärtesten Völkern des Alterthums zusichern mußten.

Allein eben so wenig konnte es fehlen, daß nicht dasselbe Streben nach Bildung durch die Art, wie es die Römer verfolgten, seine nachtheiligen Wirkungen hatte. Die Originalität der Römer ging verloren, da sie sich nur nach fremden Mustern bildeten, und ihre Cultur blieb einseitig, da sie ganz auf die griechische gepfropft war. Große und viel umfassende Köpfe gab es unter den Römern, aber wenige schöpferische und selbsterfinderische Genies; und kaum kann man ihnen mit Meierotto die Fähigkeit zugestehen, „mit der äußersten Schnelle sich das ganz eigen zu machen, und darin Meister zu werden, worauf ihre Wahl einmahl gefallen war*)." Denn bey aller Politur, die sie sich gaben, verrathen ihre Werke doch immer zu deutliche Spuren von der Mühe, mit der sie sich bildeten, und können den Mangel an Originalität nicht verläugnen. Besonders auffallend aber ist es, daß man so wenig wahren Kunstsinn bey den Römern erblickte. Zwar scheint es, als ob sie viele Theilnahme an den Künsten gezeigt hätten, seitdem nach Eroberung von Syrakus (212 vor Christi Geburt) die ersten Kunstwerke nach Rom gebracht worden waren. Denn von nun an — und noch mehr seit der Zerstörung Korinths 146 vor Christi Geb. — ließen sie das Beste, was jede Provinz erzeugte, nach Rom bringen, und raubten aus den meisten Städten Griechenlands und Kleinasiens die herrlichsten Kunstwerke, die sie fanden. Aber weit entfernt, daß sie wahrer Kunstsinn hierbey belebte, war es nur Prahlerey, was sie hierzu vermochte. Ohne Sinn für die Künste zu besitzen, wollten sie doch für Liebhaber und Beschützer derselben gelten, und als Herrn der Welt wollten sie alles zusammen besitzen, worauf andere Völker einen bedeutenden Werth leg-

*) Meierotto, über Sitten und Lebensart der Römer in verschiedenen Zeiten der Republik.

ten. Den eigenen selbstthätigen Fleiß in den Künsten vernachlässigten sie fast gänzlich; nie haben sie einen großen Künstler erzogen, der nicht in Griechenland seine Bildung erhalten hätte; nie haben sie etwas Eigenthümliches in den Künsten geleistet.

Eine dritte Bemerkung, die sich an die vorige anreiht, bezieht sich auf das Mißverhältniß des politischen Flors zur geistigen Cultur — ein Mißverhältniß, das man nicht in Griechenland, wohl aber in Rom findet. — Die schönste Zeit der griechischen Cultur fällt in die Periode von dem Einfall der Perser bis zur macedonischen Herrschaft — in diejenige Periode, in welcher die Griechen im Vollgenuß ihrer Kräfte, belebt von wahrem Patriotismus, gestärkt durch echte Energie des Geistes, die glorreichsten Thaten verrichtet, die wichtigsten Kriege geführt und den höchsten politischen Flor erreicht haben. In dieser Periode blühten neben den angesehensten Feldherrn die größten Künstler und Dichter, neben den berühmtesten Mahlern die gepriesensten Philosophen und Redner. Zur Zeit der Schlacht bey Salamis (480 vor Chr. Geb.) war Pindar vierzig Jahre alt, und „auf Salamis war es," wie ein geistreicher Schriftsteller bemerkt, „wo es damahls der tragischen Muse, alle ihre drey Lieblinge in einer vorbildenden Gradation zu versammeln, beliebte. Der kühne Äschylus half siegen; der blühende Sophokles tanzte um die Trophäen, und Euripides ward an eben dem Tage des Sieges auf eben der glücklichen Insel geboren *).

Kaum war darauf Griechenland durch den Themistokles, Aristides, Cimon, von den Persern gänzlich befreyt worden, so trat der Vater der griechischen Geschichte, Herodot, auf, und las bey der Feyer der olympischen Spiele seine Geschichtsbücher vor, die es schon wegen der ihnen eigenen Anmuth des Vortrags verdienten, den Musen, deren Nahmen sie an sich tragen, geweiht zu werden.

*) Lessings Laokoon.

Der Beyfall, der ihnen gezollt wurde, erweckte den Nacheifer des Thucydides (geb. 470 vor Chr. Geb.), des ersten Pragmatikers unter den griechischen Geschichtschreibern, der die Begebenheiten seiner Zeit, den peloponnesischen Krieg, mit Kraft und Würde darstellte. Um eben diese Zeit blühte neben dem Perikles, dem gebildetsten Staatsmann der Athenienser, der Philosoph Anaxagoras, und der große Künstler Phidias; und noch während des peloponnesischen Krieges schrieb Aristophanes, — der von den Alten als ein Liebling der Grazien und von uns als ein Sittenmahler seiner Zeit betrachtet wird — den größten Theil seiner Lustspiele. Nicht lange nachher zogen die Griechen dem jüngern Cyrus zu Hülfe, und während sie Cunaxa siegten, leerte Sokrates den Giftbecher zu Athen (400 vor Chr. Geb.), und als sie dann unter dem Agesilaus den persischen Thron wankend machten, blühte Plato, der die Sprache der Musen redete, und Xenophon, der als Philosoph, Geschichtschreiber und Feldherr berühmt ist. Ja noch um die Zeit der macedonischen Herrschaft lebte ein Aristoteles, Demosthenes und Menander, von denen sich der Erste um alle Zweige der Philosophie, der Zweyte um die Würde der Beredsamkeit, und der Dritte um die feinere Ausbildung des Lustspiels unsterbliche Verdienste erwarb. So gingen also die Künste und Wissenschaften mit dem politischen Flor der Griechen im schwesterlichen Bunde vereinigt, und jene sanken erst, als dieser vernichtet war. —

Aber anders war es bey den Römern. Mit dem Aufblühen ihrer geistigen Cultur standen sie an der höchsten Stufe ihres politischen Flors, und mit dem Anfange des goldenen Zeitalters ihrer Literatur war es um ihre republicanische Freyheit geschehen, und das Innere ihres Staates zerrüttet, so herrlich auch das Äußere desselben noch prangte. „Da Rom," sagt Schiller, „noch Scipionen und Fabier zeugte, fehlten ihm die Weisen, die der Tugend das Ziel gezeigt hätten; als seine Weisen blühten, hatte der Despotismus seine Opfer ge-

würgt, und die Wohlthat ihrer Erscheinung war an dem entnervten Jahrhundert verloren*)."

Aber woher diese doppelte Erscheinung? Wie kam es, daß bey den Griechen die schönste Blüthe der Aufklärung mit dem politischen Flor verbunden und dagegen bey den Römern beydes getrennt war? — Die Beantwortung dieser Fragen führt uns auf das zurück, was wir schon oben gesagt haben. Die Cultur der Griechen war auf die Bedürfnisse ihres Geistes gebaut, die Cultur der Römer hingegen gründete sich auf Luxus. Feyerliche National-Feste und gemeinschaftliche Unternehmungen brachten frühzeitig die verschiedenen griechischen Stämme an einander; daher ein Drängen und Reiben der Einzelnen, von denen keiner hinter dem andern zurück bleiben wollte. Aber ein vorzüglich thätiger und lebhafter Geist, empfänglich für alles Schöne und Erhabene, gab den Athenienfern den Vorzug. Mit offenen Armen nahmen sie die Künste auf, die von der jonischen Küste zu ihnen herüber wanderten, und die großen Begebenheiten, die bald darauf in dem persischen Kriege erfolgten, machten Seelenkräfte in ihnen rege. Jener edle Stolz, der zu großen Thaten ruft, wurde geweckt; ein Talent belebte das andere, und mit eben dem Muthe, mit dem sie in dem persischen und den darauf folgenden Kriegen fochten, suchten sie auch das ganze Gebieth der Künste und Wissenschaften zu umfassen. Je größer aber die Schritte waren, die sie zur Annäherung an dieses Ziel thaten, desto mehr vergrößerte sich in ihnen das Vertrauen auf ihre Kraft, ihre Liebe zum Schönen, und die lebhafte Anstrengung, dasselbe wirklich zu erreichen. Diese Anstrengung bewahrte sie vor Erschlaffung, und ihr Studium der Künste mußte eben so wohlthätig auf die Kräfte des Staates zurück wirken, wie es durch diese angeregt worden war. War es also ein Wunder, daß sich bey ihnen wahre Aufklärung mit dem politischen Flor paarte?

Wie ganz anders erschienen uns dagegen die Römer! Während sie lange Jahrhunderte hindurch nur auf Eroberun-

*) Schillers kleinere prosaische Schriften I. Thl.

gen und Vergrößerungen ihrer Macht bedacht waren, verhauchten sie allmählig die ursprüngliche Energie ihres Geistes; und als sie nach vielen Kriegen die Früchte des Sieges zu genießen anfingen, war die Kraft ihres Busens in eben dem Maße erkaltet, in welchem ihre Sinnlichkeit aufgeregt war. Jetzt sehnten sie sich nach Ruhe, die ihnen der Despotismus gewährte, und nichts reizte sie mehr, als was ihrer Sinnlichkeit schmeichelte. Üppige Pracht und unterhaltende Vergnügungen wurden nun der Zielpunct ihres Strebens, und beydes hofften sie durch die Künste und Wissenschaften zu erhalten. Aus Ehrgeiz wollten sie nicht unwissender und fühlloser erscheinen, als die von ihnen bezwungenen Völker, und da sie ungeheure Reichthümer aus allen Gegenden nach Rom zusammen gebracht hatten, so besaßen sie Geld und Macht genug, um Künstler aller Art an sich zu ziehen und ansehnlich zu besolden. Unter solchen Umständen konnten aber die Künste und Wissenschaften die Kräfte der Nation nicht stärken und beleben. Als Werkzeuge des Luxus und als Befriedigungsmittel der Sinnlichkeit geehrt, nicht aber aus uneigennützigem Interesse geliebt, mußten sie selbst zur Erschlaffung der Nation immer mehr beytragen, so daß, je höher sie stiegen, desto mehr die innere Kraft des Staates abnahm.

3. Parallele zwischen dem Charakter der Griechen und Römer.

Ich komme jetzt, meinem Plane gemäß, zur Schilderung des Charakters beyder Nationen. Es versteht sich aber von selbst, daß hier von keiner umständlichen Schilderung aller einzelnen Charakterzüge der Griechen und Römer nach den verschiedenen Zeiten und Umständen ihrer Geschichte die Rede seyn kann. Eine solche Schilderung würde mehr Raum und größere Vorbereitung erfordern, als mir hier vergönnt ist. Alles, was ich hier thun kann, besteht nur darin, die auffallenden Eigenthümlichkeiten in der Denk- und Handlungsweise der Griechen und Römer darzustellen, den Total-Eindruck zu schildern, den

sie auf uns machen, oder das näher zu bestimmen, was man gewöhnlich unter dem National-Charakter beyder Völker versteht. Denn so wie oft von einem römischen oder griechischen Profil geredet wird, so redet man eben so häufig auch von einem römischen oder griechischen Charakter, und versteht bey jenem das Eigenthümliche in der Denk- und Handlungsweise der Römer, wie sie seit den Zeiten der Republik bis zum Augustus waren — und bey diesen nicht die Eigenthümlichkeiten in der Denk- und Handlungsweise aller Griechen, sondern vornehmlich der Athenienser zur Zeit ihres politischen Flors.—Dieß voraus gesetzt, wollen wir nun ein kurzes Gemählde von den Verschiedenheiten des griechischen und römischen Charakters entwerfen, und dann auf einige Ähnlichkeiten hindeuten, die beyde gemein haben.

Lebhaftigkeit, Thätigkeit, ein edler freyer Sinn, und leichte Reizbarkeit für Alles, was ihnen begegnet, machen die Grundzüge in dem Charakter der Griechen, oder besser der Athenienser aus. Ihre Reizbarkeit machte sie für alles Neue empfänglich, ihr edler freyer Sinn zog sie zu den Künsten und Wissenschaften, zu Enthusiasten entflammte sie ihre Thätigkeit, und ihre Lebhaftigkeit leitete sie mit jedem Augenblicke von dem ab, was ihnen in dem vorigen gefiel, und machte sie zu den Unbeständigsten und Leichtsinnigsten von allen. Galt es den Ruhm des Vaterlandes, so war kein Volk eifriger als sie, diesen Ruhm zu befördern. Griechenland sollte dann frey von jeder fremden Herrschaft, und Athen der mächtigste, angesehenste und blühendste Staat in Griechenland seyn. Dann waren sie im Unglück standhaft und unüberwindlich, stolz und übermüthig im Glücke. Aber nie konnten sie ruhen, noch weniger sich selbst regieren. Sie gaben sich dem Ersten Besten hin, der sich an ihre Spitze stellte, und folgten ihm so lange, bis ein Anderer durch die Kühnheit seiner Vorschläge, oder durch das Neue seiner Beredsamkeit den Ersten verdrängte. Darum folgten sie eben so gut dem einsichtsvollen Perikles als dem Gerber Kleon; darum wurden so viele ausgelassene Demagogen unter ihnen mit Beyfall gehört; und darum sagt

auch Polybius: „Der athenienſiſche Staat hat zwar oft in Anſehen geſtanden, aber eben ſo oft auch, wegen der Unbeſtändigkeit des Charakters der Athenienſer, Veränderungen erfahren."

Er glich einem Schiffe, dem der Steuermann fehlt, wo das Schiffsvolk ſich wohl in den Zeiten der Gefahr unter einem Anführer vereinigt, und alles thut, was ihm obliegt, aber dann wieder ſich gegen dieſen Anführer empört, und alles in die größte Verwirrung ſetzt. — Waren es die Künſte und Wiſſenſchaften, wofür ſie ſich intereſſirten, ſo zeigte kein Volk größere Luſt an mannigfaltiger Ergetzung des Geiſtes und der Empfindung. Alles Große und Edle wirkte mit unglaublicher Schnelligkeit auf ſie; ſie fühlten, bewunderten, und ſtrömten ſogleich auch jenes Gefühl und dieſe Bewunderung in Worten und Thaten aus. Ihr edler freyer Sinn, im Bunde mit einer ſchaffenden Einbildungskraft, gab ihnen die Ideale ein, die ihre Künſtler und Weiſen zu erreichen ſtrebten. Aber eben ſo leicht konnten ſie ſich auch für Alles intereſſiren, was den Sinnen ſchmeichelt; und wie ſie anfangs die Freyheit liebten, konnten ſie in der Folge auch die Unterdrückung ertragen. Ihre Lebhaftigkeit und Unbeſtändigkeit führte ſie mit jedem Augenblicke zu den entgegen geſetzteſten Extremen; daher Aberglaube und Freygeiſterey im gleichen Maße bey ihnen herrſchten. Bey nichts konnten ſie lange ausdauern, und von den ernſteſten Beſchäftigungen konnten ſie durch eine Poſſe abgerufen werden. Abwechſelnd waren ſie Enthuſiaſten für das Gute wie für das Böſe, waren bald mitleidig und theilnehmend, bald wieder hartherzig und unempfindlich; bald nachgebend und verſöhnlich, bald wieder jähzornig und rachgierig; bald gütig und gerecht, bald wieder ungerecht und grauſam. Und will man das ganze Volk in einem Bilde zuſammen gedrängt ſehen, ſo betrachte man den Charakter des Alcibiades, der mir wenigſtens den Charakter des größten Theils der Athenienſer zu repräſentiren ſcheint.

Von erſterer Art waren die Spartaner, die uns als ein ſtolzes, hartes und argliſtiges Volk geſchildert werden, das

seine Ehre in der Tapferkeit und Standhaftigkeit suchte, wozu es durch Lykurgs Einrichtungen gebildet werden sollte. Die gymnastischen Spiele wurden von ihnen am eifrigsten betrieben, und als Sache des Staats behandelt. Dagegen verabsäumten sie die feineren Humanität-Tugenden, besonders gegen Fremde. Künste und Wissenschaften wurden von ihnen nicht cultivirt, und selbst ihre Tapferkeit kann man so hoch nicht anschlagen, wenn man auf ihre Thaten sieht, oder hört, daß sie einen Sieg durch List höher schätzten, als den, der die Frucht der Tapferkeit und überlegenen Stärke ist. Unter allen Griechen glichen sie vielleicht am meisten nächst den Ätoliern den Römern; und vielleicht fehlte es ihnen theils an der Verbindung glücklicher Umstände, die sich zur Erhebung Roms vereinigten, theils an dem kühnen Ungestüm, der männlichen Entschlossenheit der Römer, um diesen gleich zu kommen.

In einer umständlichen Charakteristik der Griechen müßte nun auch ein Gemählde der Denk- und Handlungsweise der übrigen griechischen Völkerschaften folgen, wie z. B. der Thessalier, Böotier, der Völkerschaften im Peloponnes und in dem übrigen Hellas, ferner der verschiedenen griechischen Colonien, und vorzüglich der Jonier, Äolier und Dorier, die an der westlichen Küste Kleinasiens wohnten, und von denen sich besonders die Erstern durch Handel, Reichthum und frühzeitige Cultur (wodurch sie wohlthätig auf die Bildung des Mutterlandes zurück wirkten) eben so sehr, als durch üppige Weichlichkeit der Sitten auszeichneten. — Allein ich müßte fürchten, die engen Gränzen eines Aufsatzes zu überschreiten, wenn ich Alles, was Gutes und Böses, Wichtiges und Unwichtiges von diesen griechischen Völkerschaften gesagt wird, hier zusammen drängen wollte. Ich gehe daher, meinem schon oben angedeuteten Plane zu Folge, sogleich zur Charakteristik der Römer über.

Will man fern von aller Parteylichkeit über die Römer urtheilen, so darf man sich's nicht verhehlen, daß in dem Charakter dieser Nation manches Gute neben vielem Bösen befind-

lich war. Gewöhnlich sagt man zwar, daß kühner Muth, Begierde nach Ruhm und National-Stolz, Ausdauer bey jeder Unternehmung, Standhaftigkeit im Unglück und Anhänglichkeit an die Gesetze des Vaterlandes, Furcht vor den Göttern, und Gewissenhaftigkeit im Halten der Eidschwüre das Wesen ihres Charakters ausmachen.

Wir wollen dieß zugeben; denn viele Beyspiele, die man zur Bestätigung von diesem allen anführen kann, sprechen dafür. Allein eben so wenig darf man es verbergen, daß Geiz, Habsucht, Ungerechtigkeit und Herrschsucht, wenigstens in spätern Zeiten, neben jenen besseren Eigenschaften in demselben Charakter sich zeigten. Bey der Richtung ihres Geistes auf Krieg und Eroberung waren alle selbstischen Neigungen in ihnen aufgeregt, und kaum glaubten sie für das Vaterland genug gethan zu haben, als sie ihrer Sinnlichkeit zu leben anfingen. Unter dem Nahmen des Patriotismus verübten sie die ungerechtesten Handlungen, raubten und plünderten alles, worauf sie stießen. Ihre sonst gepriesene Moralität, und ihre eben so oft erhobene Simplicität im häuslichen und öffentlichen Leben, gründete sich bloß auf ihre anfängliche Unbekanntschaft mit den Lastern; denn sobald sie diese kennen lernten, hörten jene auf. Das Gute in ihnen war mit der Größe des Heroismus verbrämt, aber selten durch das Schöne der Humanität veredelt. Die Tugend der Entschlossenheit, Selbstverläugnung, freywilligen Aufopferung für das Vaterland, strengen Gehorsams gegen die Gesetze des Staates, Beharrlichkeit, Rastlosigkeit und Festigkeit in der Ausführung einmahl gefaßter Entschlüsse finden sich bey ihnen in den blühendsten Zeiten ihrer Republik; während zu eben dieser Zeit die Tugend der Menschenliebe, der stillen Häuslichkeit, der Theilnahme und Feinheit in dem Umgange mit Andern — kurz die Tugenden der Humanität nur selten unter ihnen angetroffen werden. Den heitern Frohsinn, der die Athenienser belebte, findet man bey den Römern nicht. Sie erscheinen mehr finster und trübsinnig; und vielleicht hatte der häusliche Despotismus des Vaters über

Gattinn und Kinder, und die strenge Censur, die bey ihnen galt, keinen geringen Antheil daran. — Ihre Thätigkeit war sehr einseitig. Anfangs lernten sie nur im Senate den Staat durch Politik regieren, auf dem Forum ihre Stimme geben, auf dem Marsfelde politische Zusammenkünfte und kriegerische Übungen halten, und den Acker bebauen. Dann, als Künste und Wissenschaften bey ihnen in Aufnahme gekommen waren, gehörte es zum guten Ton, von griechischen Lehrmeistern unterwiesen zu werden, und Griechenland zu durchreisen. Indessen lagen Handel und Gewerbe bey ihnen darnieder; und so wie sie anfangs nach Raub ausgegangen waren, so lebten sie auch in der Folge vom Raube und Schweiße anderer Völker. Wildheit und roher Ungestüm bezeichneten die meisten ihrer Schritte, machten sie zu äußerst rachgierigen Menschen, und ließen sie an den Fechterspielen, die ihren Hang zum Blutvergießen verstärkten, so großes Vergnügen finden. Ja bey aller Cultur, die sie sich in spätern Zeiten zu geben wußten, behielten sie die Wildheit der frühern Jahre bey, und so schien es, als ob der Geist des Romulus sich auf alle folgende Generationen vererbt hätte.

Wir haben bis jetzt in den Gemählden, die wir eben entworfen haben, die Verschiedenheiten anschaulich zu machen gesucht, die zwischen dem griechischen (oder athenienſischen) und dem römischen Charakter Statt finden. Aber so verschieden beyde erscheinen, so gibt es doch auch einige Züge, in denen sie sich gleichen, und die wir jetzt, am Schlusse dieses Aufsatzes, kürzlich bemerken wollen.

„Beyde Völker, die Griechen und Römer, waren oft undankbar gegen ihre edelsten Bürger." In Griechenland mußte Miltiades, der Sieger bey Marathon, im Gefängnisse sterben. Themistokles, der zur Vertreibung der Perser, zur Befestigung Athens und überhaupt zum Flor dieses Staates, als einer Seemacht, das Meiste beygetragen hatte, wurde zur Belohnung seines patriotischen Eifers verbannt, überall verfolgt und zuletzt genöthigt, den Rest seiner Tage bey den Persern, sonst seinen

erklärtesten Feinden, zu beschließen. Aristides, als Mensch und als Feldherr gleich berühmt, wurde durch den Ostracismus vertrieben. Sokrates, der Lehrer der Weisheit und Tugend, mußte den Giftbecher leeren. Perikles, ein Staatsmann, wie es deren wenige gab, verlor auf einige Zeit das Commando, und Phocion, dessen Tugend unter den Lastern seiner verderbten Zeitgenossen, gleich einem hell glänzenden Gestirn, durch das zerrissene Gewölk hindurch strahlt, wurde auf öffentlichen Befehl hingerichtet. Eben so erfuhr auch Camillus in Rom den Undank seiner Mitbürger. Er hatte Veji und Falerii erobert, und wurde verbannt. Früher als er, war Cäso Quinctius, ein trefflicher Jüngling voll Kraft und Feuer, der einst eine Stütze des römischen Staates zu werden schien, gezwungen worden, sein Vaterland zu verlassen, weil er sich dem terentillischen Vorschlage widersetzte, und sein großer Vater, Quinctius Cincinnatus, mußte bey dieser Gelegenheit fast sein ganzes Vermögen aufopfern. Scipio Africanus major, der Sieger bey Zama, ein edler Mann, dergleichen Rom nur wenige hatte, wurde von den Tribunen unbilliger Weise verklagt, mußte Rom verlassen, und seine übrigen Tage auf seinem Landgute zu Linternum verleben. Die beyden Gracchen, Männer, die es mit dem Staate gut meinten, verloren wegen ihres demokratischen Eifers das Leben; und Cicero, der die Republik lebhaft vertheidigte, als Redner, Staatsmann und Gelehrter der Nachwelt noch merkwürdig bleibt, wurde durch den undankbaren Popilius, dem er einst durch seine Beredsamkeit das Leben erhalten hatte, des seinigen beraubt.

Der nächste Grund dieser Erscheinung lag meines Bedünkens in der republikanischen Verfassung der Staaten des Alterthums. Zwar können in allen Staatsverfassungen Neid und Eifersucht ihr Unwesen treiben; aber nirgends leichter, als in republikanischen Staaten, können diese Leidenschaften politische Factionen, und diese Factionen den Undank des Staats gegen seine angesehensten Männer erzeugen. Denn bey den ungereimtesten Begriffen von Freyheit und Gleichheit entstehen oft Spal-

tungen zwischen den Vornehmen und Geringern; jeder sieht den Vorzug des Andern als einen Vorwurf seiner Niedrigkeit an, und dem gemeinen Wesen große Dienste geleistet haben, ist oft schon genug, um einen Mann verdächtig zu machen. Ist vollends das Volk, wie in Griechenland und Rom, im Besitz der höchsten Gewalt — das Volk, das sich selbst nie zu regieren versteht, sich Jedem preis gibt, der es an sich lockt, und dennoch eifersüchtig auf die Behauptung seiner Rechte ist, — so kann leicht der verdienstvollste Mann seinen Untergang finden. Hierzu kommt aber auch noch folgender Umstand, der vorzüglich den alten Staaten Roms und Griechenlands zur Last fällt. In Friedenszeiten hat der gemeine Bürger wenig zu thun. Alle Handwerke und mechanischen Künste des häuslichen Lebens wurden meistens nur von den Sclaven betrieben; gymnastische Übungen, Genuß der Vergnügungen, und das Umhertreiben auf den Marktplätzen, beschränkte den kleinen Kreis der Beschäftigungen der Bürger. Sollte man also wohl Unrecht haben, wenn man behauptet, daß der Mangel an hinlänglichen Beschäftigungen ein Grund der Unruhen und Zwistigkeiten war, wodurch Rom und viele Staaten Griechenlands oft zerrüttet wurden, und deren nachtheilige Folgen die angesehensten Männer immer zuerst treffen mußten?

Endlich können wir nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß es beyden, den Griechen und Römern, an Weltbürgersinn mangelte. Denn bey allen großen und glänzenden Thaten, die sie verrichteten, findet man doch keine Spuren von Kosmopolitismus. Unmäßiger National-Stolz, und vielleicht auch häuslicher Despotismus, unterdrückten das Aufkeimen desselben. Weiber und Kinder wurden fast als Sclaven gehalten, und die Erziehung hatte nicht sowohl den Zweck, den Menschen zum Menschen zu bilden, als vielmehr einen ausschließenden Patriotismus in ihm zu erwecken, der auf Verachtung anderer Nationen hinführte. Das Ziel, wornach ihr Tugendeifer strebte, war im Ganzen nur Patriotismus; ihre Tugenden bezogen sich fast insgesammt auf den Staat, und nur ihre Mit-

bürger machten den Gegenstand ihrer Achtung und ihrer Unterstützung aus. Jene thätige Liebe, die das ganze Menschengeschlecht umfaßt, blieb dem großen Theile beyder Nationen fast immer unbekannt. Daher war auch den Griechen die ganze übrige Welt, außer Hellas, eine barbarische Wüste, und alle übrigen Völker, außer den Hellenen, wurden von ihnen Barbaren genannt, und als solche verachtet. Eben so wurde bey den Römern nur der römische Bürger geehrt. Fast die ganze Welt lag zu ihren Füßen; die Völker, die sie nicht bezwingen konnten, wurden als Barbaren, die sie bezwungen hatten, als gedemüthigte Sclaven angesehen, und beyde verachtet. Im Gefühl ihrer überlegenen Macht glaubten sie alles thun zu dürfen, und es fiel den Meisten von ihnen wohl nie ein, an die allgemeinen Menschenrechte zu denken, die in vielen unserer Staaten immer mehr anerkannt werden.

Parallele zwischen Livius und Tacitus.

Nach Thomas Hunter, von Kotzebue.

Livius hatte es sich zur Pflicht gemacht, nichts Fremdartiges in die römische Geschichte aufzunehmen. Tacitus gefiel sich in Seitensprüngen, unterbrach seine Erzählung oft durch Beschreibung fremder Länder und entfernter Händel. Wenn Livius Sitten und Gewohnheiten des Alterthums berührt, so geschieht es nicht, um seine Zeitgenossen herab zu würdigen, sondern um sie zu bessern; Tacitus hingegen, von übler Laune besessen, schüttet seine Galle über alles aus. Livius wollte der Nachwelt ein classisches, unterrichtendes Werk hinterlassen; Tacitus bloß eine Satyre auf sein Zeitalter machen. Sein Styl ist gedrängt und stechend, der des Livius voll und erhaben. Die Metaphern des Tacitus sind bloß witzige Einfälle, bisweilen sogar für Poesie zu stark; Livius macht keine Wasserfälle; sein Strom fließt majestätisch dahin. Tacitus stellt so viele Personen auf die Bühne, daß sie oft ihn selbst verwirren. Livius häuft die Personen nicht, man überschaut ein kla-

res Gemählde. Seine Personen sind kräftig aber hell, Tacitus mahlt nur schwarz. Livius schildert so lebhaft, daß man den Begebenheiten selbst beyzuwohnen glaubt; Tacitus führt uns in ein Labyrinth; jeder seiner Charaktere fordert ein tiefes Studium, und ob man dennoch seinen Sinn errathen werde, das hängt einzig von dem persönlichen Charakter jedes Lesers ab; darum hat Tacitus so viele verschiedene Ausleger, als es Verschiedenheiten im menschlichen Herzen gibt. Im Livius hingegen ist die Bahn geebnet, man schreitet sicher nach dem Ziele, man begreift alles.

Die Reden, welche Livius anführt, tragen den Stämpel der römischen Beredsamkeit in ihrem Flor. Beym Tacitus sind es Sophistereyen oder pedantische Declamationen; sein Witzhaschen ermüdet, seine Kraftsprünge sind übel angebracht. Von Livius trennt man sich ungern, an Tacitus fesselt bloß eine Art von Ehrgeiz; man will ihn doch ganz gelesen haben.

Man glaube nicht, daß es dem Livius an Kunst gemangelt habe: er verstand die höchste Kunst, nähmlich die, jede Kunst zu verbergen. Er stellt sich dar als ein schöner, wohlgewachsener, zierlich gekleideter Mann; Tacitus als ein Männlein auf Stelzen, das sich beständig ziert, und stets bewundert seyn will. Es ist bewundernswürdig, daß er in der That so viele Bewunderer gefunden hat *).

Livius tadelt ungern, aber er thut es mit Würde, wo es seyn muß. Tacitus wirft stets mit beißendem Hohn, bisweilen mit bittern Beleidigungen um sich. In seinem Herzen erblickt man nie weder Menschlichkeit noch Mitleid; er kennt keine Unglücklichen, er kennt nur Strafbare **).

*) Ich glaube kaum bemerken zu dürfen, daß Tacitus an manchen Stellen dieser Parallele zu hart und ungerecht beurtheilt wird.

**) Tacitus schrieb in bittern Ausdrücken, weil er eine entartete Welt vor sich fand; Livius aber in gemäßigtem Tone, weil er eine, wenn auch fehlerhafte, doch energische und edle Menschheit zu schildern hatte.

Übrigens soll diese Parallele den Tacitus nicht herab setzen; er bleibt immer ein Meister in der Geschichte, und ein großer Meister; allein er hat seine Manier; man mag ihn mit Michael Angelo vergleichen, den Livius mit Raphael. Wie Michael Angelo, gefällt sich Tacitus nur in grausamen, schrecklichen Scenen; Livius, gleich dem Raphael, stellt bloß edle Gegenstände mit Grazie dar. Die Meister- und Lieblingswerke des Michael Angelo sind: ein Leidender auf der Folter, ein Kranker in den letzten Zügen, indessen Raphael durch eine himmlische Jungfrau entzückt.

Im Livius ist eben so viel Moral enthalten, als im Tacitus; allein jener setzt denkende Leser voraus, welche die Folgen aus den erzählten Begebenheiten selbst abzuziehen wissen; dieser hingegen erschöpft die ganze Moral, und sie verschlingt bey ihm die Geschichte. Er glaubt seine Leser unfähig, sie selbst zu finden, verlangt aber doch, daß man alle seine moralischen Räthsel errathen soll.

Livius gleicht dem Germanicus; eben die Seelengröße, die Freymüthigkeit. Tacitus gleicht dem Tiber; eben die künstliche, undurchdringliche Häucheley. Daher leihen auch beyde Schriftsteller den geschilderten Personen ihre eigenen Charaktere: die Helden des Livius sind Götter; die Götter des Tacitus sind Teufel.

Oratorischer Styl.

Die drey olynthischen Reden des Demosthenes.

(Übersetzt von Jacobs *).

Einleitung.

Um die Verhältnisse, durch welche diese Reden veranlaßt wurden, genau zu verstehen, müssen wir uns mit der Geschichte von Olynthos, der Hauptstadt der chalkidischen Halbinsel, bekannt machen.

Olynthos, eine alte Stadt in der Nähe des toronäischen Meerbusens, sechzig Stadien von Potidäa entfernt, unterstützte zur Zeit des zweyten persischen Krieges, so wie die meisten Völkerschaften Thraciens, den König der Perser. Der Erfolg der Schlacht bey Salamis veränderte ihre Gesinnungen. Potidäa und die meisten Städte empörten sich; auch Olynthos wurde des Abfalls verdächtig geachtet. Als daher der Feldherr der Perser, Artabazes, Potidäa belagerte, richtete er seine Waffen auch gegen diese Stadt, eroberte sie, und übergab sie den Chalkidikern. In dem peloponnesischen Kriege finden wir sie unter den Feinden der Athenienser; und als sie in dem Frieden, welcher im zehnten Jahre des Kriegs geschlossen wurde, nebst meh-

*) Ich durfte diese drey kurzen, aber vortrefflichen Reden nicht trennen, weil sie ein cyklisches Ganzes bilden, und durch Isolirung ganz verstümmelt würden. Ich gebe auch einen Theil der historischen Einleitung dazu, welcher nicht nur zur bessern Verständlichkeit nothwendig, sondern auch ein meisterhafter Commentar über den ästhetischen Werth dieser Reden ist.

reren Städten jener Gegend den Athenienſern überlaſſen worden war, ſehen wir ſie kurz darauf beſchäftiget, Mekyberna, wo die Athenienſer eine Beſatzung hatten, in ihre Gewalt zu bringen.

Kurz vor dem Anfange der Regierung des Philippos ſcheint dieſe Stadt den Gipfel ihrer Macht und ihres Anſehens erlangt zu haben. Verbunden mit den benachbarten chalkidiſchen Städten, hatte ſie den bedrängten Amyntos genöthiget, ihr einen Theil ſeines Reiches, den er nicht mehr vertheidigen konnte, zu überlaſſen. Dieſer Glanz reizte die Eiferſucht ihrer Nachbarn. Einige Städte wendeten ſich nach Lakedämon und forderten dieſe Stadt auf, den immer drohenderen Fortſchritten der Olynthier ein Ziel zu ſetzen. Die Spartaner erfüllten ihren Wunſch. Amyntas, deſſen Lage ſich allmählig verbeſſert hatte, verband ſich mit ihnen, und Olynthos ſah ſich, nach einem faſt vierjährigen, hartnäckigen Kriege, genöthigt, ſeinen Anſprüchen auf die Herrſchaft in Chalkidike zu entſagen, die makedoniſchen Städte ihrem ehemahligen Gebiether zurück zu geben, und ſich in Krieg und Frieden zum Gehorſam gegen die Gebothe der Spartaner eidlich zu verpflichten. Als Philippos den Thron Makedoniens beſtieg, ſtellten ſie ſich unter die Zahl ſeiner Feinde, wahrſcheinlich nicht ohne Hoffnung, die ſtürmiſchen Zeiten des Amyntas erneuert zu ſehen; und ſelbſt zu ſchwach, um von dem günſtigen Augenblicke den vollen Vortheil zu ziehen, ſuchten ſie eine Verbindung mit Athen, welche Philippos Politik zu vereiteln wußte.

Sobald dieſer König ſich auf ſeinem Throne befeſtigt ſah, und die Gefahren, welche ihn im Anfange ſeiner Regierung bedroht hatten, gänzlich verſchwunden waren, wurden ſeine geheimen Vergrößerungsplane immer ſichtbarer, und die Olynthier hörten auf, ſich mit der Erhaltung einer Freundſchaft zu ſchmeicheln, die, durch die Umſtände erzwungen, mit der Veränderung dieſer Umſtände aufhören mußte. Indeſſen wiegte Philippos, nach dem raſchen und mißlungenen Unternehmen gegen Thermopylä, durch eine ſcheinbare Unthätigkeit das Mißtrauen

seiner Gegner ein. Die Athenienser überließen sich ihrer gewöhnlichen Sorglosigkeit, und auch die Einwohner Olynth's scheinen keine bedeutenden Schritte gethan zu haben, um sich gegen die künftigen Unternehmungen ihres kühnen Nachbars zu sichern.

Eine einheimische Verschwörung both diesem endlich eine Gelegenheit dar, seine Plane gegen Olynthos in's Werk zu setzen. Drey natürliche Söhne des Amyntas hatten einen Anschlag gegen das Leben ihres Bruders gemacht; einer von ihnen wurde ergriffen und bestraft, zwey flohen nach Olynthos und wurden aufgenommen. Diese Handlung both den Vorwand zu einem Angriff dar, dessen Erfolg Philippos schon längst durch eine Anzahl von Freunden vorbereitet hatte, die er innerhalb der Mauern von Olynthos besoldete. Rasch drang er in das Gebieth dieser Stadt ein, und die Olynthier richteten jetzt, bey der Annäherung der Gefahr, ihre Blicke auf Athen als denjenigen Staat Griechenlands, welcher schon im Anfange dieser Olympiade als Gegner der Macht des makedonischen Königs aufgetreten war.

Als die Gesandten ihren Auftrag vor dem Volke ausgerichtet hatten, standen mehrere Redner auf, unter denen sich Demades als ein heftiger Gegner des olynthischen Bündnisses auszeichnete.

Auch Demosthenes stand auf, und hielt die erste olynthische Rede. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich in den Gemüthern des Volkes schon eine starke Neigung fur das Bündniß gezeigt hatte. Demosthenes ergreift diesen günstigen Augenblick. Er stellt den Ausbruch des Krieges als ein Werk des göttlichen Schutzes vor, durch welchen Athen endlich in den Stand gesetzt werde, die zugefügten Beleidigungen zu rächen, in den Besitz seines alten Eigenthums zurück zu kehren, und den Fortschritten der Ungerechtigkeit des makedonischen Königs ein Ziel zu setzen. Philippos Macht erscheint ihm als das Werk der Lüge, der Treulosigkeit und des Meineids; er hofft mit Zuverlässigkeit, ein solches Gebäude durch die erste Erschüt-

terung fallen zu sehen, und er vergißt in seinem schönen und edlen Enthusiasmus, daß die Ereignisse in der politischen Welt selten mit den Erwartungen eines erhöhten moralischen Gefühls zusammentreffen. Indessen weiß er auch in der äußern Lage Philippos Gründe für seine Hoffnungen aufzufinden. Die benachbarten Staaten erwarten nur einen günstigen Augenblick, um sich gegen ihren Unterdrücker aufzulehnen, und die Makedonier selbst sind mit der Herrschaft eines Königs unzufrieden, der sie von Kriege zu Kriege treibt.

Mit einer bewundernswürdigen und herrlichen Kunst berührt Demosthenes alle Saiten in den Gemüthern seiner beweglichen Zuhörer. Religiöse Empfindungen, Gefühl des Unrechts, heitere Hoffnungen folgen einander; das Göttliche vereiniget sich mit dem Menschlichen, das Übersinnliche mit dem Irdischen. Keine Art der Gründe ist vernachlässiget, um die Hoffnung eines glücklichen Erfolges und den Entschluß zu wecken, den günstigen Umständen durch eigene Anstrengung zu Hülfe zu kommen. Dieß ist der Inhalt des zweyten Theiles der Rede, der durch den ersten auf das vollkommenste vorbereitet ist.

Demosthenes hat seinen Zuhörern gezeigt, daß sie die Macht des Königs nicht zu fürchten brauchen; er setzt hinzu, daß sie selbst durch ihre Sorglosigkeit zur Vergrößerung dieser Macht beygetragen haben, und daß ihnen der Schutz der Götter umsonst lächelt, wenn sie fortfahren zu zögern, Decrete zu machen, und unthätig zu Hause zu bleiben. Sie müssen dieses Verfahren ändern, welches bisher die Quelle aller ihrer Widerwärtigkeiten gewesen ist; sie müssen ein ganz entgegen gesetztes System beobachten; sie müssen, mit einem Worte, ihre Kriege selbst führen, und selbst in das Feld rücken.

Diese Ermahnungen, welche Demosthenes in seinen Reden so oft wiederhohlt, und von deren Erfüllung er die Rückkehr des alten Glanzes von Athen erwartete, hatten keineswegs den gewünschten Erfolg. Die Athener thaten etwas, um nicht Alles thun zu müssen; und dadurch ward Alles vereitelt.

Sie versprachen den Olynthiern Hülfe, rüsteten dreyßig Schiffe aus, und zogen ein Heer von 2000 Mann zusammen; aber dieses Heer bestand aus Fremdlingen und Söldnern, deren Anführung einem Manne vertraut wurde, der weder Willen noch Kraft hatte, den alten Ruhm Athens aufrecht zu halten. Chares, von welchem Timotheus zu sagen pflegte: er schicke sich besser dazu, das Gepäck eines Feldherrn zu tragen, als selbst Feldherr zu seyn, wagte, um die Habsucht seiner Soldaten zu befriedigen, eine Landung an der Küste von Pallene, gewann hier einen leichten Sieg über einige hundert Mann makedonischer Truppen, erpreßte von den Phokensern, den Bundesgenossen Athens, eine beträchtliche Summe, und kehrte prahlend mit seinen unnützen Siegen nach Athen zurück.

Während dieser Zeit rückte Philippos unaufhaltsam mit seinem Heere vor, bekam mehrere Städte der chalkidischen Halbinsel, theils mit Gewalt, theils durch Bestechung, in seine Hände, und bedrohte Olynthos, wo man die athenienſischen Hülfstruppen noch immer fruchtlos erwartete. Die Einwohner der Stadt, welche der Hülfe mit Zuverlässigkeit entgegen sahen, suchten die Fortschritte des Königs durch Unterhandlungen aufzuhalten, der sich, scheinbar auf ihre Vorschläge hörend, der Stadt immer mehr näherte, und endlich erklärte, daß jetzt kein Ausweg übrig bleibe, als daß entweder sie Olynthos verließen, oder er aus Makedonien wiche. In dieser Bedrängniß rückten ihm die Olynthier, welche damahls ein Heer von 10,000 Fußgängern und 1000 Reitern hatten, entgegen, wurden in zwey Treffen geschlagen, und genöthigt, sich in ihre Mauern einzuschließen. Niemahls war ihnen der Beystand Athens so nöthig gewesen. Eine zweyte Gesandtschaft eilte dahin, um die bedrängte Lage der Stadt, und die Nothwendigkeit einer schleunigen Hülfe darzuthun; indem sie mit Bewunderung sahen, daß sich ihre Bundesgenossen mit dem Wahne eines Sieges über den König schmeichelten, während dieser seine Plane frey und ungestört ausführte.

Demosthenes trat auch jetzt mit denselben Überzeugungen

auf, die ihn bey seiner ersten Rede für Olynth beseelt hatten. Er führt seinen Mitbürgern die Schande zu Gemüthe, welche ihnen die Verlassung ihrer Bundesgenossen bringen würde; er biethet alles auf, um auf der einen Seite ihre Thätigkeit zu wecken, auf der andern ihr thörichtes Selbstvertrauen niederzuschlagen; er erinnert sie, daß, so lange man die Fortschritte des makedonischen Königs nicht hemmen könne, von seiner Bestrafung nicht die Rede seyn sollte. Um jene aber zu hemmen, bedürfte es nachdrücklicher Maßregeln, unter denen keine dem Redner so wirksam scheint, als die Aufhebung der Theatergelder, welche der Kriegs-Casse entzogen worden waren, und nun leicht wieder zu ihrer ersten Bestimmung zurück gebracht werden konnten. Aber diese Maßregel gerade vorzuschlagen, war ihm nicht erlaubt; er muß sich begnügen, sie anzudeuten, und einen Funken hinzuwerfen, der durch eine rasche patriotische Aufwallung vielleicht zur Flamme gebracht werden konnte. Diese hat Demosthenes schon in dieser Rede zu befördern gesucht. Das Bild der schönen Zeit echt-republikanischer Tugenden, welche vormahls in den Mauern Athens gewohnt, jenes Bild, welches sein melancholisches Gemüth ohne Unterlaß erfüllt zu haben scheint, drängt sich jetzt an der passendsten Stelle hervor, und tritt gleichsam von selbst mit den Zeiten des Redners in einen sprechenden Contrast. Die Einfachheit dieser Gemählde, deren Wahrheit die Begebenheiten selbst bezeugten, ist von der erhabensten Wirkung; und vielleicht sind die Klagen über die Verschlimmerung der Zeiten nie auf eine edlere, rührendere und zweckmäßigere Weise ausgesprochen worden.

Welches die augenblickliche Wirkung dieser Rede gewesen sey, ist uns unbekannt, aber der politische Erfolg der ganzen Verhandlung war demjenigen ähnlich, den die erste Gesandtschaft der Olynthier gehabt hatte. Es wurde ein Heer von 4000 Miethsoldaten und 150 Reitern, unter der Anführung des Charidemos, abgesendet, welches nach einigen Plünderungszügen an den Gränzen von Chalkidika endlich zu dem Orte seiner Bestimmung gelangte. Diese Unterstützung flößte den

Olynthiern anfangs Vertrauen ein. Sie wagten einen Ausfall, aber mit unglücklichem Erfolge, und bald sahen sie ihre Beschützer in neue, verhaßte Feinde verwandelt. Unbekümmert um seine Bestimmung, überließ sich Charidemos allen Arten der Ausschweifungen mit der Schamlosigkeit eines Barbaren und dem Übermuthe eines Siegers. Es ist wahrscheinlich, daß die Soldaten, nach Maßgabe ihrer Verhältnisse, dem Beyspiele ihres Anführers nachgeahmt haben.

Unter diesen Umständen, in ihren Hoffnungen getäuscht, von dem äußern Feinde bedrängt, wendeten sich die Olynthier zum dritten Mahl nach Athen und bathen um eine Unterstützung von Bürgern. Dieß war es, was auch Demosthenes wünschte. In seiner dritten olynthischen Rede dringt er auf die Nothwendigkeit einer schnellen Entschließung und kräftigen Beystandes, und um diesen Entschluß zu befördern, zeigt er noch immer die freudigen Hoffnungen, die er in der ersten dieser Reden ausgedrückt hat. Der Krieg der Olynthier und der unauslöschliche, zwischen beyden Parteyen entstandene Haß, erscheint ihm als eine glückliche Begebenheit, die, indem sie Athen an die Annäherung seiner Gefahr erinnert, die Trägheit verbannen muß, der sie sich bis jetzt überlassen haben. Sorgfältig stellt er die Übel, welche hierdurch über Athen gekommen sind, den Vortheilen entgegen, welche Philippos aus einem ganz entgegen gesetzten Betragen geschöpft habe, und gewiß auch künftig zu ihrem Verderben schöpfen werde, wenn sie ihrem verderblichen System noch länger getreu blieben. Er schlägt also vor, ein Heer nach Olynth, und ein anderes nach Makedonien zu schicken. Nur von einem doppelten Angriff erwartet er Vortheil; nur von einer schleunigen Hülfe verspricht er sich Abwendung der Gefahr.

Ein frischer und muthiger Geist weht in dieser ganzen Rede, in welcher die Gründe der Furcht und Hoffnung auf eine so kunstvolle Weise gemischt sind, daß sie ein gemeinschaftliches Resultat, den Entschluß rüstigen Widerstandes und einer raschen Benützung des günstigen Momentes, nothwendig

zu erzeugen scheinen. In der That rüstete Athen ein Heer von 2000 Fußgängern und 300 Reitern aus, und diese ganze Mannschaft bestand aus athenienſischen Bürgern, deren Anführung man wieder dem Chares vertraute. Zu gleicher Zeit wurde beſchloſſen, Abgeordnete an die verſchiedenen Staaten Griechenlands zu ſenden, und ſie zu einem gemeinſchaftlichen Bündniſſe gegen den Feind der Griechen aufzufordern. Aber die Frucht dieſer Maßregeln wurde durch die vielfache Thätigkeit des Königs vereitelt. Es gelang ihm, durch ſeine Freunde in Olynth den erfahrnen und tapfern Anführer der olynthiſchen Reiterey zu verläumden, und zwey ihm ganz ergebene Männer, den Loſthenes und Euthykrates, an die Spitze des Heeres zu bringen. Von dieſem Augenblicke an war der Sieg in ſeiner Hand. Die Thore der Stadt öffneten ſich ihm; ihre Häuſer wurden zerſtört und ihre Bürger zu Sclaven verkauft *).

Dieß war der Ausgang eines Krieges, welcher als der eigentliche Anfang des großen Trauerſpieles angeſehen werden kann, das mit der Vernichtung der griechiſchen Freyheit endigte.

Erſte olynthiſche Rede.

Schon oft hat ſich, ihr Bürger Athens, das Wohlwollen der Götter gegen dieſe Stadt auf das ſichtbarſte gezeigt; ganz vorzüglich aber bey der gegenwärtigen Gelegenheit. Denn daß ſich gegen Philippos ein Feind erhebt, deſſen Land an das ſeinige gränzt, der eine bedeutende Macht beſitzt, und, was von allem das Wichtigſte iſt, der die feſte Überzeugung hegt, daß ein jeder Vertrag mit ihm unſicher, und mit dem Verderben ſeines eigenen Vaterlandes verbunden ſey, dieß ſieht einer

*) Dieſe beyden Verräther wurden durch die Verachtung beſtraft, mit welcher ſie von dem makedoniſchen Könige ſelbſt behandelt wurden. Als ſie ſich bey dieſem beklagten, daß ſie von ſeinen Soldaten Verräther und Schurken genannt würden, antwortete er ihnen: „Laßt euch das nichts anfechten! Die Makedonier ſind rohe und ungeſchliffene Leute, die jedes Ding bey ſeinem Nahmen nennen.“

himmlischen und göttlichen Wohlthat ähnlich. Dennoch, ihr Athenäer, müssen wir vor allen Dingen bedacht darauf seyn, daß wir nicht hinter unserem Glücke zurück bleiben. Denn es ist schimpflich, ja die höchste Schande, nicht nur die Städte und Plätze, welche wir vormahls besaßen, offenbar aufzugeben, sondern auch die günstigen Verhältnisse und Bundesgenossen, welche das Glück uns anbiethet, zu verschmähen.

Euch nun jetzt, ihr Männer Athens, Philippos Stärke zu schildern, und euch durch diese Vorstellung zu eurer Pflicht anzutreiben, dünkt mich nicht geziemend. Und warum? Weil alles, was man hierüber sagen kann, ihm zur Ehre, euch aber keineswegs zum Ruhme gereicht. Denn je mehrere Unternehmungen ihm über Erwarten gelungen sind, desto mehr Bewunderung gesteht ihm die Welt zu; je weniger ihr aber eure Lage benutzt habt, desto größer muß eure Schande seyn. Ich übergehe dieß also. Denn wenn wir, o Bürger Athens, die Sache ohne Vorurtheil betrachten wollen, so ist seine Größe nicht von ihm, sondern von Athen ausgegangen. Was er aber denen verdankt, welche hier für ihn gearbeitet haben, und deren Bestrafung euch obliegt, davon ist, meines Bedünkens, jetzt zu reden, nicht Zeit; sondern es gibt andere Dinge, die euch nützlicher zu hören sind, und ihm, o Männer Athens, bey einer vernünftigen Beurtheilung, zur größten Schande gereichen müssen. Von diesen will ich zu reden versuchen.

Wollte ich ihn nun meineidig und treulos nennen, ohne Thatsachen anzuführen, so könnte man dieß für eitle Verleumdung halten. Und mit Recht. Deßhalb will ich seine Handlungen der Reihe nach durchgehen, und an ihnen die Wahrheit meiner Beschuldigung darthun. Dieser Beweis wird nur wenige Worte kosten, und in einer doppelten Rücksicht nützlich seyn; erstlich, um zu zeigen, was er wirklich ist; zweytens, um denen, die ihn als unüberwindlich anstaunen, begreiflich zu machen, daß er alle Mittel der Täuschung, durch die er groß geworden, abgenutzt hat, und zu dem Ziele seiner Thaten gelangt ist. Denn auch ich, ihr Bürger Athens, ich selbst würde

diesen Philippos für einen furchtbaren und bewundernswürdigen König halten, hätt' ich ihn durch gerechte Thaten zu dieser Größe empor steigen sehen; nun finde ich aber, bey genauer Betrachtung, daß er unsere gutmüthige Einfalt zuerst damahls, als die Olynthier, welche mit uns zu reden begehrten, von hier verjagt wurden, durch das Versprechen der Überlieferungen von Amphipolis und durch jenes so berüchtigte Geheimniß an sich lockte *); die Freundschaft der Olynthier aber dadurch gewann, daß er Potidäa, unser Eigenthum, eroberte, uns, seine ehemahligen Bundesgenossen, beeinträchtigte, und ihnen die Stadt übergab; die Thessalier endlich dadurch, daß er ihnen Magnesia auszuliefern, und den phokensischen Krieg für sie auszufechten versprach. Mit einem Worte, jedermann, der mit ihm zu thun hatte, ist von ihm getäuscht worden, und nur dadurch, daß er die Unwissenheit derer benutzte, die ihn noch nicht kannten, hat er seine Macht vergrößert. So wie er aber durch diese Künste sich erhoben hat, so lange jeder noch hoffte, er werde für sein Bestes handeln, so müssen ihn eben dieselben wieder herab stürzen, weil es sich nunmehr gezeigt hat, daß er alles um sein selbst willen thut.

Dieß ist nun, Bürger Athens, Philippos Lage, dieß sind seine Hoffnungen. Wo nicht, so trete jemand auf und zeige mir, oder vielmehr euch, daß ich entweder nicht die Wahrheit gesagt, oder daß ihm die Betrogenen künftig trauen

*) Da der Anmerkungen zu dieser Übersetzung viele, und diese vielen zwar vortrefflich, aber sehr umständlich sind, so gebe ich hier auszugsweise nur jenen Theil derselben, welcher zur Erklärung unumgänglich nothwendig ist. — Jenes berüchtigte Geheimniß bestand in Kürze darin: Philippos versprach den Athenienſern, ihnen Amphipolis auszuliefern, und machte dafür insgeheim die Bedingung, daß sie ihm Pydna überlassen sollten. Potidäa, eine von Olynthos abhängige Stadt, war wenige Jahre vor diesen Ereignissen von den Athenienſern erobert worden. Philippos eroberte sie, und gab sie den Olynthiern zurück, indem er zugleich die freundschaftlichsten Gesinnungen gegen Athen vorgab.

werden, oder daß die so unverdienter Weise unterjochten Thessalier dem Wunsche nach Freyheit entsagt haben. Sollte aber jemand unter euch, bey der Überzeugung von der Richtigkeit meiner Behauptungen, dennoch glauben, daß Philippos durch den Besitz der festen Plätze, der Häfen und anderer ähnlicher Vortheile in Stand gesetzt werde, sich mit Gewalt in seiner gegenwärtigen Lage zu behaupten, so irrt er sich. Wenn gegenseitiges Wohlwollen eine Verbindung befestiget, und alle Theilnehmer des Krieges einerley Vortheil genießen, so wird jeder gern die gemeinschaftlichen Arbeiten übernehmen, die gemeinschaftlichen Unfälle ertragen und muthig ausdauern: wenn aber ein Einzelner durch Habsucht und schlimme Künste, so wie es hier der Fall ist, mächtig wird, reicht der erste Vorwand, der geringste Unfall hin, alles umzustürzen und aufzulösen. Denn unmöglich, ja, unmöglich ist es, ihr Athenäer, daß der Ungerechte, der Meineidige, der Lügner eine dauerhafte Macht besitze; sie hält für Einmahl und auf kurze Zeit und verspricht eine glänzende Blüthe von Hoffnungen; aber, von der Zeit belauert, stürzt sie endlich in sich selbst zusammen. Denn so wie bey einem Hause, einem Schiffe, und andern ähnlichen Dingen, der unterste Theil auch der stärkste seyn muß, so muß auch der Anfang und das Fundament einer Handlung wahr und gerecht seyn. Dieß ist nun bey Philippos Unternehmungen ganz und gar nicht der Fall.

Ich rathe euch also, den Olynthiern Hülfe zu senden, und zwar je nachdrücklicher und schneller, desto besser; den Thessaliern aber eine Gesandtschaft zu schicken, und sie theils von eurer Absicht zu belehren, theils zur Ergreifung der Waffen aufzumuntern; denn auch sie haben beschlossen, Pagasä zurück zu fordern und ihre Ansprüche auf Magnesia geltend zu machen. Aber dann, ihr Bürger Athens, sorget vor allen Dingen, daß eure Gesandten nicht bloß Worte mitbringen, sondern Thatsachen aufzuweisen haben, indem ihr auf eine des Staates würdige Weise in das Feld rückt und die Sache ernstlich angreift. Denn wenn die That fehlt, so scheinen alle

Worte eitel und leer, vornehmlich wenn sie von uns kommen. Denn je rüstiger wir sie gebrauchen, desto weniger finden sie bey den Menschen Glauben. Ihr müßt also eine große Veränderung und wesentliche Besserung zeigen, eure Beyträge willig geben, rüstig in das Feld rücken, euch zu allem diesen bereitwillig finden lassen, wenn jemand Vertrauen auf euch setzen soll. Wofern ihr nun willig seyd, dieß so, wie es ziemt und seyn muß, zu thun, so wird es sich bald zeigen, wie schwach Philippos Bundesgenossen an ihm hangen, und auch die Blößen seiner eigenen Oberherrschaft und Macht werden dadurch an das Licht kommen. Denn überhaupt genommen ist die Kraft Makedoniens, wenn sie sich mit andern verbinder, nicht unbedeutend, wie sie uns zur Zeit des Timotheus gegen die Olynthier, und hinwiederum den Olynthiern gegen Potidäa diente, und auch jetzt den beunruhigten und aufrührischen und zerrütteten Thessaliern gegen den Samen ihrer Tyrannen gute Dienste geleistet hat; denn auch die kleinste Kraft kann, als Zugabe, den wichtigsten Ausschlag geben, aber an sich ist sie schwach und voll von mannigfaltigen Gebrechen, und Philippos selbst hat sie gerade durch das, was ihn in den Augen der meisten Menschen so sehr erhoben hat, durch seine Kriege und Feldzüge, noch schwankender und hinfälliger gemacht, als sie schon von Natur war. Denn wähnet nicht, Bürger Athens, daß dasjenige, woran Philippos Freude findet, auch seinen Unterthanen erfreulich sey. Er sucht den Ruhm; dieß ist das Ziel seiner Bestrebungen und seines Eifers; darum kämpft er und stellt sich der Gefahr des Todes bloß; denn der Ruhm, größere Dinge vollbracht zu haben, als irgend ein makedonischer König zu leisten vermochte, dünkt ihm wünschenswerther, als ein gefahrloses Leben. Seine Unterthanen aber theilen diese Eitelkeit nicht mit ihm. Sie fühlen nur die Lasten und Leiden dieser unaufhörlichen Feldzüge, durch welche sie auf- und abgetrieben, gedrückt und geschwächt werden; sie müssen den Anbau ihrer Besitzungen und die Vermehrung ihres Eigenthums hintan setzen, ja, sie können nicht Einmahl dasjenige,

was sie etwa auf diese Weise erwerben, mit allen dem Vortheil betreiben, dessen sie unter andern Umständen genießen würden, indem der Krieg die Häfen und Handelsplätze des Landes verschlossen hält. Wie also der größere Theil der Macedonier gegen den König gesinnt sey, kann man ohne Mühe errathen. Die Fremdlinge aber, welche er um sich hat, und die Cameraden *) (Pecetären) stehen in dem Rufe einer bewundernswürdigen Tapferkeit und der größten Talente zum Kriege; wie ich aber von einem Manne gehört habe, der sich in dem Lande selbst aufgehalten hat, und durchaus keiner Unwahrheit fähig ist, sind sie nicht besser als andere. Denn wenn einer unter ihnen Erfahrung im Kriege zeigt, so verstoßt ihn Philippos, wie jener Mann erzählte, aus Ehrgeiz, weil er will, daß man ihm allein seine Thaten zuschreiben soll. Denn außer seinen andern Fehlern, besitzt er einen unüberschwenglichen Ehrgeiz. Wenn daher ein ehrbarer und tugendhafter Mann Mißfallen an der täglichen Unmäßigkeit und Trunkenheit bezeigt, so wird er über die Achseln angesehen und keiner Achtung gewürdiget. Daher ist er von Possenreißern, von Schmeichlern und andern Menschen dieser Art umringt, die in der Trunkenheit kein Bedenken tragen, Tänze vor ihm aufzuführen, die ich euch nicht Einmahl nennen möchte. Der Augenschein zeigt, daß diese Erzählung der Wahrheit gemäß ist. Denn Menschen, welche wir hier einstimmig verstoßen haben, Menschen, welche tausendmahl nichtswürdiger sind, als die Taschenspieler und Seiltänzer, wie Kallias zum Beyspiel, der Sclave der Republik**), und andere Menschen von demselben Gehalte, Possenreißer, Dichter schändlicher Lieder, die sie, um Lachen zu erregen, auf seine Gesellschafter verferti-

*) Der Nahme πεζεταιροι bezeichnet Freunde oder Gefährten aus dem Fußvolke, und es wurden darunter die schwer bewaffneten Soldaten des Phalanx verstanden.

**) Sclaven der Republik sind die Gefangenen, welche der Staat sich zueignete und zu öffentlichen Geschäften gebrauchte.

gen, diese liebt er, diese hat er um sich. Solche Dinge aber, Bürger Athens, so geringfügig sie manchen scheinen mögen, sind in den Augen der Vernünftigen sehr große Beweise seiner Denkungsart und des bösen Genius, der ihm zur Seite steht. Jetzt freylich werden diese schmählichen Fehler durch den glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen verdunkelt; denn das Glück hat diese Kraft; erleidet er aber den mindesten Unfall, so werden sie alle an das Licht treten. Diese Zeit, o ihr Männer Athens, ist nicht mehr fern, wenn anders die Götter wollen und ihr selbst dazu die Hände biethet. Denn so wie wir an unserem Körper die einzelnen Gebrechen, so lange wir gesund sind, nicht bemerken; sobald uns aber eine Krankheit überfällt, alles in Bewegung geräth, und der Bruch, die Verrenkung, oder was es sonst seyn mag, fühlbar wird: eben so entziehen sich auch die Gebrechen der Staaten und Tyrannen, so lange sie mit auswärtigen Feinden kriegen, den Augen der meisten Menschen; sobald aber ein Krieg an ihren Gränzen entsteht, werden sie offenbar.

Wenn nun mancher von euch, ihr Bürger Athens, den Philippos, in Erwägung seines Glücks, für einen furchtbaren Feind hält, so urtheilt er zwar, wie es einem verständigen Manne geziemt; denn in allen menschlichen Dingen gibt das Glück ganz vorzüglich oder vielmehr ganz allein den Ausschlag; aber wahrlich, wenn ich die Wahl hätte, so würde ich mir weit eher das Glück dieser Stadt wünschen, vorausgesetzt, daß ihr nur im mindesten eure Pflicht thun wollt, als das Glück des Makedoniers, indem ich bey euch weit mehrere Gründe wahrnehme, auf das Wohlwollen der Götter zu rechnen als bey ihm. Aber da sitzen wir still und unthätig, ohne daran zu denken, daß der Träge seinen Feinden nicht einmahl zumuthen darf, etwas für ihn zu thun, geschweige denn den Göttern. Es ist also kein Wunder, daß ein Mann, welcher selbst zu Felde zieht und arbeitet, überall zugegen ist, und keinen günstigen Augenblick versäumt, daß der uns übermeistert, da wir nichts thun, als zögern, Decrete machen und nach Neuig-

keiten fragen. Mich wundert es nicht; ja, es würde im Gegentheil höchst wunderbar seyn, wenn wir Athenäer, die wir nichts thun, was einem kriegführenden Volke geziemt, einen Mann besiegten, welcher alles thut, was ihm zukommt. Aber das wundert mich, daß ihr, das nähmliche Volk, welches mit den Lakedämoniern jenen ruhmvollen Kampf für die Gerechtsame der Hellenen bestand, und die vielfältigen Vortheile, die sich ihm darbothen, nicht annehmen wollte; daß ihr, Männer Athens, die ihr, um Andern zum Recht zu verhelfen, euer eigenes Vermögen aufgeopfert, und euer Leben in Gefahr gesetzt habt, jetzt in das Feld zu rücken zaudert, und zur Rettung eurer eigenen Besitzungen nichts aufopfern wollt; und daß ihr also ganz Griechenland und jedes einzelne Volk insbesondere gerettet habt, den Verlust eurer Güter aber mit träger Indolenz betrachtet. Dieß, ihr Athener, dünkt mich wunderbar; aber auch dieses, daß niemand von euch überlegt, wie lange schon dieser Krieg mit Philippos dauert, und unter welchen Maßregeln diese Zeit uns verstrichen ist. Ihr wißt es selbst. Ihr legtet die Hände in den Schooß, einer rechnete auf den andern, einer verklagte den andern; dann gabt ihr neuen Hoffnungen Raum, und so ging, ungefähr unter denselben Beschäftigungen, wie jetzt, die Zeit fruchtlos dahin. Und könntet ihr wohl so bethört seyn, zu glauben, daß die nähmliche Handlungsweise, die euch aus einer günstigen Lage in eine so nachtheilige versetzt hat, eure jetzigen Umstände wieder verbessern werde? Dieß ist weder vernünftig, noch der Natur gemäß; denn es ist zuverlässig weit leichter, das, was man hat, zu vertheidigen, als es zu erwerben. Nun ist es aber durch den Krieg dahin gekommen, daß wir von unsern ehemahligen Besitzungen nichts mehr zu vertheidigen haben; wir müssen es also wieder erobern. Dieß ist nun jetzt euer Geschäft, wobey ihr aber selbst Hand an das Werk legen müßt. Ich behaupte also, daß wir Geld aufbringen, selbst in's Feld rücken und einander anklagen müssen, bevor wir unsern Zweck erreicht haben. Dann ist es Zeit, nach den Handlungen selbst zu urtheilen; die, wel-

che Lob verdienen, zu ehren, und die Strafbaren zu züchtigen. Jeden Vorwand müßt ihr abschneiden, und selbst eurer Seits nichts verabsäumen; denn unmöglich können wir das Betragen anderer mit Strenge untersuchen, wenn wir nicht selbst zuerst unsere Schuldigkeit thun. Warum glaubt ihr wohl, daß alle von euch ausgesendeten Feldherren — denn auch diesen Punct müssen wir, dünkt mich, in sein wahres Licht zu stellen suchen — diesem Kriege aus dem Wege gehen, und lieber auf ihre eigene Hand ein Unternehmen beginnen? Ohne Zweifel, weil dort der Preis des Kampfes euch zufällt, — denn wenn Amphipolis erobert werden sollte, würdet ihr es sogleich zu eurem Eigenthume machen — alle Gefahr aber den Anführer trifft, ohne daß er den Lohn dafür einerntet; hier hingegen die Gefahr geringer ist, und der Gewinn — die Beute vom Lampsakos, Sigeion *), die Schiffe, welche sie plündern — den Anführern und Soldaten anheim fällt. Jeder strebt also nach dem, was ihm Vortheil bringt. Ihr aber, wenn euch der schlechte Fortgang der Sachen in die Augen fällt, zieht die Feldherren zur Rechenschaft, und wenn sich diese verantworten, und die dringende Noth vorschützen, entlaßt ihr sie wieder. Dabey gewinnt ihr nichts als Streit und Zwietracht, indem die einen dieß, die andern jenes meinen, wobey das gemeine Wesen zu Grunde geht. Denn vormahls, o ihr Bürger Athens, contribuirtet ihr nach Classen, jetzt verwaltet ihr den Staat nach Classen **). An der Spitze einer jeden steht ein Redner;

*) Zwey Städte am Hellespont, welche der persische Statthalter Artabazos dem Chares überließ, als dieser mit der ganzen athenensischen Flotte zu ihm stieß.

**) Alle athenensischen Bürger waren in zehn Stämme (φυλας) getheilt, und jeder derselben führte 120 seiner reichsten Mitglieder auf einer Liste. Diese alle zusammen genommen wurden wieder getheilt, und bildeten 20 Classen (συμμοριαις), deren jede aus 60 Köpfen bestand. In jedem Stamme waren also zwey συμμοριαι, und die ganze Summe der Reichen, unter welche dei

unter ihm ein Feldherr, und die dreyhundert leisten ihm Hülfe. Die übrigen vertheilen sich auf diese oder jene Seite. Dieß muß ein Ende nehmen; ihr müßt euch endlich wieder in den Besitz eurer Rechte setzen, und die öffentlichen Vorträge, Berathschlagungen und Unternehmungen müssen wieder die Sache der gesammten Bürger werden. Wenn ihr aber Einigen, euch, wie vom Throne herab, zu gebiethen erlaubt; wenn Andere gezwungen werden, Beyträge zu geben, Schiffe auszurüsten und Kriegsdienste zu thun; noch Andere nur gegen diese decretiren, ohne selbst an den Lasten den mindesten Antheil zu nehmen: so wird das Erforderliche nie zur rechten Zeit geschehen. Der in seinen Rechten gekränkte Theil wird immer zurück bleiben, und euch bleibt dann nichts übrig, als die euern Feinden zugedachten Züchtigungen auf eure Mitbürger fallen zu lassen.

Um nun alles zusammen zu fassen, so ist mein Verlangen, daß jeder von seinem Vermögen zu gleichen Theilen beytrage; daß jeder Kriegsdienste thue, so daß die Reihe alle Bürger trifft; daß jeder, der vor euch auftritt, angehört werde, und die Versammlung dann das Beste von dem thue, was sie gehört hat, ohne zu fragen, ob es dieser oder jener räth. Und wenn ihr dieses thut, werdet ihr den Redner nicht mehr bloß auf der Stelle rühmen, sondern ihr werdet euch selbst zu dem bessern Fortgang eurer Unternehmungen Glück wünschen können.

Staatslasten vertheilt waren, bestand aus 1200 Köpfen, von denen wieder der vierte Theil (300) abgesondert wurde, welcher in dringenden Fällen das Geld herschoß, das er in der Folge von den minder Begüterten eincassirte. Diese 300 sind es, deren Demosthenes hier erwähnt, welche in Verbindung mit den übrigen συμμοριαις alle Staatsgeschäfte zu lenken und nachdrückliche Maßregeln zu hindern suchten. Dieses zu befördern, nahmen sie Redner in Sold, von denen jeder wieder seines Theils irgend einen Feldherrn begünstigte und an die Spitze des Heeres zu bringen suchte.

Zweyte olynthische Rede.

Ganz anders, ihr Männer Athens, fühle ich mich gestimmt, wenn ich einen Blick auf unsere Lage werfe, und wenn ich die Reden meiner Vorgänger erwäge; denn in den Reden wird Philippos Bestrafung gefordert; unsere Lage aber erinnert uns, alle Vorsicht aufzubiethen, um uns nicht selbst einem Unglücke auszusetzen. Daher scheinen mir jene trefflichen Redner nur in dem einzigen Puncte zu fehlen, daß sie euch ganz und gar nicht den wahren Gegenstand der Berathschlagung vor Augen stellen. Auch ich weiß, daß vormahls die Stadt ihr Eigenthum in Sicherheit besaß und sich an Philippos zu rächen vermochte; ja ich weiß dieß um desto genauer, da beydes noch vor Kurzem und zu meiner Zeit Statt fand. Jetzt aber bin ich überzeugt, daß wir zufrieden seyn können, wenn wir für das erste unsere Bundesgenossen retten; ist uns dieses gelungen, so mögen wir uns dann weiter umschauen, wie wir etwa Rache an dem Könige nehmen könnten. Bevor wir aber bey dem Anfange einen sichern Grund gelegt haben, scheint es mir thöricht, wegen des Ausganges ein Wort zu verlieren.

Unsere gegenwärtige Lage, ihr Männer Athens, erfordert mehr als jemahls die sorgfältigste Berathschlagung. Nun halte ich es zwar nicht eben für schwer, einen heilsamen und den Umständen angemessenen Rath zu entdecken; aber das, o ihr Bürger Athens, setzt mich in Verlegenheit, wie ich euch meine Meinung vortragen soll; denn sowohl meine eigene Erfahrung, als das, was ich von Andern gehört habe, überzeugt mich, daß an den meisten Unfällen nur Mangel an Thätigkeit, nicht euer Mangel an Einsicht, Schuld gewesen ist. Ich wünsche daher, daß ihr die Freymüthigkeit, mit welcher ich zu euch sprechen werde, ertragen mögt, und nur die Wahrhaftigkeit meiner Worte und die Absicht, euern Zustand für die Folge zu verbessern, erwägt, denn ihr seht wohl, wie sehr sich unsere Lage durch die Bemühungen einiger Redner, euch immer nach Wunsche zu sprechen, verschlimmert hat.

Hier scheint es mir nun für das erste nothwendig, euch kürzlich an die vorher gegangenen Begebenheiten zu erinnern. Ihr habt noch nicht vergessen, ihr Bürger Athens, wie vor drey oder vier Jahren die Nachricht hieher kam, Philippos sey in Thrakien und belagere die Festung Heräon. Diese Nachricht, welche im Monath Moimokterion*) hier eintraf, erregte die lebhaftesten Bewegungen, und nach vielen Reden beschloßt ihr, vierzig Galeeren auszurüsten, diese selbst mit Bürgern unter fünf und vierzig Jahren zu bemannen**), und sechzig Talente zusammen zu schießen. Hierauf verstrich das ganze übrige Jahr; der Hekatombäon, der Metageitnion und Böedromion**), und erst in diesem letzten Monathe, nach der Feyer der Mysterien, sandtet ihr endlich, unter dem Commando des Charidemos, zehn unbemannte Schiffe und fünf Talente Silber ab. Denn als die Nachricht kam, daß Philippos krank oder todt sey — denn man sagte beydes — hieltet ihr die versprochene Hülfeleistung nicht mehr für nothwendig und stelltet eure Zurüstungen ein. Und doch war dieß gerade der günstigste Zeitpunct. Denn hätten wir damahls mit dem Eifer, mit welchem der Beschluß gefaßt wurde, Hülfe gesandt, so würde uns Philippos jetzt, nach seiner Genesung, nicht mehr beschwerlich fallen. Indeß, was damahls geschehen ist, kann nun nicht mehr geändert werden. Aber es biethet sich jetzt eine neue Gelegenheit zum Kriege dar; eine Gelegenheit, die mich eben zu diesen Erinnerungen veranlaßt, damit ihr nicht noch einmahl in den nähmlichen Fehler verfallet. Wie werdet ihr nun, o Männer Athens, den gegenwärtigen Zeitpunct benutzen? Denn

*) Am Ende des October oder im Anfange des November.

**) Dieß war mehr als man gewöhnlich zu thun pflegte. Ein athenienſischer Bürger konnte, wenn er 40 Jahre zurück gelegt hatte, der Regel nach nicht mehr zum Kriegsdienst aufgefordert werden.

*) Der Böedromion entspricht dem August und September. Die eleusinischen Mysterien dauerten bis zum ein und zwanzigsten dieses Monaths.

wenn ihr den Olynthiern nicht, so viel ihr nur vermögt, und nach allen euern Kräften, beysteht: so wird sich bald zeigen, daß ihr in allem für den König streitet. Die Olynthier besaßen eine ansehnliche Macht, und ihre Lage war so, daß Philippos sie eben so wenig anzugreifen wagte, als sie den Philippos. Wir schlossen einen gegenseitigen Frieden, und es war für den makedonischen König ein sehr beschwerliches und drückendes Hinderniß, einen mächtigen und mit uns verbündeten Staat, welcher jeden günstigen Moment belauerte, gleichsam an seinen Thoren zu sehen. Nun glaubten wir damahls, diese Leute auf alle Weise zum Kriege bewegen zu müssen. Seht, jetzt ist endlich das, was wir damahls so eifrig wünschten, in Erfüllung gegangen. Was bleibt uns nun noch übrig, als ihnen mit Eifer und Nachdruck Hülfe zu leisten? Ich weiß es nicht. Denn außer der Schande, welche uns erwartet, wenn wir jetzt die Arme sinken lassen, würden wir auch, ihr Bürger Athens, nicht wenig zu besorgen haben, da ihr wohl wißt, wie die Thebaner gegen uns gesinnt sind, da es den Phokensern gänzlich an Mitteln fehlt, und den König, wenn ihm dieses Unternehmen gelingen sollte, nichts hindern wird, die ganze Schwere seiner Macht auf diese Seite fallen zu lassen. Diejenigen unter euch, welche die Erfüllung ihrer Pflicht bis dahin aufschieben wollen, die begehren eine Gefahr mit Augen zu sehen, die sie besser aus der Ferne vernähmen, die wollen lieber selbst Beystand suchen, als ihn Andern gewähren. Denn daß es so weit kommen wird, wenn wir den jetzigen Augenblick unbenutzt vorüber lassen, das kann schwerlich bezweifelt werden.

Hier höre ich nun Manchen sagen: Wir alle erkennen, daß wir unsern Bundesgenossen beystehen müssen, und wir werden ihnen beystehen; aber du sage uns, wie wir es anfangen sollen. Nun wundert euch nicht, ihr Männer Athens, wenn ich etwas Unerwartetes vortrage. Ihr müßt Nomotheten*) bestellen, nicht um neue Gesetze zu machen, denn ihr

*) Zu den Zeiten des Demosthenes wurden die Gesetze nicht mehr

habt deren genug, sondern um die, welche uns bis jetzt nachtheilig sind, aufzuheben. Ich meine, um es deutlicher zu sagen, die Gesetze wegen der Schauspielgelder*), und einige, welche den Kriegsdienst betreffen. Denn jene wenden die dem Heere bestimmten Summen denen zu, welche müßig zu Hause sitzen; und diese gewähren den Frevlern gegen die Ordnung

von dem ganzen Volke, sondern von einer Gesetz-Commission bestätiget und abgeschafft. Diese Commission bestand, man weiß nicht ob immer, aber doch bisweilen, aus 1001 Person. Sie wurden Nomotheten genannt.

*) Folgendes ist die Geschichte der Theatergelder, denen Demosthenes hier eine neue Wendung zu geben verlangt: Nach dem dreyßigjährigen Waffenstillstand, welchen Athen mit den Lakedämoniern geschlossen hatte, legten sie jährlich 1000 Talente in den Schatz zurück, welche nur bey dringender Gefahr angegriffen werden sollten. Perikles gab diesem, für den Krieg bestimmten Gelde eine andere Anwendung. Um das allzugroße Gedränge und die Streitigkeiten in dem Theater zu verhindern, war für die Plätze der Preis von einem Obolos bestimmt worden, welchen Bürger und Fremde erlegen mußten. Den erstern das Vergnügen des Schauspiels zu erleichtern, ließ Perikles von dem Gelde, welches für den Kriegsgebrauch bestimmt war, an jeden Bürger zwey Obolen austheilen, einen für den erwähnten Zweck, den andern als Entschädigung für den Verlust der Zeit. Sie erhielten dieß Mann für Mann, doch so, daß die anfängliche Bestimmung des Geldes nicht aufgehoben wurde. Als aber nach Verlauf einer Reihe von Jahren, nachdem das Volk an den Genuß dieses Einkommens gewöhnt worden war, ein gewisser Apollodoros das hierauf verwendete Geld wieder zu seiner ersten Bestimmung zurück bringen wollte, setzte Eubulus, ein Demagog, dem es mehr um die augenblickliche Gunst des Volkes als um das Beste des Staates zu thun war, ein Gesetz durch, dem zu Folge jeder mit der Todesstrafe bedroht wurde, der es wagen würde, die Theatergelder zu Kriegsgeldern zu machen. Dieses Gesetz war noch ganz neu, und man begreift daraus die Vorsicht, mit welcher Demosthenes seinen Vorschlag einführt, und die im Anfange der Rede vorkommenden Äußerungen der Besorgniß, welche auf jenen Vorschlag zielen.

Strafloſigkeit*). Dadurch aber werden auch diejenigen muthlos gemacht, welche gern ihre Schuldigkeit thun möchten. Wenn ihr nun dieſe Geſetze aufgehoben und für beſſern Rath einen ſichern Weg gebahnt habt, dann ſucht einen Redner auf, der euch das abfaſſe, was ihr ſelbſt für nützlich erkennt. Bevor ihr aber dieſes gethan habt, ſeht euch nicht nach Leuten um, die Luſt haben möchten, mit ihrem guten Rathe für euch, durch euch zu Grunde zu gehen. Ihr werdet niemanden finden. Denn wer möchte in einer Sache ſprechen und Vorſchläge thun, wobey er nichts erwarten kann als Mißhandlungen, und wobey für die Sache ſelbſt nichts anders gewonnen wird, als daß man es immer gefährlicher finden muß, zu den beſten Mitteln zu rathen. Die Aufhebung der Geſetze aber, ihr Männer Athens, muß von denſelben Perſonen unternommen werden, welche ſie gegeben haben; denn es iſt nicht billig, daß der Dank für ein Geſetz, welches der Stadt ſo ſchädlich geworden, denen, die es damahls gegeben, zufalle; das Mißvergnügen über die Aufhebung desſelben aber, die dem Ganzen zum Vortheil gereicht, die beſſern und weiſern Rathgeber treffe.

Bevor ihr indeß, o ihr Männer Athens, dieſe heilſamern Einrichtungen getroffen habt, begehret nicht, daß irgend einer unter euch groß genug ſey, um die beſtehenden Geſetze unge-

*) Alle atheniensiſchen Bürger waren durch die alten Geſetze des Staates verpflichtet, von ihrem achtzehnten Jahre an bis zum vierzigſten Kriegsdienſte zu thun. Nur eine kleine Anzahl von Perſonen, die ſich nicht aus der Stadt entfernen konnten, z. B. diejenigen, welche bey den öffentlichen Feyerlichkeiten gebraucht wurden, waren hiervon ausgenommen. Indeſſen fanden die Wohlhabenden gar bald Mittel, ſich dem Geſetze zu entziehen und in die Claſſe der Eximirten einzudrängen, oder auch wohl ohne allen Grund den Dienſt zu verweigern. Gegen die letztern waren harte Geſetze vorhanden, die aber zu den Zeiten unſers Redners viel von ihrer Kraft verloren hatten. Es iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß er die Aufhebung derjenigen Geſetze verlangte, welche zu Ausflüchten Gelegenheit gaben.

straft übertreten zu können, oder thöricht genug, um sich selbst offenbar ins Verderben zu stürzen.

Vergesset aber auch nicht, o ihr Männer Athens, daß ein Beschluß an sich keinen Werth hat, wenn nicht der Wille hinzukommt, das Beschlossene mit Eifer auszuführen. Denn wenn die Decrete der Volksversammlungen hinreichten, euch entweder zur Ausführung dessen, was die Sache mit sich bringt, zu nöthigen, oder ihren Inhalt selbst ins Werk zu setzen, so würden wir, bey der Menge eurer Beschlüsse, nicht den Verdruß haben zu sehen, daß sogar wenig, oder vielmehr gar nichts davon zu Stande gebracht wird; Philippos würde uns nicht seit so langer Zeit verhöhnen, sondern, wenn es euern Dekreten nach ginge, schon längst bestraft seyn. Aber so ist es leider nicht. Denn das Handeln, welches der Ordnung nach dem Reden und Decretiren folgt, hat, der Kraft nach, den Rang vor demselben. Laßt also auch noch dieses hinzukommen; denn an dem übrigen fehlt es euch nicht. Ihr habt Männer unter euch, die das Erforderliche zu rathen vermögen, und ihr selbst, Bürger Athens, besitzt mehr Scharfsinn, als irgend ein anderes Volk, um das, was ihr hört, zu beurtheilen. Aber auch durch Handeln werdet ihr euch jetzt auszeichnen können, wenn ihr thut, was recht ist. Welche schicklichere Zeit, welche günstigere Gelegenheit erwartet ihr denn? oder wann werdet ihr je eure Pflicht thun, wenn es nicht jetzt geschieht? Hat er uns nicht schon alle unsere Plätze weggenommen? und wenn er auch dieses Land *) erobert, was kann uns dann noch Schimpfliches zustoßen? Wird nicht jetzt ein Volk angegriffen, das wir, im Fall des Krieges, zu retten versprochen? Ist er nicht unser Feind? der Besitzer unsers Eigenthums? ein Barbar? alles Nichtswürdige, was man nur von einem Menschen sagen kann? Aber, bey Gott! wir lassen alles das hingehen, ja, wir unterstützen beynahe seine Plane, um, wenn das Unglück geschehen ist, die Urheber desselben aufzusuchen. Denn

*) Olynthos.

uns selbst werden wir die Schuld nicht beymessen, das weiß ich gewiß, denn auch in der Schlacht klagt kein Flüchtling sich selbst an, sondern seinen Feldherrn, oder seine Nachbarn, oder Alles eher als sich selbst. Gleichwohl sind die Flüchtigen insgesammt an der Niederlage Schuld; denn der, welcher die andern beschuldigt, konnte selbst stehen bleiben, und wenn jeder dieß that, war der Sieg ihre. Dieß ist auch hier der Fall. Wenn ein Redner einen Vorschlag thut, welcher nicht der beste scheint, so trete ein anderer auf, und spreche, ohne seinen Vorgänger anzuklagen. Ertheilt ein anderer einen bessern Rath, so folget diesen in Gottes Nahmen. — Aber sein Rath ist uns nicht angenehm! — Dieß ist nicht des Redners Schuld, der euch nicht schmeichelhafte Wünsche, sondern gute Anschläge vorlegen will. Denn Wünsche zu thun, ihr Athenäer, ist leicht, und man kann in wenigen Worten alles, was ein anderer wünscht, zusammen fassen; aber nicht so leicht ist es, bey Berathschlagungen über die Angelegenheiten des Staates zu wählen; sondern da muß man das Nützliche dem Angenehmen vorziehen, wenn man nicht beydes zugleich haben kann. Vielleicht sagt hier jemand: Wie? wenn Einer Mittel fände, uns die Theatergelder zu lassen, und für die Befriedigung der Kriegsbedürfnisse andere Wege entdeckte? würde der nicht den Vorzug verdienen? — Allerdings, wenn nur ein solcher Mann zu finden ist. Aber wundern würde ich mich, wenn irgend ein Mensch so glücklich gewesen wäre oder seyn könnte, nachdem er sein wirkliches Vermögen in unnützen Ausgaben verschwendet hätte, seine nothwendigen Ausgaben mit dem, was er nicht besitzt, zu bestreiten. Solche Reden aber finden in den Neigungen eines jeden eine mächtige Stütze, und es ist daher nichts leichter als sich selbst zu täuschen; denn jeder glaubt gern, was er wünscht; aber die Umstände richten sich meistens nicht darnach. Laßt euch also jetzt, ihr Männer Athens, in eueren Berathschlagungen durch die Lage der Sachen selbst bestimmen und es wird euch weder an Truppen noch an Sold fehlen; denn es ist wahrlich weder weise noch edel, seine Pflich-

ten im Kriege aus Mangel an Geld zu verabsäumen und eine solche Schmach mit gelassenem Gemüthe zu tragen; gegen Korinthier und Megareer die Waffen zu ergreifen, den Makedonier aber, aus Mangel an Kriegsbedürfnissen, die hellenischen Staaten unterjochen zu lassen.

Wähnet nicht, ihr Bürges Athens, daß ich dieses alles umsonst sage, um Einen unter euch zu beleidigen. Ich bin nicht so verkehrt und wahnwitzig, um ohne Hoffnung irgend eines Vortheils, den Haß der Menschen auf mich zu laden. Aber ich halte es für die Pflicht eines rechtschaffenen Bürgers, das Wohl des Staates dem Beyfall seiner Zuhörer vorzuziehen. Dieß war der Geist, der, wie ihr wahrscheinlich gehört habt, diejenigen beseelte, die vor unsern Vorfahrern sprachen; sie, welche die jetzigen Redner zu rühmen pflegen, ohne ihnen sonderlich nachzueifern; dieß waren die Gesinnungen, mit denen ein Aristides, ein Nikias, ein Demosthenes*), ein Perikles den Staat verwalteten.

Seitdem aber unter uns Redner aufgetreten sind, welche umhergehen und fragen: was wünscht ihr? was soll ich in Vorschlag bringen? womit kann ich euch einen Dienst thun? seitdem wird das Wohl des Staats dem augenblicklichen Genuß aufgeopfert. Diesem Verfahren entspricht der Erfolg. Unsere Feinde triumphiren und wir ernten Schande ein.

Laßt uns denn, ihr Männer Athens, eine kurze Vergleichung zwischen den Thaten unserer Vorfahren und den unserigen anstellen. Bey einer bekannten Sache sind wenige Worte genug; denn ihr habt nicht nöthig, euch nach fremden Mustern umzusehen, sondern ihr könnt durch die Nachahmung einheimischer Beyspiele glücklich werden. Jene eure Vorfahren also, denen die Redner nicht schmeichelten, und keine solche Liebe bewiesen, wie euch die heutigen, herrschten fünf und vierzig Jahre lang ohne Widerspruch über die Hellenen**). Sie sam-

*) Ein früherer Demosthenes, als der Redner.

**) Nähmlich bis zum Anfange des peloponnesischen Krieges.

melten einen Schatz von mehr als zehntausend Talenten in der Akropolis, und der König jenes Landes *) gehorchte ihnen, wie es einem Barbaren gegen Hellenen geziemt. Sie errichteten viele herrliche Trophäen in Land- und Seekriegen, die sie in eigner Person führten, und hinterließen, allein unter allen Sterblichen, einen über den Neid erhabenen Ruhm. So erschienen sie in ihren Verhältnissen zu andern Hellenen. Jetzt lasset uns sehen, wie sie sich in der Stadt selbst betrugen, sowohl in öffentlichen Angelegenheiten, als in ihrem Privatleben. Als Bürger des Staats verschönerten sie die Stadt mit öffentlichen Gebäuden und führten so viele und so herrliche Tempel auf, und schmückten diese mit so schönen Geschenken aus, daß ihren Nachkommen alle Hoffnung sie zu übertreffen benommen ward. Als Privatleute aber waren sie so mäßig und dem Charakter der Verfassung so getreu, daß wer von euch die Wohnung eines Aristides, eines Miltiades und anderer damahls berühmten Männer kennt, leicht sehen kann, daß sie in Ansehung ihrer Wohnungen nichts vor ihren Nachbarn voraus hatten; denn sie verwalteten den Staat nicht zu ihrem eigenen Vortheil, sondern hielten es für Pflicht, das Beste des Ganzen zu fördern. Da sie nun also in ihren Verhältnissen gegen die Hellenen die unverbrüchlichste Treue, gegen die Götter die größte Frömmigkeit, gegen ihre Mitbürger die höchste Gleichheit beobachteten, war es kein Wunder, daß sie eine so hohe Stufe des Glückes erstiegen. In dieser Lage standen die Sachen, als der Staat jenen Führern folgte; aber wie stehen sie jetzt unter euren trefflichen Vorstehern? Ist diese Lage der ehemahligen gleich, ist sie ihr nur ähnlich? Ich übergehe die andern Vergleichungspuncte, so vielen Stoff sie auch darbiethen; aber ihr alle seht, welch eine Einsamkeit rund um uns herrscht. Die Macht der Lakedämonier ist zu Grunde gerichtet **); die Thebaner sind in ihre eigenen Angelegenheiten verwi-

*) Perdikkas, der Sohn Alexanders und Oheim des Amyntas.
**) In den Schlachten bey Leuktra und Mantinea.

kelt*); und von allen übrigen Staaten ist keiner bedeutend genug, um euch den Vorrang streitig zu machen. Während wir also unser Eigenthum in Sicherheit besitzen und die Wage der Gerechtigkeit unter den Hellenen halten könnten, sehen wir uns vielmehr unsers eigenen Landes beraubt, und haben unnützer Weise eine Summe von mehr als fünfzehn hundert Talenten verschwendet. Die Bundesgenossen, die wir im Kriege erworben hatten, sind uns im Frieden verloren gegangen, und unsern schlimmsten Feind haben wir selbst so groß gemacht. Oder es trete jemand auf und zeige, wodurch anders Philippos so mächtig geworden ist, als durch uns selbst.

Aber, o Freund, höre ich Manche sagen, wenn unsere äußern Verhältnisse schlecht sind, so ist dagegen unsere innere Verwaltung desto vorzüglicher. — Und welche Gründe führt man dafür an? Die Mauern, die wir übertüncht, die Straßen, die wir ausgebessert haben, die Gossen und Possen? Schauet dagegen auf die Unternehmer dieser Werke! Einige derselben sind aus Bettlern zu reichen Leuten geworden; andere haben sich aus der Dunkelheit zum Ruhm erhoben; andere haben ihre Privatwohnungen herrlicher als öffentliche Gebäude geschmückt. Denn so wie der Wohlstand des Staats gesunken ist, hat sich der Wohlstand dieser Menschen vermehrt. Was ist nun an allen dem Schuld? Warum stand vormahls Alles so gut, und jetzt nicht mehr? Erstlich, weil das Volk, das damahls Muth genug begaß, seine Kriege selbst zu führen, über die Verwalter des Staats herrschte und alle Belohnungen in seiner Gewalt hatte, und jeder andere es für ein Glück ansah, Ehre, Ämter und Güter aus den Händen des Volkes zu empfangen. Jetzt aber geschieht das Gegentheil. Alle Vortheile sind in den Händen der Staatsverwalter, und alles wird durch diese gethan. Ihr aber, das Volk von Athen, seyd entnervt, eures Vermögens und eurer Bundesgenossen beraubt, gleichsam nur Diener und Anhängsel des Ganzen, und vollkommen zufrieden,

*) In den phokensischen Krieg.

wenn euch Diese Theatergelder zufließen lassen, oder euch magere Rinder austheilen *). Was aber von allem das Empörendste ist, so haltet ihr euch ihnen verpflichtet für das, was euch selbst angehört. Dafür halten sie euch in der Stadt eingeschlossen, gewöhnen euch an sich, und machen euch kirr und zahm. Unmöglich aber kann derjenige große und kühne Gedanken hegen, der in Abhängigkeit und Elend lebt; denn wie die Lebensart der Menschen ist, so muß auch ihre Denkungsart seyn. Ich würde mich deßhalb, bey den Göttern, nicht wundern, wenn mir diese aufrichtige Schilderung eurer Lage mehr Nachtheil brächte, als denen, die sie veranlaßt haben. Denn nicht immer gewährt ihr eine völlige Freymüthigkeit, und ich wundere mich, daß sie mir jetzt gewährt wurde. Aber, wenn ihr noch jetzt jenen Gewohnheiten entsagt, wenn ihr euch entschließt, zu Felde zu ziehen, und eurer Würde gemäß zu handeln, wenn ihr den Überschuß eurer Einkünfte zu einem Mittel machen wollt, auswärtige Vortheile zu erhalten, dann vielleicht, ihr Männer Athens, werdet ihr ein großes und vollkommenes Gut erringen, und jenen ärmlichen Vortheilen entsagen, die der sparsamen Kost ähnlich sind, welche die Ärzte den Kranken reichen. Denn so wie diese keine Kraft gibt, sondern nur den Tod hindert, so reicht das, was ihr durch die Austheilung empfangt, nicht hin, euch einen dauernden Vortheil zu schaffen, hindert euch aber an andern Geschäften, und vermehrt eure Trägheit und Sorglosigkeit. Du verlangst also, wird Mancher fragen, daß wir als Söldner dienen sollen **)? — Allerdings, und zwar so, daß wir uns alle der nähmlichen Einrichtung unterwerfen; damit nicht nur jeder an den öffentlichen Einrichtungen Theil nehme, sondern auch bereit sey, dem Staate den nöthigen Beystand

*) Bey öffentlichen, feyerlichen Mahlzeiten.

**) Ursprünglich mußte jeder athenienſische Bürger auf eigene Kosten im Kriege leben; in der Folge bekam ein Fußgänger zwey Obolen des Tages. Dieser Sold wurde späterhin auf vier Obolen erhöht.

zu leisten. Können wir des Friedens genießen? gut, so werdet ihr es zu Hause bequemer haben, indem euch die Noth nicht mehr zu niedrigen Geschäften treiben wird. Treten aber Zeiten ein, wie die jetzigen? so dient ihr dem Vaterlande, wie es billig ist, um den nähmlichen Gewinn. Ist Einer unter euch, welcher das Dienstalter überschritten hat? dieser mag das, was er jetzt, ohne dem Staate zu nützen, empfängt, auch dann noch empfangen, und dafür die Aufsicht über dasjenige führen, was gethan werden muß. Ohne also etwas hinzu oder davon zu thun, — eine Kleinigkeit abgerechnet — hebe ich die herrschende Unregelmäßigkeit auf, und führe die Ordnung in die Stadt zurück, indem ich für die Einnahme, für den Kriegsdienst, für die Gerechtigkeitspflege, für die Verwaltung dessen, was jeder seinem Alter und den Umständen nach thun kann, eine gewisse Regel festsetze. Aber keineswegs rathe ich, dem Unthätigen zuzutheilen, was dem Thätigen gebührt; nicht, hier in träger Unentschlossenheit müßig zu gehen und euch mit der Nachfrage zu begnügen, ob die Söldlinge dieses oder jenes Feldherrn gesiegt haben. Denn dieß ist der gegenwärtige Gang der Sachen. Auch ist es nicht meine Absicht, diejenigen herab zu setzen, die an eurer Statt einen Theil eurer Pflichten thun *), sondern ich wünsche, daß ihr dasjenige, was ihr an Andern achtet, für euch selbst thun und den Posten der Tugend nicht verlassen mögt, den eure Vorfahren durch so viele, so schöne und große Thaten errungen haben. — Dieß ist ungefähr das, was ich euch nützlich erachte; wählet nun, was dem Staate und euch Allen Vortheil bringen wird.

Dritte olynthische Rede.

Ich bin überzeugt, ihr Männer Athens, daß ihr bey dem Gegenstand eurer jetzigen Berathschlagungen die deutliche Erkenntniß des allgemeinen Besten den größten Reichthümern vorziehen würdet. Ihr müßt dennoch diejenigen, welche euch ra-

*) Die Miethsoldaten und ihre Anführer.

then wollen, mit Bereitwilligkeit anhören, und nicht nur den vorbereiteten Rath, welchen euch einige vortragen, annehmen; sondern es ist, meines Erachtens, ein ganz besonderes Glück, daß Manchem hier auf der Stelle vieles Ersprießliche einfällt, so daß ihr dann, aus allem zusammen genommen, leicht das Heilsamste auslesen könnt.

Nun scheint mir, o Männer Athens, die gegenwärtige Lage der Sachen selbst das Wort zu nehmen und euch zu ermahnen, Hand an jene Sache zu legen, wenn ihr anders für eure eigene Rettung sorgt; wir aber zeigen uns dabey, ich weiß selbst nicht wie? Meine Meinung ist, sogleich Hülfeleistung zu beschließen, und die schleunigsten Maßregeln zu treffen, um diese Hülfe wirklich zu leisten um nicht wieder in unsere ehemahligen Fehler zu fallen; ferner, eine Gesandtschaft abgehen zu lassen, um unsere Entschließung zu melden und unser Bestes zu berath'en. Denn wir haben nichts so sehr zu fürchten, als daß dieser verschlagene Mann (Philippos), welcher jeden Umstand zu benutzen weiß, durch zweckmäßige Nachgiebigkeit auf der einen, durch Drohungen auf der andern Seite, — und seine Drohungen möchten allerdings Glauben verdienen! — durch Verleumdung unserer Plane, durch Benutzung unserer Abwesenheit, vor uns her träte, und die Lage der Sache zu seinem Vortheile anwende. Indessen, o ihr Männer Athens, ist wahrscheinlich der Umstand, welcher den Philippos zu einem so gefährlichen Gegner macht, für euch höchst ersprießlich. Denn dadurch, daß er in seinem Reiche alle öffentlichen und geheimen Angelegenheiten allein lenkt, daß er zugleich Feldherr, Gebiether und Schatzmeister, daß er überall selbst bey dem Heere gegenwärtig ist, hat er allerdings auf die rasche, zeitmäßige Ausführung seiner Plane ein großes Übergewicht; aber auf seine Ausgleichung mit den Olynthiern, die er so gern zu Stande bringen möchte, haben diese Umstände einen ganz entgegen gesetzten Einfluß. Denn die Olynthier sind jetzt überzeugt, daß sie jetzt nicht um den Ruhm, nicht um ein Stück Landes streiten, sondern daß es der Zerstörung und Unterjochung ihres Vaterlandes gilt; sie wissen,

wie er den Amphipolitern lohnte, die ihm ihre Stadt verriethen, und den Pydnäern, die ihn bey sich aufnahmen. Und überhaupt wird die Monarchie wohl immer den Republiken verdächtig seyn müssen, vornehmlich wenn ihre Besitzungen sich so nahe berühren.

Wenn ihr nun dieses einseht, o ihr Männer Athens, und auch im übrigen solche Gesinnungen hegt, wie sie euch zukommen, so müßt ihr einen Entschluß fassen, euch anspornen, und den Krieg mit größerem Eifer als jemahls führen, indem ihr Beyträge zahlt, selbst in das Feld rückt und nichts unterläßt; denn es bleibt euch jetzt kein Grund oder Vorwand übrig, eure Pflicht nicht zu thun. Denn jetzt ist das, was ihr so oft betrieben habt, daß man die Feindseligkeiten der Olynthier gegen Philippos zum Ausbruch bringen müsse, endlich von selbst auf eine Art in Erfüllung gegangen, die euch ganz vorzüglich vortheilhaft ist. Denn hätten sie den Krieg auf euer Zureden angefangen, so würden sie vielleicht unsichere Bundesgenossen und nur auf einige Zeit also gesinnt gewesen seyn; nun sie ihn aber um der erlittenen Beleidigung willen hassen, so ist es wahrscheinlich, daß ihnen sowohl das, was sie fürchten, als das, was sie schon erlitten haben, eine dauernde Feindschaft einflöße. Eine so erwünschte Gelegenheit, ihr Männer Athens, dürfen wir nicht aus den Händen lassen, um nicht wieder in den Fehler zu gerathen, in welchen wir vormahls schon so oft gefallen sind. Denn hätten wir bey unserer Rückkehr von dem Unternehmen gegen Euböa, als wir die Gesandten der Amphipoliter, Hierax und Stratokles, hier fanden, die euch auf dieser nähmlichen Stelle ermahnten, ihrem Vaterlande mit einer Flotte zu Hülfe zu kommen, hätten wir damahls für unser eigenes Beste den nähmlichen Eifer gezeigt, mit welchem wir Euböa zu retten gesucht hatten: so würdet ihr damahls Amphipolis behauptet, und allen Unfällen, die wir nachher erfuhren, vorgebaut haben. Wären wir ferner damahls, als die Nachricht hierher kam, daß Pydna, Potidäa, Methone, Pegasä und andere Städte, die ich nicht alle einzeln aufzählen will, belagert wür-

den, sogleich der ersten, besten mit Eifer, und so wie es ziemte, zu Hülfe geeilt, so würde Philippos jetzt demüthiger und leichter zu behandeln seyn. Indem wir aber immer den gegenwärtigen Augenblick verabsäumten und uns mit der Hoffnung schmeichelten, die Zukunft werde sich von selbst nach unsern Wünschen fügen, so haben wir, o ihr Männer Athens, den Philippos mächtig gemacht, und ihn zu einem Ansehen erhoben, dergleichen noch kein König Makedoniens genossen hat. Jetzt aber ist der günstige Zeitpunct gekommen, der Zeitpunct, wo der von selbst ausgebrochene Krieg der Olynthier der Stadt eine Gelegenheit darbiethet, welche keiner der vorerwähnten nachsteht. — Meiner Meinung nach, ihr Bürger Athens, muß sich jeder, der die Wohlthaten der Götter nach Würden schätzt, zu dem lebhaftesten Danke gegen sie verpflichtet glauben, wenn gleich vieles noch nicht so ist, wie es seyn sollte. Und mit Recht; denn der große Verlust, den wir im Kriege erlitten haben, kommt billig auf die Rechnung unserer Sorglosigkeit; daß uns dieß aber nicht schon längst begegnet ist, daß sich uns jetzt ein Bündniß darbiethet, das, wenn wir es recht benützen, alle vorigen Übel wieder gut machen kann, müssen wir für das Werk der göttlichen Huld gegen uns ansehen. Aber mich dünkt, es ereignete sich hier, was sich bey dem Besitze des Vermögens ereignet. Wenn einer dasjenige zusammen hält, was er empfangen hat, so ist er dafür voll Dankes gegen das Glück; vergeudet er es aber unvermerkt, so vergeudet er damit auch zugleich das dankbare Andenken. Eben dieses zeigt sich auch bey politischen Angelegenheiten. Diejenigen, welche gute Eigenschaften nicht benutzen, erinnern sich auch der glücklichen Ereignisse nicht, die sie der göttlichen Huld verdanken; denn gemeiniglich ist es der letzte Ausschlag, nach welchem man alle vorhergehenden Momente beurtheilt und schätzt. Wir haben also, o ihr Männer Athens, gar sehr nöthig, das Künftige wohl zu bedenken, und durch ein weiseres Betragen die Schmach unserer vormahligen Handlungsweise auszulöschen. Wenn wir, o ihr Bürger Athens, auch diese Gesandtschaft keiner Aufmerksamkeit würdigen, und

Philippos auch Olynth erobert, so sagt mir, was kann ihn hindern, seine Waffen zu wenden, wohin er nur immer will? Erwägt wohl Einer von euch, o ihr Männer Athens, durch welche Mittel Philippos so mächtig geworden, er, der anfangs so schwach war? Zuerst nahm er Amphipolis ein, dann Pydna, dann Potidäa und Methone; hierauf rückte er in Thessalien ein. Nachdem er hier Pherä, Pagasä und Magnesia weggenommen und alle seine Wünsche erreicht hatte, brach er nach Thrakien auf. Während er hier einige Könige vertrieb, andere einsetzte, ward er krank *). Nachdem er von dieser Krankheit wieder hergestellt war, ergab er sich nicht der Trägheit, sondern griff sogleich die Olynthier an. Seine Feldzüge gegen die Illyrier, die Pöonier, den Aymbos, und viele andere, übergehe ich mit Stillschweigen. Warum aber, könnte Mancher fragen, erzählst du uns dieß? Um euch, o ihr Bürger Athens, zu zeigen, was man gewinnt, wenn man die einzelnen Momente der Begebenheiten vernachlässiget; ferner, um euch aufmerksam zu machen auf die Thätigkeit, welche der Makedonier in allen seinen Unternehmungen zeigt, die ihm gleichsam zur andern Natur geworden ist, und ihm nicht erlaubt, mit seinen bisherigen Thaten zufrieden, in Ruhm zu leben. Wenn er es sich nun zum Gesetze gemacht hat, immer weiter zu gehen, ihr hingegen, immer still zu sitzen und nichts mit Nachdruck zu betreiben, so erwägt, was ihr am Ende davon erwarten dürft. Bey den Göttern, wer von euch ist so stumpfsinnig, um nicht einzusehen, daß, wenn wir nicht das unserige thun, der Krieg von dort her zu uns kommen wird? Sollte aber dieses geschehen, ihr Männer Athens, so fürchte ich, wir werden das Schicksal der Verschwender haben, die auf hohe Zinsen leihen, eine kurze Zeit in Gemächlichkeit leben, und am Ende ihr ganzes Vermögen verloren sehen. Denn wenn wir uns fernerhin so sorglos zeigen, und in allem nur unser Vergnügen vor Augen haben, so werden wir bald in eine harte Nothwendigkeit gerathen, und

*) Nach der Belagerung von Methone, wo er ein Auge verlor.

unsere Besitzungen in unserem eigenen Lande vertheidigen müssen.

Hier wird nun vielleicht Mancher sagen, nichts sey leichter, als zu tadeln; aber die Pflicht eines guten Rathgebers sey, zu zeigen, was man zu thun habe. Nun ist mir zwar nicht unbekannt, ihr Bürger Athens, daß, wenn eine Sache gegen eure Wünsche ausfällt, ihr nicht die Urheber des Übels, sondern die Redner, welche zuletzt gesprochen haben, mit eurem Zorne verfolgt; indessen würde ich es doch für Unrecht halten, aus Rücksicht auf eigene Sicherheit dasjenige zu unterdrücken, was ich für euer Bestes erachte. Ich behaupte also, daß die Umstände eine doppelte Hülfeleistung nöthig machen; erstlich müßt ihr die Städte der Olynthier schützen und in dieser Absicht Truppen marschiren lassen; ferner müßt ihr sein eigenes Land mit einem zweyten Heere und einer Flotte beunruhigen. Unterlaßt ihr eines von beyden, so fürchte ich, daß euer Feldzug ganz vergeblich seyn wird. Denn wenn ihr euch damit begnügt, sein Land zu beunruhigen, so wird er dieß vielleicht geschehen lassen, bis er Meister von Olynthos ist, und dann zurück kehren und seine Besitzungen mit leichter Mühe vertheidigen. Wollt ihr aber nur noch Olynthos Hülfe senden, so wird er, wenn er in seiner Heimath nichts zu fürchten hat, die Belagerung mit Eifer und Standhaftigkeit fortsetzen und mit der Zeit die Belagerten zur Übergabe zwingen. Die Hülfe muß also beträchtlich und doppelt seyn. Dieß ist mein Rath in Rücksicht auf diesen Gegenstand. Was aber die erforderlichen Summen betrifft, so habt ihr zur Unterstützung des Krieges so viel Geld als irgend ein anderes Volk. Dieses Geld vertheilt ihr jetzt nach Willkühr; wenn ihr dieses nun den Streitenden zurück gebt, so bedarf es keiner neuen Hülfsquellen; wo nicht, so bedarf es derselben, oder ihr habt dann vielmehr gar keinen Fond. Wie nun? wird hier vielleicht Mancher fragen, du schlägst also ein Decret vor, diese Gelder zu den Kriegskosten anzuwenden? Nein, fürwahr nicht! Denn ich behaupte, daß wir ein Heer ausrüsten müssen, daß diese Gelder den Soldaten gehören,

und daß Belohnungen empfangen und das Erforderliche thun unzertrennliche Dinge sind; während ihr diese Gelder ohne Mühe für Feste und Vergnügungen empfangt. Es bleibt also nichts übrig, als daß Alle Beyträge liefern; wenn viel Geld nöthig ist, viele, wenn weniges hinreicht, nur wenige. Aber Geld bedürfen wir auf alle Weise, und ohne Geld können wir das Nöthige nicht ausführen. Andere schlagen euch andere Hülfsquellen vor, unter denen ihr wählen mögt, was euch am nützlichsten dünkt; aber leget die Hand an das Werk, so lange es noch Zeit ist.

Es ist nun auch der Mühe werth, die Lage unsers Feindes in Erwägung zu ziehen. Denn es wird sich bey einer genauen Betrachtung zeigen, daß sie keineswegs so günstig und glänzend ist, als Mancher wohl glauben und behaupten mag; ja, er würde diesen Krieg gar nicht unternommen haben, wenn er geglaubt hätte, ihn führen zu müssen. Aber er hoffte, daß, wenn er sich nur zeigte, alles ihm zufallen würde; und nun sieht er sich in dieser Erwartung getäuscht. Aber nicht nur dieses unerwartete Ereigniß beunruhigt ihn und schlägt seinen Muth nieder, sondern auch das Betragen der Thessalier. Dieses Volk, welches von Natur wankelmüthig ist, und immer diesen Charakter gegen alle Menschen zeigte, zeigt sich jetzt ganz vorzüglich gegen ihn so; denn sie haben beschlossen, ihm Pagasä wieder abzufordern, und widersetzen sich der Befestigung von Magnesia. Auch habe ich von Einigen gehört, daß sie ihm nicht mehr die Einkünfte von ihren Häfen und Marktplätzen zukommen lassen wollen, weil diese zur Befriedigung der Staatsbedürfnisse Thessaliens, nicht aber für die Habsucht des Königs bestimmt wären. Wenn ihm aber diese Einkünfte abgeschnitten werden sollten, so würde er mit der Unterhaltung seiner Söldlinge in großes Gedränge gerathen. Man kann ferner nicht zweifeln, daß auch die Päonier, die Illyrier, kurz, alle diese Völker lieber frey als Sclaven seyn möchten; denn sie sind nicht an Gehorsam gewöhnt, und er ist, wie man sagt, ein sehr übermüthiger Gebiether. Und dieß ist auch in der That nicht unwahrscheinlich; denn übermäßiges und unverdientes Glück erzeugt in thörichten Gemüthern Übermuth;

und es scheint daher gemeiniglich weit schwerer, ein Gut zu erhalten als es zu erwerben. Seht also, o ihr Männer Athens, diese Nachtheile in der Lage des Königs als Gewinn für euch an! Kommt den Umständen zu Hülfe, ordnet Gesandte ab, ergreift selbst die Waffen, und fordert Andere zur Theilnahme auf! Denn wenn euch Philippos in einer solchen Lage fände, wenn er einen Feind in eurer Nachbarschaft sähe, wie rasch würde er euch nicht angreifen! Und wie würdet ihr euch schämen müssen, nicht gegen ihn zu wagen, was er in einem ähnlichen Falle gegen euch wagen würde, da sich euch jetzt die erwünschteste Gelegenheit dazu anbiethet! Auch kann euch, o ihr Männer Athens, nicht verborgen seyn, daß euch keine Wahl übrig bleibt, als entweder in seinem Lande, oder hier in euern Gränzen mit ihm Krieg zu führen. Wenn sich Olynthos hält, so werdet ihr ihn dort bekriegen, und sein eigenes Land ohne Gefahr angreifen und verwüsten; führt aber Philippos dort seine Absicht aus, wer soll ihn dann hindern, hierher zu marschiren? Die Thebaner? Sollte es wohl zu hart seyn, zu glauben, daß diese lieber selbst mit ihm eindringen möchten? Die Phokenser? Die ohne euern Beystand nicht einmahl ihr eigenes Land zu schützen vermögen. Oder wer sonst? — Aber, Freund, wird Mancher sagen, er wird dieß gar nicht wollen. In der That, dieß wäre die unerwartetste Erscheinung von der Welt, wenn Philippos einen Plan, den er schon jetzt, mit der Gefahr, für einen Thoren zu gelten, verräth, dann nicht ausführen wollte, wenn er die Mittel dazu in den Händen hat. Aber welch ein Unterschied es sey, den Krieg hier oder dort zu führen, bedarf keiner weitern Erörterung. Denn sollten wir nur dreyßig Tage lang außer der Stadt im Felde liegen, und alles, was ein Feldlager nöthig hat, aus dem Lande selbst nehmen müssen, auch ohne daß ein Feind in demselben zu finden wäre, so würde dieß, denke ich, euern Landleuten mehr Schaden bringen, als die sämmtlichen Kosten in dem vorigen Kriege betragen haben. Wie groß wird aber dieser Schade erst dann seyn, wenn dieses Land der Schauplatz des Krieges wird! Und hierzu wird dann noch der

Übermuth kommen und die Schande, welche rechtlichen Leuten schlimmer dünkt, als jeder Schaden.

In Erwägung dieser Umstände müßt ihr euch alle gemeinschaftlich bemühen, den Krieg von uns abzuwenden und in das Land eures Feindes zu spielen. Die Reichen, um durch eine kleine Aufopferung von ihren Gütern das Übrige in Ruhe zu genießen; die waffenfähigen Jünglinge, um durch die Erfahrung, die sie in Philippos Lande sammeln, furchtbare Vertheidiger ihres unverletzten Vaterlandes zu werden; die Redner, um sich die Verantwortlichkeit über ihre Staatsverwaltung zu erleichtern; denn immer werdet ihr die Handlungen derselben nach der Beschaffenheit eurer Lage beurtheilen. Möchte doch diese durch gemeinschaftliche Beywirkung recht glücklich werden!

Rede des Catulus gegen das gabinische Gesetz*).

(Aus Sallusts römischer Geschichte nach de Brosses von Schlütter.)

Quiriten! Die Liebe, die ich, wie ihr wisset, für euch und für das Vaterland hege, fordert von mir, daß ich in Betreff des öffentlichen Wohles frey zu euch rede; und ohne Zweifel werdet ihr heute nichts anderes von mir erwarten. Höret mich also ruhig an! denn in dem Tumulte, den man erregt hat, habt ihr euer Bestes, und also, was sich für euch geziemt, weder beherzigen noch unterscheiden können.

Zuerst frage ich euch, ob es euren Gesetzen angemessen, zweytens, ob es klug sey, einer und derselben Person unablässig so viel Ämter und so viel Gewalt zu übertragen? Habt ihr der sechs Consulate des Marius und der Dictatur des Sulla schon vergessen? Erinnert ihr euch nicht mehr, welchen Einfluß die übermäßige Gewalt auf den Charakter dieser Männer gehabt hat? Nicht,

*) Der Volkstribun Gabinus brachte ein Gesetz in Vorschlag, daß dem Pompejus im Kriege gegen die Seeräuber das Ober-Commando mit unumschränkter Gewalt auf drey Jahre übertragen werden sollte. Catulus, damahls Consular und erster Senator, hielt dagegen diese Rede.

daß ich den Pompejus mit diesen vergleichen wollte! Aber ihr seht, was geschieht, wenn ihr weise Einrichtungen verletzt, und ihr habt erfahren, daß selbst die Verständigsten sich nicht gern wieder einer höhern Gewalt unterwerfen, nachdem sie selbst gar zu lange den Oberherrn gespielt haben.

Das gegenwärtige Unternehmen ist mit zu viel Ruhm und Beschwerden verknüpft, als daß man nicht Früchte und Mühe theilen sollte. Betrachtet ihr es als Arbeit? Niemand ist davon frey; als Ehre? jeder hat das Recht, darnach zu streben, und zwar gemäß der republikanischen Gleichheit. Jeder Bürger ist verpflichtet, nach Vermögen dem Staate zu dienen, der ihm seiner Seits diejenige Achtung schuldig ist, welche seinem Dienste entspricht. Dazu kommt: wenn ihr euch immer nur eines einzigen Mannes bedient, so seyd ihr ungerecht gegen Alle, und thut euch selbst großen Schaden. Ihr hemmt dadurch jedes edle Bestreben. Geschäfte und Ämter unter diejenigen, die dafür gemacht sind, vertheilen, das ist das einzige Mittel, sie zu ermuntern, sich der Ehrenstellen würdig zu machen. Nur dadurch verschafft ihr dem Staate eine Anzahl tüchtiger Männer. Wer, wie Gabinus, uns zu verstehen gibt, Pompejus sey unter euch der Einzige, welcher das Commando führen könne, der sagt euch auf eine unhöflichere Art, daß er keinen andern Oberbefehlshaber will, als ihn. Man könnte euch vorstellen, daß selbst in dem Falle, wenn man hier nothwendig den Pompejus brauchen müßte, Staatsklugheit und das Gesetz noch Anstand nehmen würden. Aber ihn allein brauchen! Warum wählt ihr denn jährlich eure Obern? Etwa, damit sie auf der Straße mit den Zeichen ihrer Würde prangend einherschreiten, oder daß sie die von euch ihnen ertheilte Gewalt wirklich ausüben? Wenn hier diese, die gewöhnliche, nicht hinreicht, so haben die Gesetze auf den Fall eine andere, nähmlich die Dictatur, erlaubt. Bey derselben ist doch wenigstens die Gränze bestimmt, daß sie nicht über sechs Monathe dauern, und nicht außerhalb Italien ausgeübt werden könne. Aber ich merke, wie der böse Nahme Dictator, der an den Sulla erinnert, euch empört.

Gleichwohl wollt ihr auf drey nach einander folgende Jahre einem einzigen Manne eure unumschränkte Gewalt ertheilen, nicht nur über Italien, sondern über alle Meere, alle Inseln, alle Küsten, über so viele unglückliche Völker, die schon durch ungeheure Erpressungen zu Grunde gerichtet, des ewigen Druckes endlich müde, nur zu geneigt sind, das Joch endlich abzuschütteln. Ha! Wer weiß nicht, daß der, welcher Alles kann, was er will, selbst mit dem redlichsten Herzen, nur zu bald mehr will, als er soll? Was wird aus der Republik werden, wenn eines Tages ein Bürger, der gleich mächtig, gleich angesehen, nur weniger edel ist, eines solchen Beyspiels sich zu seinem Vortheil, für seine Privat-Absichten bediente? Gewöhnlich ist das die Folge, wenn man die Gesetze übertritt. Wenn das Vertrauen, welches man auf das Verdienst und auf die Geschicklichkeit eines einzelnen Mannes setzt, nicht mehr durch diese begränzt wird, so bekleidet man ihn in dringender Noth, zum Nutzen des gemeinen Wesens, mit einer außerordentlichen Gewalt; und wiewohl dieses blinde Hingeben zuweilen nützlich oder nothwendig seyn mag, so ist es als Beyspiel darum nicht minder gefährlich. Es dient dem Ehrsüchtigen, der schlechte Absichten hat, zum Vorwande, ein anderes Mahl Vorzüge zu begehren, die man nur dem rechtschaffenen Bürger glaubt bewilligen zu dürfen. Durch dieselbe Gewalt, womit der Biedermann das Vaterland gerettet hat, richtet der Bösewicht es zu Grunde.

Jetzt bedenkt, ob es möglich sey, daß ein einzelner Mann so weit reiche, über so viele Länder und Meere, von Italien bis nach Cilicien, von Griechenland bis nach Syrien, von Spanien bis an den Taurus. Die Seeräuber kreuzen auf allen Meeren. Überall verfolgt, flüchten sie nach allen Ländern, selbst nach denjenigen, die es weder mit ihnen noch mit uns halten, wohin man ihnen alsdann folgen muß. Dazu langt nicht Eine Flotte, nicht Ein Heer, nicht Ein Anführer hin. Man gibt dieses zu; und Gabinus sagt uns: Der Anführer sollte eine Menge Unterbefehlshaber wählen, Legionen auf die Beine bringen, und Flotten ausrüsten. Gut! Aber warum, Quiriten, wählt Ihr denn

diese Unterbefehlshaber nicht? warum trefft Ihr nicht diese Anstalten selbst? Die, welchen Ihr unmittelbar eure Gewalt übertragen hättet, würden mit ganz anderer Sorgfalt, mit ganz anderem Eifer ihr Geschäft verrichten, wenn Alles auf ihre eigene Rechnung käme, wenn der Ruhm oder die Schande von dem Erfolge ganz auf sie zurück fiele: denn bekanntlich hat der Befehlshaber immer die meiste Ehre von dem, was die Untergebenen gethan haben.

Was ich euch hier vorstelle, stimmt nicht bloß mit euren Gebräuchen und Gesetzen überein, sondern bedenket einmahl, wie ihr durch das, was ihr thun wollt, mit einem einzigen Worte, unter dem Vorwande, den Streifereyen der Seeräuber ein Ende zu machen, alle obrigkeitlichen Ämter in Italien, alle Statthalterschaften in den auswärtigen Provinzen, aufhebt! Da seht also den Pompejus als Dictator in Italien, auf sechsmahl längere Zeit, als für die Dictatur bestimmt ist, und zugleich als obersten Befehlshaber auf allen unsern Meeren, als Statthalter von allen unsern Provinzen! In der That, was bleibt wohl euern Proconsuln und Prorätorn übrig, wenn ihr fünfzig Meilen festes Land, überall von der Küste an gerechnet, von ihren Provinzen abzieht? Und wenn auch nach dieser Zertheilung noch etwas bleibt, wie will man die Gränzen ihres Gebiethes bestimmen, um den Streitigkeiten zuvor zu kommen, die hier Eifersucht natürlicher Weise veranlassen muß? Wahrlich, Quiriten, es heißt den Kräften der menschlichen Natur viel zutrauen, wenn man glaubt, es gebe persönliches Verdienst, das einer solchen Belohnung würdig sey, oder Fähigkeiten, wodurch ein einzelner Mann ein solches Geschäft bestreiten könne. Ich kenne die Talente des Pompejus nach ihrem ganzen Umfange. Niemand hat sie besser und früher unterschieden. Niemand hat, wie ihr wißt, mehr dazu beygetragen, als ich, daß er von seiner ersten Jugend an mit so großen, so ungewöhnlichen Ehrenbezeigungen überhäuft wurde. Niemand wird euch lieber vor Augen stellen, was er während der bürgerlichen Kriege, was er als Feldherr in Afrika und in Spanien gethan;

wie er zwey Triumphe gehalten hat, ehe er noch Senator war; wie er sich zu dem Consulat empor schwang, ohne die Stufen zu betreten, welche zu dieser höchsten Ehrenstelle führen. Ganz gewiß, niemand erinnert mit mehr Vergnügen daran, wie sehr er von Sulla geschätzt wurde; daß bey seiner Annäherung der Dictator vom Pferde stieg, sich von seinem Stuhle erhob, und das Haupt entblößte; daß Er es ist, den ihr schon als Jüngling von zwanzig Jahren, mit allgemeinem Beyfall von unserer Seite, den Großen genannt habt. Wo ist ein Anderer, den das römische Volk jemahls mit solchen Gunstbezeigungen erfreute? So viel Ehre und Ruhm müßte ihm genügen, falls sein Ehrgeiz nicht unersättlich ist. Ich schätze ihn zu sehr, um dieß zu vermuthen; gleichwohl bemerke ich oft, daß man den Ruhm seines Nahmens fürchtet. Ist es wohl klug, sagt man, eine und dieselbe Person, so groß auch ihre Verdienste seyn mögen, beständig, ohne Maß und Ziel, mit Ehre und Macht zu überhäufen? Schon ist er, nach der Meinung verständiger Männer, für einen Freystaat, wo diejenigen, die am Ruder sind, vor allem einer zu großen Ungleichheit der Bürger vorbeugen müssen, zu hoch erhoben worden. Nicht so groß war diejenige, die in unserem Staate die schrecklichen Revolutionen veranlaßte, woran wir ohne Grauen nicht denken können. Gewiß ist von seiner Seite so etwas nicht zu befürchten. Aber was läßt nicht der blinde Ungestüm seiner unbesonnenen Anhänger erwarten, die, in beständiger Bewegung, Tag und Nacht geschäftig sind, alle Tribune auf ihre Seite zu bringen; was nicht von den offenbaren Kunstgriffen eines nicht weniger unbescheidenen als verwegenen Tribuns, der, wie es scheint, den Sulpitius oder den Saturninus sich zum Muster gewählt hat? Ich sehe, wie er euch drängt, ihm etwas Unerhörtes zu bewilligen. Wenn ihm das, was er vorschlägt, nach seinem ganzen Umfange, so ohne alle Einschränkung, wider alle Gesetze, wider alle Gewohnheiten, zugestanden wird, was fehlt dann dem Pompejus, um Rom und den ganzen Erdkreis nach Willkühr zu beherrschen? Nichts, als daß er es wolle.

Das ist es, Quiriten, was ich sagen höre. Ich will nicht untersuchen, ob dieß übertriebene Furcht genannt zu werden verdiene, oder nicht. Nur Eines will ich bemerken, was euch, wie mir dünkt, hätte auffallen müssen. Ihr liebet den Pompejus. Durch Liebe und Dankbarkeit habt ihr seine Dienste vergütet. Ihr seht ein, wie viel dem Staate an seiner Erhaltung gelegen ist; wie sein Rath und seine Tugenden fast unentbehrlich geworden sind. Ihr betrachtet ihn als die sicherste Hülfe in allen gefährlichen Umständen. Ihr zittert, wenn ihr daran denkt, wie viel Schlachten er geliefert, wie viel Kriege er geendiget, in wie vielen Gefahren er sich befunden hat. Nun seht ihr eine Gelegenheit, wo alle Beschwerden, alle Gefahren sich vereinigen. Und ihr wollt ihn, den Gegenstand eurer Liebe, den Mann, worauf die Wohlfahrt des Staates beruht, auf's neue der veränderlichen Laune des Glückes preis geben, wodurch ihr gewisser Maßen eure eigene Dankbarkeit Lügen straft? Sagt mir, ist das recht? ist das weise? Wenn dem Pompejus etwas Menschliches begegnete; wenn ihr ihn einbüßen solltet: wen, frag' ich, werdet ihr an seiner Stelle haben *)?

Cicero's Rede für den Ligarius,

(Übersetzt von Dr. Jenisch.) **)

Inhalt.

Q. Tubero hat den Ligarius bey dem Dictator Cäsar angeklagt, daß er ehedem Partey gegen den Cäsar genommen. Cicero sucht die Schuldlosigkeit des Ligarius darzuthun; läßt

*) So sprach Catulus; und die ganze Versammlung rief einstimmig: „Dich, Catulus!" — Dieser, auf eine so schmeichelhafte Art, die ihn mit zwey Worten dem großen Pompejus gleich setzte, in seiner Rede unterbrochen, und wo nicht durch diesen Beweis von Achtung gerührt, doch nunmehr überzeugt, daß er nichts ausrichten könne, — schwieg, und zog sich zurück.

**) „Diese Rede," sagt der rühmlichst bekannte Übersetzer, „ist in der feinsten und edelsten Manier des Cicero gearbeitet. Sie

sich's aber vorzüglich angelegen seyn, den Q. Tubero, der selbst vom Cäsar wegen seiner ehemaligen Parteynahme gegen ihn Verzeihung erhalten hatte, tief zu beschämen. Übrigens erwartet er die Lossprechung des Ligarius einzig von der Gnade des Dictators.

* * *

Ein neues und bis auf diesen Tag unerhörtes Verbrechen, Cajus Cäsar, hat mein Verwandter Q. Tubero bey dir angegeben, und C. Pansa, ein Mann von Talent, hat vielleicht bloß im Vertrauen auf den freundschaftlichen Umgang, welchen du mit ihm unterhältst, den Kühnmuth gehabt, dieß Verbrechen einzugestehen. Was ich, bey so bewandter Sache, für den Angeklagten zu thun habe, leuchtet mir selbst nicht ein.

Denn da du dieß weder durch dich selbst wissen, noch durch Andere davon unterrichtet seyn konntest: so war ich mit dem Vorsatze hierher gekommen, mich deiner Unwissenheit zum Vortheil des unglücklichen Mannes zu bedienen.

Weil nun aber durch die Spähkunst des Anklägers das Verbrechen an's Licht hervor gezogen worden, so muß ich, dünkt mich, die Anklage eingestehen; insbesondere, da mein werther Freund Pansa mir hierin die Hände gebunden, so daß ich, mit Hintansetzung aller Gegenbeweise, meine Rede einzig an dein Mitleid richten muß, durch welches so viele sind erhalten worden, indem sie von dir nicht Freysprechung strafbarer Schuld, sondern Verzeihung wegen eines Irrthums erlangt haben.

Da hast du also, Tubero, was ein Ankläger am meisten wünschen kann, einen Angeklagten, der sich schuldig erkennt, doch nur in so fern schuldig erkennt, daß er auf keiner andern, als auf der Seite derer gewesen, mit welchen es du, Tubero, mit welchen es ein so würdiger Mann, als dein Vater, gehalten.

ist ein Muster von Urbanität. In allen übrigen Reden gibt es kein Seitenstück zu der kunstvollen, ironisch-schonenden, aber dadurch nur desto brennendern Beschämung des Anklägers, Tubero.

Ehe ihr daher den Ligarius einer Verschuldung bezüchtiget, müsset ihr erst euer eigenes Vergehen eingestehen.

Denn Q. Ligarius ging zu einer Zeit, wo man nichts weniger als einen Krieg vermuthete, mit dem C. Considius, als sein Legat, nach Afrika. In dieser Stelle erwarb er sich das Zutrauen der Römer und der Bundesgenossen so einzig, daß Considius, bey seinem Abzuge aus der Provinz, den Wünschen der Einwohner entgegen gehandelt haben würde, hätte er (während seiner Abwesenheit) einem Andern die Provinz übergeben wollen. Auf diese Art erhielt Ligarius, nachdem er sich lange vergebens geweigert, wider seine eigenen Wünsche, die Verwaltung derselben, wo er sich dann auch, während des Friedens, so betrug, daß seine Unsträflichkeit und Rechtschaffenheit ihn den Römern, wie den Bundesgenossen, höchst schätzbar machte.

Plötzlich loderte nun die Flamme des Krieges auf; und die in Afrika erfuhren eher den Ausbruch derselben, als die Rüstung dazu. Auf die Nachricht davon suchten sie, einige aus unbedachtsamer Hitze, andere aus blinder Furcht, einen Anführer, erst als Retter ihres Lebens, bald aber als Oberhaupt einer Partey, unterdeß Ligarius, einzig mit seiner Rückreise beschäftigt, und sich nach den Seinigen sehnend, jeden Antrag von sich wies.

Bald aber kam P. Atius Varus, der als Prätor Afrika verwaltet hatte, nach Utica. Diesem strömte sogleich Alles zu. Und er übernahm auch, mit nicht geringer Heißgier, den Oberbefehl; wenn es anders Oberbefehl heißen kann, was einem Manne ohne öffentliches Amt durch das Geschrey einer unwissenden Menge, und ohne alle Zustimmung des Senats, übertragen ward. Durch die Ankunft des Varus blieb also Ligarius, welcher aller Verwickelungen dieser Art überhoben seyn wollte, eine Weile in Ruhe.

Bis hierher also, Cäsar, ist Q. Ligarius außer aller Schuld; er verließ das väterliche Haus nicht nur nicht mit der Absicht, in den Krieg zu ziehen, sondern nicht einmahl mit der entfern-

testen Ahnung von Krieg; als Legat im Frieden abreisend, benahm er sich in der friedseligsten Provinz auf eine Art, daß die Fortdauer des Friedens ihm nicht anders als nützlich seyn konnte. Seine Abreise in die Provinz kann dir also nicht mißfallen. Aber kann es vielleicht sein Daheimbleiben? Viel weniger. Denn zu der Abreise bestimmte ihn ein vorwurfsfreyer Entschluß, zum Dableiben eine ehrende Nothwendigkeit.

Diese beyden Zeitabschnitte sind also mit keinem Verbrechen befleckt: einer, da er als Legat abreiste; der andere, da ihm, von der Provinz ersteht, die Zwischenregierung von Afrika übergeben ward. Der dritte Abschnitt ist der, wo er, nach der Ankunft des Varus, in Afrika blieb; ist dieß ein Verbrechen, so ist's ein Verbrechen aus Nothwendigkeit, nicht aus Vorsatz. Oder hätte er, wär's ihm möglich gewesen, auf irgend eine Art von dort wegzukommen, lieber in Utica seyn wollen, als in Rom, lieber in der Gesellschaft eines P. Atius, als seiner ihn herzlich liebenden Brüder, lieber in der Fremde, als bey den Seinigen? Da schon während der Amtsverwaltung in der Provinz ungemeine Bruderliebe sein Herz mit Sehnsucht und Unruhe erfüllt hatte: wär' es ihm möglich gewesen, sich mit Gleichgültigkeit durch eine verschiedene Kriegspartey von seinen Brüdern getrennt zu sehen?

So hast du dann, Cäsar, auch bis hierher kein Zeichen einer von dir entfremdeten Gesinnung des Ligarius.

Bemerke, ich bitte dich, mit welcher Aufrichtigkeit ich seine Sache vertheidige, indem ich meine eigene bloß gebe. O der bewundernswürdigen Güte, würdig, mit allen Lobsprüchen gepriesen, durch allerley Denkmähler verewigt zu werden! M. Cicero vertheidigt einen Andern bey Dir dadurch, daß er behauptet, derselbe sey nicht des Sinnes gewesen, dessen er selbst gewesen zu seyn gesteht; und fürchtet nicht, was du darüber bey dir selbst denkest; und scheuet nicht, woran du, indem du von einem Andern reden höreſt, in Hinsicht auf ihn selbst er-

innert werden könntest. Siehe doch, wie gar ich mich nicht scheue; sieh, mit wie vollem Glanze mir, indem ich von dir rede, der Adel deiner Gesinnungen und deiner Weisheit entgegen strahlt! Ich will meine Stimme erheben, so laut ich kann, daß das ganze römische Volk vernehme, was ich jetzt sagen will.

„Als der Krieg schon angefangen, ja zum Theile schon geführt war, ging ich, ohne alle gewaltsame Veranlassung, nach selbstbestimmten Entschluß und Willen, zu demselben Kriegsheere hin, das wider dich in den Waffen stand."

Und von wem rede ich dieß? Von keinem Andern, als von dem, der, ob er dieß gleich wußte, dennoch mich, eh' er mich sah, dem Staate wiedergab; der aus Ägypten Briefe an mich schrieb, ich sollte seyn, wer ich immer gewesen war; der, da er in dem ganzen römischen Reich der einzige höchste Befehlshaber war, mir erlaubte, der nächste nach ihm zu seyn: mit dessen Vergünstigung, die mir eben dieser C. Pansa überbrachte, ich meine Lorber-Fasces so lange behielt, als ich sie tragen zu können glaubte; der alsdann erst mir meine Wohlfahrt zu schenken glaubte, wenn er sie mir, von keiner meiner Würden entblößt, schenkte. Siehe doch, Tubero, ob ich, der ich kein Bedenken trage, öffentlich zu gestehen, was ich gethan, nicht den Kühnmuth haben dürfe, zu gestehen, was Ligarius gethan.

Dieß hab' ich einzig deßwegen nur gesagt, damit Tubero mir, wenn ich von ihm dasselbe sagte, verzeihen möchte; er, dessen edler Ruhmgier und Betriebsamkeit in öffentlichen Geschäften ich den glücklichsten Erfolg wünsche, theils wegen meiner nahen Verwandtschaft mit ihm, theils, weil ich mich seines Talents und seiner Beschäftigungen freue, theils weil ich glaube, das Lob eines mir so nahe verwandten Jünglings fließe auch einiger Maßen auf mich zurück. Dessen ungeachtet frag' ich: wer es denn für ein Verbrechen halten kann, daß Ligarius in Afrika gewesen? Kein Anderer nähmlich, als der selbst in demselben Afrika hat seyn wollen, der dann sich darüber beschwert, daß Ligarius ihn daran gehindert; und der endlich ganz ungezweifelt ge-

gen Cäsar selbst die Waffen geführt. Denn, mein Tubero, was wollte jenes dein entblößtes Schwert in der pharsalischen Schlacht? Wider wessen Körper war die Spitze desselben gekehrt? Welches war das Ziel deiner Waffen? Was beabsichtetest du? Was funkelte in deinen Augen? drohte in deiner Hand? kochte in dem brennenden Herzen? Was begehrtest, was wünschtest du? Aber ich dringe zu hart in ihn: der junge Mann scheint bestürzt; ich will auf mich selbst zurück kommen: auch ich war in demselben Heer, in denselben Waffen. Was war denn aber, Tubero, unser Vorsatz anders, als daß wir die Macht erlangen möchten, die Cäsar jetzt hat. Aber sollten denn Leute, deren Befreyung von aller Ahndung ein Lob deiner Güte, o Cäsar, ist, durch Anklagen dich zur Grausamkeit aufreizen?

Doch bey dieser Klagsache vermisse ich zum Theil auch deine Einsicht, mein Tubero, noch mehr aber die deines Vaters: daß nähmlich ein Mann von Talenten und Geschäftskenntnissen nicht eingesehen hat, was dieß eigentlich für eine Gattung von Klagsache ist? Denn hätte er sich davon gehörig durchdrungen, so würde er dir gewiß gerathen haben, auf jede Art lieber, als auf diese, in der Sache zu verfahren.

Du beschuldigst einen Mann, der sich schuldig gibt. Aber das ist noch nicht genug. Du verklagst einen, dessen Sache entweder, wie ich behaupte, besser, als die deinige, oder, wie du willst, der deinigen gleich ist. Das ist sonderbar genug: aber moralisch-abenteuerlich ist es, was ich nun sagen werde. Jene deine Anklage beabsichtet nicht, daß Ligarius für schuldig erklärt, sondern daß ihm das Leben geraubt werde. Eine solche Anklage hat noch kein römischer Bürger vor dir angestellt; das sind nicht Römersitten: nur leichtsinniger Griechen- oder unmenschlicher Barbarenhaß pflegt bis zum Blutdurst zu entbrennen. Denn was willst du anders sonst mit deiner Klage? Etwa, daß Ligarius nicht in Rom seyn soll? daß er seiner Familie entbehren soll? daß er des Umgangs seiner guten Brüder, seines Vetters, und des unsrigen nicht genießen? daß er sein Vaterland meiden soll? Aber ist er denn im Vaterlande? kann er der genannten, un-

schätzbaren Güter mehr entbehren, als er ihrer schon entbehrt? Er darf nicht nach Italien kommen: er ist aus demselben verbannt. Du willst ihn also nicht des Vaterlands berauben, dessen er schon beraubt ist: sondern — des Lebens.

Aber darauf hat noch niemand gerichtlich angetragen, nicht einmahl unter dem Dictator (Sylla), welcher alle, die er haßte, am Leben strafte: er selbst, ohne Betrieb irgend eines Anklägers, geboth die Todtschläge, und lud durch ausgesetzte Belohnungen dazu ein; eine Grausamkeit, die jedoch einige Jahre darauf von dem, den du nun zur Grausamkeit aufreizen willst, strenge geahndet worden.

„Aber," wirst du sagen, „das begehr' ich keineswegs." — Ich glaub' es selbst, mein Tubero; denn ich kenne dich, ich kenne deinen Vater, ich kenne dein Haus und euren angestammten Ruhm: es ist mir bekannt, wie allen Gliedern eurer Familie Tugend, Menschenliebe, Kenntniß mannigfaltiger Wissenschaften und Künste, von jeher Gegenstände des edeln Wetteifers waren. Ich weiß es daher auch gewiß, daß ihr nicht blutdürstig seyd: aber ihr beachtet die Klage nur nicht nach ihrer vollen Wichtigkeit. Denn die Sache spricht es, daß euch die Strafe, unter welcher Ligarius jetzt noch leidet, nicht zu genügen scheint. Welche andere gibt es denn aber, als den Tod? Denn ist er im Exil, wie er's ist, was fordert ihr mehr? daß ihm nicht verziehen werde? Aber das ist noch viel bitterer und feindseliger.

Was wir, in Cäsars Hause, mit Bitten und Thränen, zu seinen Füßen liegend, erflehen, nicht sowohl unserer Sache, als seiner Menschenfreundlichkeit vertrauend, dieß zu erlangen, willst du uns entgegen seyn? willst mitten in unserem Geschluchze in's Zimmer herein brechen? willst uns, zu seinen Füßen liegend, verhindern, unsere flehentlichen Bitten vorzutragen?

Gesetzt, du wärest, indem wir dieß in Cäsars Hause thaten, wie wir's auch wirklich gethan, und, hoffentlich nicht umsonst gethan, plötzlich herein gestürzt, und hättest aufgeschrien: „Verzeihe ihnen nicht, Cäsar! laß das Flehen der Brüder für das

Leben des Bruders nicht bis in dein Herz dringen!" Gesetzt, du hättest dich so vernehmen lassen: müßtest du nicht alle Menschlichkeit abgelegt haben? Aber dem, was wir im Hause bitten, dich hier im öffentlichen Gericht entgegen zu setzen, und, bey dem Leiden so vieler Personen, die einzige Quelle des Mitleids verstopfen — um wie viel härter ist dieß nicht?

Ich will ohne Hehl sagen, was ich denke. Wäre bey diesem deinem großen Glück, o Cäsar, deine Sanftmuth nicht gerade so groß, als du sie uns nun aus eigenen, bloß aus eigenen Beweggründen (ich weiß, was ich sage) erfahren lässest: jener dein Sieg würde ein Heer der trauerreichsten Folgen im Geleite haben. Denn wie viele würden sich unter den Siegern finden, die dir gerne grausame Gesinnungen einflößen möchten? Da selbst unter den Besiegten deren einige angetroffen werden. Wie viele würden deine Güte zurück halten und begehren, daß du keinem verzeihen solltest: da selbst auch diejenigen, welchen du verziehen, nicht wollen, daß du auch gegen Andere Mitleid ausübest?

Könnten wir Cäsarn beweisen, daß Ligarius gar nicht in Afrika gewesen; wollten wir durch eine, das menschliche Gefühl ehrende und mitleidige Täuschung das Leben eines unglücklichen Bürgers retten: so wäre es nicht Menschensitte, in einer so, über Alles gefährlichen Lage eines Bürgers uns zu widerlegen, und uns der Unwahrheit zu bezichtigen. Und könnte jemand so herzlos seyn, so sollt' es am wenigsten der seyn, der sich einst in derselben Lage, in demselben Gedränge befand. Und doch ist es noch etwas anderes, nicht wollen, daß Cäsar irre; und ein anderes, nicht wollen, daß er sich erbarme. Denn alsdann würdest du sagen: „Glaub ihm nicht, Cäsar: Ligarius war in Afrika; er hat gegen dich die Waffen geführt." — Jetzt aber — was sagst du jetzt? Verzeihe ja nicht! Das sind nicht Laute einer menschlichen Lippe, noch für ein menschliches Ohr! Wer sie vor dir, C. Cäsar, hören läßt, der wird sich eher seiner Menschlichkeit entkleiden, als dir die deinige entreißen.

Der Eingang und der erste Satz der Anklage des Tubero lautete, dünkt mich, also: er wolle, wegen boshafter Mißhandlungen den Ligarius belangen. Du hast dich, ohne Zweifel, selbst verwundert, daß niemand von irgend einer andern Person dieser Art, oder daß gerade der, der sich in derselben Lage befunden, von einer unmenschlichen Handlung reden wollte. Eine strafbare Handlung nennst du es, Tubero? Wie das? Diesen Nahmen legte bis dahin noch niemand jener Sache bey. Irrthum nennen's Einige, Furcht Andere; die sich härter ausdrücken, nennen es Hoffnung (des Ehrgeizes), Heißgier (empor zu kommen), Haß, Hartnäckigkeit; die am wenigsten Schonenden nennen's Unbesonnenheit; Bosheit — niemand, außer dir. Wollte man für unser Unglück den wahren Nahmen suchen, so werde ich sagen: es scheine mir ein verhängnißvolles Schicksal über uns gewaltet und sich der unvorsichtigen Gemüther bemächtiget zu haben: so, daß es niemand befremden muß, daß menschliche Anschläge durch die Nothwendigkeit göttlicher Schickung überwältigt worden. Lasse man uns dann unglücklich seyn! wiewohl wir dieß, unter einem solchen Sieger, nicht seyn können. Aber ich rede nicht von uns; ich rede von denen, die umgekommen sind. Heißen sie immerhin unbedachtsam, erbittert, hartnäckig; die Nahmen Bosheit, Unsinn, Vaterlandsverrath müssen nicht den Schatten des Cn. Pompejus, und nicht so vielen andern in die Grube nachschallen. Wer, o Cäsar, hat je aus deinem Munde ähnliche Ausdrücke vernommen? oder was wollten deine Waffen anders, als jede Kränkung deiner Ehre zurück treiben? Was that jenes dein unbesiegtes Heer, was that es mehr, als daß es sein Recht und deine Würde beschützte? Und dir selbst, da du den Frieden wolltest, war dir's darum zu thun, mit Bösewichtern oder mit guten Bürgern in Eintracht zu leben? Mir wenigstens würden deine Verdienste um mich, Cäsar, gewiß nicht so groß scheinen, wenn ich mich als einen Bösewicht von dir erhalten glauben müßte.

Und welches Verdienst könntest du um den Staat haben,

hättest du so viele Strafbare ungekränkt in ihren Ämtern gelassen? Für eine Verschiedenheit der Gesinnungen hieltest du es anfangs, nicht für einen Krieg; für einen Bürgerzwist, nicht für einen feindlichen Haß: indem beyde Parteyen das öffentliche Wohl beabsichteten, aber sowohl in Maßregeln, als in persönlichen Meinungen von dem allgemeinen Besten abirrten. Die Würde der Anführer war sich fast gleich; aber vielleicht nicht gleich die der Parteynehmer: die Sache selbst war damahls zweifelhaft, weil jede Partey etwas Beyfallwürdiges für sich hatte; jetzt ist freylich diejenige für die bessere zu achten, welche die Götter selbst begünstigt haben.

Und wenn du uns überdem so viele Proben deiner Güte gegeben: wer wollte nicht dem Siege seinen Beyfall schenken, bey dem niemand anders, als mit den Waffen in der Hand, umgekommen?

Doch — lassen wir die allgemeine Sache, und kommen auf die unserige.

Was endlich, glaubst du wohl, Tubero, sey leichter gewesen, dem Ligarius, aus Afrika wegzugehen, oder euch, nicht nach Afrika zu kommen? Konnten wir denn dieß, sagst du, da der Senat es uns geheißen? Frägst mich, so antworte ich: keineswegs. Aber kein anderer, als dieser Senat, hatte den Ligarius als Legat nach Afrika entbothen. Er gehorchte also zu einer Zeit, wo man dem Senat gehorchen mußte: ihr aber gehorchtet ihm damahls, als niemand gehorchte, der nicht selbst wollte.

Tadle ich euch also? Auf keine Weise: denn eurem Geschlecht und Ruf, eurer Familie und Erziehung war es unmöglich, anders zu handeln: aber das räume ich euch nicht ein, an Andern zu tadeln, dessen ihr euch für euch selbst rühmt.

Tubero war kraft eines Senatschlusses (für die Wahl zur Statthalterschaft) auf's Loos gesetzt, während er selbst nicht da war, ja sogar es zu seyn, durch Krankheit verhindert ward: er hatte daher auch beschlossen, sich wegen der Nicht-Annahme der ihm zugefallenen Statthalterschaft zu entschuldigen. Dieß

weiß ich wegen der mannigfaltigen und innigen Verhältnisse, die ich mit L. Tubero habe: wir wurden mit einander zu Hause erzogen; lebten als Zeltgenossen im Kriege; in der Folge verschwiegerten wir uns, und pflegten die übrige Lebenszeit hindurch vertraute Freundschaft; einerley gelehrte Beschäftigungen knüpften gleichfalls kein geringes Band unter uns.

Ich kann es also wissen, daß Tubero habe zu Hause bleiben wollen.

Aber Jemand redete ihm so eindringend zu, setzte den allerhöchsten Nahmen des öffentlichen Besten dergestalt allen seinen Einwendungen entgegen, daß, so sehr er auch anderes Sinnes war, er dennoch so gewichtvollen Vorstellungen nicht widerstehen konnte. Er gab also nach, oder vielmehr, er gehorchte dem Ansehen eines unserer bedeutendsten Männer; er reisete mit denen zugleich ab, die einerley Partey nahmen: nur, wegen seiner Kränklichkeit, etwas langsamer. Daher traf er in Afrika ein, als dasselbe schon besetzt war.

Darauf also gründet sich das Verbrechen des Ligarius, oder vielmehr der Unwille gegen ihn. Denn wenn es ein Verbrechen ist, daß er gewollt, so ist es kein geringeres, daß ihr lieber gewollt, ich will sagen, daß ihr Afrika, die Hauptveste aller Provinzen, ganz geschaffen, um von da aus Krieg gegen Rom zu führen, lieber in eurem Besitz, als in dem eines andern wissen wolltet.

Und doch war dieser Andere nicht einmahl Ligarius. Varus behauptete, er habe hier die Oberregierung: wenigstens hatte er die Ehrenzeichen derselben.

Aber sey dem, wie ihm sey! Was sagt deine Klage eigentlich, Tubero? Nichts anders, als — man hat uns in die Provinz nicht eingelassen.

Gesetzt nun: man hätt' es gethan; man hätt' euch eingelassen: würdet ihr die Provinz dem Cäsar überliefert, oder würdet ihr sie gegen den Cäsar behauptet haben?

Siehe, Cäsar, wie frey, oder vielmehr wie kühn uns dein Edelmuth macht! Sollte der junge Tubero antworten: sein Va-

ter würde Afrika, wohin ihn der Senat und das Loos geschickt hatte, dir ausgeliefert haben; so werde ich, ohne alles Bedenken, diesen seinen Vorsatz, hier vor dir, dem die Ausführung desselben vortheilhaft war, mit dem strengsten Tadel verfolgen: denn nie würdest du ein solches Verfahren, so angenehm es dir auch gewesen seyn würde, gebilliget haben.

Jedoch — alles dieß übergeh' ich: nicht sowohl, um dein sehr gefälliges Ohr nicht zu beleidigen, als damit Tubero nicht das Ansehen gewinne, etwas thun gewollt zu haben, wovon er nie den Gedanken gehabt.

Ihr kamt also nach Afrika, in die Provinz, die für diesen Sieg unter allen die gefährlichste, und dem Cäsar die gehässigste war, in welcher sich ein sehr mächtiger König und großer Feind dieser Partey befand, und wo die begüterten und zahlreichen Römergesellschaften große Abneigung gegen ihn äußerten. Ich frage euch also: was wolltet ihr machen? Wiewohl, — wie kann ich zweifelhaft seyn über das, was ihr thun wolltet, da ich sehe, was ihr gethan habt?

Man verhinderte euch, in eurer Provinz einen Fuß an's Land zu setzen, und verhinderte euch, wie ihr behauptet, mit größtem Unrecht. Wie habt ihr dieß aufgenommen? Bey wem habt ihr eure Klage wegen des erlittenen Unrechts angebracht? Bey wem anders, als bey dem, für dessen Ansehen ihr euch entschieden hattet, für dessen Sache ihr im Kriege fechten wolltet. Wäret ihr für Cäsars Sache in die Provinz gekommen: gewiß würdet ihr euch dann, bey verwehrtem Eintritt in dieselbe, auch an Cäsarn gewandt haben: jetzt aber wandtet ihr euch an den Pompejus. Wie möget ihr also Cäsarn mit einer Klage gegen den behelligen, durch den euch, wie eure Beschwerde lautet, der Eintritt in die Provinz verwehrt worden?

Mögt ihr euch, meinetwegen, selbst auf Kosten der Wahrheit, rühmen, als hättet ihr die Provinz Cäsarn überliefern wollen, wäret ihr auch vom Varus und einigen Andern daran gehindert worden! Ich aber werde immer behaupten, daß ihr,

einzig durch des Ligarius Schuld, der Gelegenheit eine so löbliche That zu thun, beraubt worden seyd.

Aber betrachte, Cäsar, die Standhaftigkeit eines so vortrefflichen Mannes, als L. Tubero: eine Tugend, die ich, so sehr sie auch meinen Beyfall hat, dennoch nicht anführen würde, wofern ich nicht wüßte, daß sie insbesondere der Gegenstand deiner Lobsprüche zu seyn pflegt!

Wo hat je ein Mensch einen solchen Grad der Standhaftigkeit bewiesen? Standhaftigkeit, sag' ich? Ich weiß nicht, ob ich nicht besser „Geduld" sagen sollte. Denn der wievielste würde wohl so viel Ausharrung beweisen, daß er, bey einem Bürgerzwist, sich einer Partey wieder anschlösse, von welcher er nicht allein nicht aufgenommen, sondern mit einer Art von Grausamkeit zurück gestoßen worden?

So handeln — konnte nur eine große Seele, und der Mann, den keine entehrende Beleidigung, keine Gewaltthätigkeit und keine Gefahr von der einmahl erwählten Partey und dem genommenen Entschluß abwendig machen konnte. Denn wenn gleich Tubero und Varus in allem übrigen einander gleich gewesen wären, an Ehre, Stand, Rang und Talenten: welches nun nicht Statt fand: so war dieß doch ein eigenthümlicher Vorzug des Tubero, daß er, kraft eines Senatschlusses, mit dem Oberbefehl bekleidet, in die ihm gesetzmäßig angewiesene Provinz kam.

Als er hier nicht eingelassen ward, ging er nicht zum Cäsar, damit er nicht erzürnt, nicht nach Hause, damit er nicht träge schiene, nicht irgend anders wohin, damit man nicht glauben möchte, als erkläre er die Partey, für welche er sich entschieden, für ungerecht: sondern er ging nach Makedonien, in's Lager des Pompejus, zu derselben Partey, die ihn mit so viel Ungerechtigkeit zurück gewiesen hatte.

Aber wie nun? Da ein solches Betragen gegen euch auf ihn, zu dem ihr gekommen waret, wenig Eindruck gemacht: da waret ihr vielleicht nur bey dem Heere; eure Herzen aber waren der Sache abgeneigt! Oder waren wir im Gegentheil,

wie es in Bürgerkriegen immer zu seyn pflegt, ihr nicht weniger, als wir Andern alle, nicht vielmehr begierig, den Sieg zu erfechten!

Ich hatte freylich immer zum Frieden gerathen: aber damahls war's zu spät. Denn es wäre Thorheit gewesen, im Anblick der einander gegenüber stehenden Schlachtreihen an Frieden zu denken. Wir alle, sag' ich, wollten siegen: du gewiß vor allen, der du eine solche Stellung hattest, daß dir nur Eines von beyden, Sieg oder Tod, übrig blieb. Wiewohl ich nach der gegenwärtigen Lage der Dinge nicht zweifle, du werdest deine jetzige Erhaltung jenem Siege vorziehen.

Alles dieß aber, Tubero, würde ich unerwähnt lassen, wenn es entweder euch eurer Standhaftigkeit, oder Cäsarn seiner Güte gegen euch gereute. Nunmehr aber frag' ich euch: ob ihr, bey der angestellten Klage, Genugthuung für das euch, oder für das dem Staat zugefügte Unrecht beabsichtiget. Ist das letztere der Gegenstand der Klage: wie wollt ihr dann eure standhafte Beharrung bey der Gegenpartey rechtfertigen? Ist's das erstere: dann sehet wohl zu, ob ihr nicht irret, wenn ihr meinet, Cäsar werde seinen Unwillen euren Feinden zu empfinden geben, da er seinen eigenen verziehen hat.

Dünke ich dir, Cäsar, mich mit der Sache des Ligarius zu beschäftigen? Dünke ich dir, von den gegen ihn aufgestellten Klagpuncten zu reden? Alles, was ich gesagt, hat, nach meiner eigenthümlichen Absicht, einzig Beziehung auf deine Leutseligkeit, oder Versöhnlichkeit, oder Erbarmung.

Ich habe viele Sachen vor Gerichte geführt, und zwar dir zur Seite, Cäsar, so lange deine Würden dir gerichtliche Geschäfte verstatteten. Aber gewiß hieß es in keinem meiner Vorträge: „Verzeiht, ihr Richter! er hat geirrt; er hat gefehlt; er hat nicht gedacht, daß die Sache diese oder jene Wendung nehmen würde." — Zu einem Vater pflegt man so für den Sohn zu sprechen. Zu den Richtern hingegen sagt man: „Der Beklagte hat das nicht gethan; es ist

ihm nie ein Gedanke davon eingekommen; die Zeugen sind falsch; die Beschuldigung ist erdichtet." —

Denke dich, Cäsar, in der Sache des Ligarius als Richter: frage, bey welchem Heere er gewesen? alsdann schweig' ich; ich bediene mich nicht einmahl der Gründe, die vielleicht auch bey einem Richter gelten würden: wie er, noch vor Ausbruch des Krieges, als Legat, nach Afrika gegangen; wie er im Frieden zurück geblieben, dann, vom Kriege überrascht, während desselben, fern von aller Erbitterung, im Herzen und mit wahrer Zuneigung vielmehr ganz der Deinige geblieben.

So pflegt man zu einem Richter zu reden; aber ich spreche zu einem Vater: „ich habe geirrt; ich habe unbedachtsam gehandelt; es gereut mich; ich nehme Zuflucht zu deiner Güte; ich bitte um Verzeihung wegen meines Fehlers; ich flehe, du wollest mir vergeben." — Hat noch niemand dieß von dir erhalten, dann verlange ich freylich zu viel; ist es aber schon sehr vielen gelungen, dann laß mich die Hülfe finden, zu welcher du mir die Hoffnung eingeflößt. Oder sollte Ligarius keinen Grund zur Hoffnung haben, da es mir sogar erlaubt ist, für einen Andern Fürbitte zu thun?

Dessen ungeachtet gründet sich die Hoffnung unserer Sache weder auf diese meine Rede, noch auf die eifrigen Bemühungen derer, die bey dir für den Ligarius bitten. Denn ich hab' es geseh'n, worauf du dein Augenmerk richtetest, wenn viele sich für Jemands Rettung bey dir verwendeten: ich weiß es, die Beweggründe, aus welchen sie für ihn bitten, finden mehr Eingang bey dir, als das Ansehen der Person; und es gilt bey dir weniger, wie genau der Bittende mit dir verbunden ist, als wie genau er's mit dem ist, für den er sich verwendet. Daher erweisest du den Deinen so viele Gefälligkeiten, daß mir diejenigen einstweilen glücklicher scheinen, die deines Edelmuths genießen, als du selbst, der du ihnen so viel zugestehst. Aber gleichwohl sehe ich, daß bey dir die Bewegungsgründe der Bittenden mehr gelten, als die Bitten selbst, und diejenigen dich

am kräftigsten rühren, deren Betrübniß bey ihren Fürbitten du für die gerechteste erkennst.

Durch die Erhaltung des Q. Ligarius wirst du dir zwar viele deiner Vertrauten verpflichten: aber laß auch, ich bitte dich, das nicht unbeachtet, was ich jetzt noch sagen will, und was du immer zu beachten pflegst. Ich kann dir die braven Sabiner, sie, die du so einzig schätzest, und das ganze Sabiner-Gebieth, die Blume Italiens und den Kern unserer Staatskräfte, vor Augen stellen. Du weißt Männer dieser Gattung am besten zu würdigen. Bemerke ihrer aller Traurigkeit und Niedergeschlagenheit! Du siehst hier die Thränen und Trauerzeichen dieses Titus Brochus, von dem ich's weiß, wie sehr du ihn schätzest, und — seines Sohnes. Und was soll ich von den Brüdern sagen? Denke ja nicht, Cäsar, als redeten wir nur für das Leben eines Einzigen. Du mußt entweder alle drey Ligarier im Staat behalten, oder alle drey ausstoßen. Jede Landesverweisung in seiner Gesellschaft ist ihnen erwünschter, als ihr Vaterland, als ihr Haus, als ihr Eigenthum, ohne ihn. Wenn sie hierin brüderlich, wenn sie den heiligsten Naturtrieben gemäß, wenn sie, durch den gerechtesten Schmerz gespornt, handeln: dann laß dich diese ihre Thränen rühren; rühren ihre Zärtlichkeit, rühren ihre Bruderliebe. Laß jenes dein Wort, mit welchem du gesiegt, in seiner vollen Kraft gelten. Denn damahls hörten wir dich sagen: wir hielten alle die für unsere Gegner, die nicht auf unserer Seite wären: du aber hieltest die für die Deinigen, die nicht gegen dich wären. Siehst du also wohl, wie diese ganze glänzende Versammlung, diese ganze Brochische Familie, alle diese römischen Ritter, die hier in Trauertracht stehen, die du nicht nur kennest, sondern auch vor allen andern schätzest, auf deiner Seite gewesen? Und diesen zürnten wir damahls; diese suchten wir auf; diesen drohten sogar einige von uns.

Erhalte also den Deinigen die Ihrigen, damit so, wie alles übrige, was du auch gesagt, also auch dieß dein Wort, vollkommen wahr befunden werde!

Könntest du den Brudersinn der Ligarier ganz durchschauen: gewiß! du würdest dich überzeugen, daß sie alle auf deiner Seite gewesen. Und kann man einen Augenblick zweifeln, daß Q. Ligarius, hätte er in Afrika seyn können, derselben Partey zugethan gewesen seyn würde, der seine Brüder es waren? Wem ist sie unbekannt, die fast vollkommene Übereinstimmung der Denk- und Sinnesart der auch selbst an Jahren so wenig verschiedenen Brüder? Wer muß sich nicht überzeugen, daß eher alles andere zu erwarten gewesen, als daß diese Brüder verschiedene Gesinnungen oder ein verschiedenes Staats-Interesse unterhalten sollten? Dem Willen nach waren sie alle für dich; der Strom der Zeitumstände nur riß den Einen hin, der, selbst wenn er sich absichtlich für die nun genommene Partey erklärt hätte, dadurch nichts weiter als denen ähnlich geworden seyn würde, denen deine Güte Leben und Wohlfahrt erhalten hat.

Jedoch — mag er in den Krieg gezogen seyn! mögen ihn seine Gesinnungen nicht nur von dir, sondern auch von seinen Brüdern entfernt haben! — diese hier, gewiß die Deinen, flehen dir. Da ich ehemahls an allen deinen Geschäften Antheil hatte, so erinnere ich mich gar wohl, wie der damahlige Oberschatzmeister Titus Ligarius sich gegen dich und deine Würde benommen. Aber es ist nicht gewiß, daß ich dieß weiß: ich hoffe, daß auch du, der du sonst nichts, als das dir angethane Unrecht zu vergessen pflegst (denn deinem großen Geist ist alles gegenwärtig, und dein großes Herz verzeiht die Beleidigung), seiner freundschaftlichen Gesinnungen gegen dich, während seines Oberschatzmeisteramts, gedenken, und dich zugleich erinnern werdest, wie andere Oberschatzmeister gegen dich gehandelt haben.

Dieser T. Ligarius nun, der damahls von keiner andern Absicht geleitet ward (denn die jetzigen Vorfälle konnte er nicht ahnen), als einzig, um sich dir als einen dir ergebenen, rechtschaffenen Mann zu beweisen, der bittet dich jetzo flehentlich um die Erhaltung seines Bruders. Wirst du diesen beyden hier

gegenwärtigen Brüdern, aus Andenken an die Freundschaftsbeweise des ältesten, diese Bitte gewähren: so wirst du drey vortreffliche und redlich gesinnte Brüder nicht nur sich selbst, auch nicht nur diesen so vielen und braven Männern, auch nicht nur uns, die wir mit jenen in so genauer Verbindung stehen, sondern auch dem Staate selbst, wieder schenken.

Was du vor einigen Tagen durch Wiederherstellung des edlen und vortrefflichen M. Marcell in der Versammlung des Senats gethan, das thue nun auch auf dem Forum an den vortrefflichen und bey dieser ganzen Versammlung hochgelobten Brüdern. So wie du Jenes Wiederherstellung der Fürbitte des Senates zugestandest, so schenke diesen dem Volk, dessen Wünsche immer ein Gegenstand deiner Achtung gewesen: und wenn jener Tag für dich höchst ruhmvoll, dem Volk höchst erfreulich war, so stehe nicht an, C. Cäsar, das flehe ich dich um dein selbst willen, ein, jenem Ruhm ähnliches Lob dir so oft als möglich zu erwerben; denn nichts gewinnt und erhält uns die Zuneigung des Volks so offenbar, als Herzensgüte: und unter allen deinen übrigen Tugenden erweckt keine so sehr die Gefühle der Bewunderung und der Dankbarkeit, als dein erbarmendes Mitleiden. Und wodurch können sich Menschen selbst den Göttern mehr nähern, als dadurch, daß sie Menschen erhalten und beglücken. Beuth dir doch dein erhabener Glücksstand nichts Größeres dar, als das Vermögen, einer großen Menge von Menschen Leben und Wohlfahrt zu schenken! Kann doch dein edles Herz von keinem schönern Wunsche schlagen, als von dem, jenes erhabene Vergnügen zu gebrauchen!

Vielleicht erforderte die Klagesache eine längere Rede: aber die Großmuth deiner Gesinnung verlangt eine kürzere. Da ich es also unserer Sache vortheilhafter erachte, daß du selbst mit dir sprichst, als daß ich, oder sonst jemand zu dir rede: so will ich hier meine Rede schließen. Dieß nur vergönne mir noch zu erinnern: wirst du dem Abwesenden seinen Wohlstand wieder geben, so wirst du zu gleicher Zeit allen hier Gegenwärtigen den Ihrigen wieder herstellen.

Rede vor der Beerdigung des Directors des fürstl. Gymnasiums zu Weimar, Herrn Johann Michael Heinze, gehalten von J. G. von Herder im Hörsaal des Gymnasiums, am 9. October 1790.

Hochgeschätzte Trauerversammlung und liebe Schüler!

Wir sind in dieser nächtlichen Stunde hier versammelt, um die entseelten Gebeine eines Mannes zu seiner Gruft zu bringen, der die Ehre unserer Stadt und Schule, einer der nützlichsten Mitbürger unsers Landes, und uns allen würdig der Hochachtung und Liebe war; und ich habe deßwegen Sie, meine Herren, als seine Freunde, Collegen und Leichenbegleiter, an diesen Ort bemüht, um noch in Ihrer theilnehmenden Gegenwart mit freundschaftlicher Hand in wenigen Worten einen Ehrenkranz auf den Sarg zu legen, den wir jetzt zu seiner Ruhestätte begleiten.

Er ist dahin, euer Lehrer, ihr Schüler, die ihr anjetzt als Verwaiste nicht nur von außen im Trauergewande, sondern auch, wie ihr es thätlich und wahr bewiesen habt, allesammt mit innerer dankbarer Rührung um mich und vor mir steht. Er ist dahin, euer geehrter und geliebter Lehrer, und in wenigen Minuten werdet ihr die ehrwürdige Leiche den Weg hintragen und begleiten, auf dem sie nimmermehr zu dieser Schule, nimmer zu ihrem Hause wiederkehrt. Wenige Wochen sind es, da wir noch in diesem Saale den guten Greis nach seiner Krankheit wie verjüngt und munter sahen, als einige von euch zur Geburtstagsfeyer unsers Landesfürsten Reden vortrugen, an welche er seine letzte Hand gelegt hatte. Wir dachten damahls nicht, daß wir ihn zum letzten Mahl in diesem Saale sähen: wir dachten beym letzten Examen, an welchem er noch alle seine Kräfte zusammen nahm und den Entwurf seiner Arbeiten auf's folgende Jahr mit neuem Muthe vorlegte, nicht, daß seine Laufbahn so bald unterbrochen werden würde. Sie ist jetzt geendet, seine schöne, stille Laufbahn, auf welcher ihm

Gott das seltene und große Glück eines guten Alters verliehen hat, das er, bis auf die letzten Lebenstage, seinen Geschäften treu und in ihnen unermüdet, den Tod als seinen nicht erflehten, aber auch nicht gefürchteten, willkommenen Freund aufnahm. Er ist zur Ruhe gerufen, der in seinem Werk redliche und treue Knecht Gottes: sein Tagewerk auf Erden ist vollendet:

Spargite humum foliis, inducite fontibus umbras
Et tumulum facite et tumulo superaddite carmen,
O juvenes; mandat fieri sibi talia Noster.

Zwanzig Jahre war unser Lehrer das Haupt dieser Schule, und ich bin fünfzehn Jahre mit ihm gewesen. In stillem Gange ist diese Zeit dahin gestrichen; die Jahre sind wie ein Traum vorüber. Die Jahre sind vorüber: aber das in ihnen geleistete Gute bleibt; es ist dauernd in menschlichen Seelen, und jetzt ein unverwelklicher Kranz auf des Verstorbenen Grabe. Wie manche Hunderte von Schülern haben während dieser Zeit seine Lehre genossen und die Frucht seines Geistes, seiner Mühe als einen guten Samen in ihrer Brust verwahret. Einige von ihnen sind schon berühmte Männer, und glänzen als Lehrer auf fremden Akademien, oder haben in Schriften sich als Lehrer der Nation gezeigt; Andere sind es noch nicht, aber sie werden es werden. Und da hat es sich immer gefunden, daß, je mehr jemand aus der Schule unsers Lehrers davon gebracht und seinen Unterricht sich recht eigen zu machen gewußt hatte, desto mehr auch derselbe seinen alten Lehrer schätzte und ehrte. Nur diejenigen waren gleichgültig gegen ihn, die als leere Köpfe in seine Classe kamen, und als leere Köpfe dieselbe verließen. Diese hielten sich an die äußere Schale, weil sie den Kern nicht zu nutzen wußten; verständige und treue Gemüther nutzten an ihrem bescheidenen, gütigen Lehrer seine Kenntnisse und Gelehrsamkeit. Die Frucht vieler Arbeit und Mühe, seinen richtigen und feinen Geschmack, in welchem er Sprache und Wissen-

schaften vortrug: die Form seiner Denkart, nach den schönsten Mustern der Alten gebildet, ging auch in ihre Seele über. Noch eine größere Anzahl seiner Schüler, die nicht berühmt wurden (denn nicht jeden führt seine Laufbahn zum gelehrten Ruhme), sind in allerley Ämtern und Ständen brauchbare Männer geworden, und auch unter denen, die jetzt seine Leiche begleiten, sind einige seiner würdigen und dankbaren Schüler. Sie, meine Herren, vertreten also den ganzen Chor aller Anwesenden, die in unserem Lande oder in andern Ländern von unserem seligen Lehrer zum Dienst der Wissenschaft oder der Geschäfte gebildet, und von ihm auf Akademien oder in die Welt gesandt sind. In deren Aller Nahmen thun Sie jetzt den letzten Gang mit ihm, und wünschen seinen verstorbenen Gebeinen eine sanfte Ruhe im Grabe, seinem Geist aber Freude und Erquickung im Reiche Gottes, wo alles Gute belohnt wird, im Lande der ewigen Güte und Wahrheit.

* * *

Unser verstorbener Lehrer hat zuerst in Wittemberg und Leipzig vom Jahre 1736 bis 1741 den völligen theologischen Cursus gemacht und auf denselben sowohl als auf die mit der Theologie verwandten Wissenschaften sechs Jahre (eine längere Zeit, als manche Theologen von Profession auf sie zu wenden pflegen) verwendet. Ich erinnere mich noch eines Collegiums, das er selbst über die hebräische Sprache nachgeschrieben und mir bey einer Veranlassung zur Ansicht mittheilte; so wie wir uns auch oft Stunden lang über die schwersten theologischen Materien unterhielten; und dennoch maßte er sich den Nahmen eines Theologen nicht an, und verbath beständig den Unterricht in der hebräischen Sprache, weil er diese, wie er bescheiden meinte, nicht in dem Grad verstände, wie ein Lehrer sie verstehen müßte. Eine seltene Bescheidenheit, die eben den Meister verräth, einen Meister, der, was er nur halb wußte, gar nicht lehren mochte, und der in drey andern, der griechischen, lateinischen und deutschen Sprache, die er als Meister verstand,

es genugsam geprüft hatte, was dazu gehöre, eine Sprache rechtschaffen zu lehren. Das Griechische des neuen Testaments erklärte er desto feiner und schöner. Er kannte den Genius dieser Schriften; seine Anmerkungen über den Zusammenhang ihres Sinnes waren kurz und treffend, so daß er mit einem Bändchen Observationen darüber sich einen neuen Ruhm hätte erwerben können. Bis in die letzten Jahre seines Lebens unterließ er nicht, auch das Neue zu lesen, das zu Erläuterung derselben erschien; und aus dem vorletzten Besuch, den er mir gönnte, erinnere ich mich noch sehr wahrer und scharfsinniger Urtheile, die er über eine neu erschienene Übersetzung des neuen Testaments fällte. Die Wahrheit der christlichen Religion und ihrer Geschichte lag dem redlichen Greise sehr am Herzen. Außer unserem eigentlichen Berufsgeschäfte vom Unterricht und Bildung der Jugend habe ich ihn fast über keine gelehrte Materie so theilnehmend und sorgfältig sprechen hören, als über diese. Es war ihm bange, und er war äußerst bekümmert über die bösen Folgen, welche die jetzt überall einreißende Irreligiosität sammt der Licenz aller dergleichen verderblichen Schriften, die auch in die Hände der Jugend kämen, in ihren Gemüthern hervorbringen müßte. Mehrmahls bath er sich aus, über des Grotius schönes Buch von der Wahrheit der christlichen Religion eine eigene Stunde halten zu können, und fast bis an den Tag seiner letzten Krankheit äußerte und wiederhohlte er sehnliche Wünsche nach einem recht guten theologischen Lehrbuche. Sein Unterricht in der Religion ging dahin, seinen Schülern eigentliche und wohlverstandene biblische Wahrheit zu lehren, und sie mit allen dem zu verschonen, was sie doch mit der Zeit wegwerfen müßten. Da er weiter als Andere sah, so konnte ihm nothwendig nicht jede Behandlung der Theologie gleich angenehm und willkommen seyn: sein sehnlicher Wunsch ging also dahin, doch einmahl den Inbegriff der heiligsten und nothwendigsten Wahrheiten von scholastischen Spitzfindigkeiten, die weder dem Verstande Stich halten, noch das Herz bessern können, gereinigt und in dem Licht dargestellt zu sehen, in wel-

chem sie das Gemüth der Jugend und des gemeinen Mannes gleichsam von selbst gewönnen und an sich zögen *).

Insonderheit war Heinze mit Dankbarkeit gegen Gott über Alles in seinem Leben genossene Gute durchdrungen, sprach gern von den Proben der natürlichen Vorsehung, die er in seinem Leben erfahren, war äußerst zufrieden mit seinem Schicksale, äußerst zufrieden gegen Gott über die Zukunft in und nach diesem Leben. Er freute sich mehr des Glückes der Seinen als seines eigenes Glückes. Mit großer Heiterkeit sprach er vom Tode, und ging ihm mit einer Zufriedenheit, die eines echten griechischen Weisen würdig war, entgegen.

Einen solchen Mann habt ihr zu eurem Lehrer gehabt. Wohl dem, der den Unterricht desselben verständig und rechtschaffen gebraucht, und zu sich selbst sagen kann: er sey im Geist und an Fleiß, nicht bloß dem Nahmen und der Classe nach, desselben Schüler gewesen. War er dieß, so wird er diesen Geschmack treu und rein in sich erhalten, ihn weiter bilden, die Alten, Griechen und Römer, zeitlebens lieben, und nie durch Barbarey, durch ein ingenium horridum et insicetum, den Nahmen und die Asche seines Lehrers schwächen.

Wie nichtig und vorübergehend sind auch die edelsten Bemühungen, Gaben und Erwerbe in diesem sterblichen Leben! Unser Geist, dieß Himmelsfünkchen, der Hauch aus dem Munde Gottes, ist an einen Hinfälligen, zerbrechlichen Körper gebunden, der mit den Jahren altert und zuletzt hinsinkt. Hin ist alsdann für die Mitlebenden jede schöne Gabe, die sich dieser

*) Da der mittlere Theil dieser Rede sich zu sehr in der Erzählung kleiner Umstände ausbreitet und folglich nur für des Verstorbenen unmittelbare Schüler volles Interesse haben konnte; da es sich ferner hier mehr um ein deutsches Beyspiel dieser Gattung von Reden und deren Form handelt: so wird der noch folgende Theil dieser Rede durch Weglassung unbedeutender Stellen verkürzt. Daß übrigens Heinze nebst seinen Verdiensten über die alte classische Literatur, der Verfasser vieler schönen Abhandlungen und Reden in lateinischer und deutscher Sprache war, darf ich bey jedem gebildeten Jünglinge voraussetzen.

unsichtbare Bewohner einer irdenen Hütte durch Fleiß und lange Übung zu eigen gemacht hatte; die Hütte zerfällt, und der darin aufbewahrte geistige Schatz geht für uns verloren. Er läßt sich nicht vererben, nicht durch Geschenke oder Testamente vermachen; von jedem, der ihn besitzen will, muß er auf's neue, durch eigene Mühe erworben und errungen werden, sonst geht er, wie bey so viel Künsten der Fall gewesen, mit wenigen Menschen auf lange Zeit ganz und gar zu Grabe.

* * *

Und nun, meine Herren, wollen wir an unser traurig-freundschaftliches Geschäft gehen, und das, was an unserem Freund Erde war, der Erde geben. Mit Hochachtung und stiller Ehrerbiethung, ihr Schüler, naht euch der Leiche eures Lehrers, und traget den übriggebliebenen Rest seines irdischen Daseyns sanft in seine Schlafkammer, zu seiner Ruhestätte! Nie werde von euch sein Nahme anders genannt, als mit Dankbarkeit, Ehrerbiethung und Liebe; denn es ist edel und süß, einen Vater und Lehrer auch in seinem Grabe zu ehren. Er war ein milder Mann, von gebildeter Seele, von sanftem, zartem Herzen, auch im Gefühle der Freundschaft; er ist zu seinen alten Freunden, an die er jederzeit mit Zärtlichkeit und mit echter alter Treue dachte, jetzt hinüber gegangen. Er ruhe sanft, und habe für seine stillen Verdienste seinen Lohn in der Welt des Lohnes. Uns allen aber gebe Gott, wenn es uns frommt und gut ist, ein so gleichmüthiges, frohes und bey täglichen Geschäften ruhiges Alter, und wenn unsere Zeit kommt, ohne Krankheit, Gram, Bekümmerniß und Pein, ein heiteres sanftes Entschlafen!

Nicht für die Schulen, für das Leben muß man lernen.

Eine Schulrede von J. G. von Herder.

Nur drey Worte seyen mir vergönnt über eine bekannte Regel: „Nicht der Schule muß man lernen, sondern dem Leben.“—

Was heißt lernen? Man hat davon falsche Begriffe, wenn man glaubt, es heiße: fremde Worte sich einprägen. Worte sind Schälle; ohne Gedanken drücken sie sich zuweilen, zumahl in der Jugend, mit großer Kraft ein; ohne Gedanken aber hat man sie nur als Papagey gelernet: denn bekannter Maßen lernt auch der Rabe, der Papagey Wortschälle, und sagt sie zu rechter und unrechter Zeit wieder.

Worte ohne Gedanken lernen, ist der menschlichen Seele ein schädliches Opium, das zwar zuerst einen süßen Traum, einen Tanz von Sylben und Bildern gewährt, vor dem man sich, als vor einer Zauberansicht, halbwachend und halbschlummernd fühlet; bald aber spürt man, wie bey dem körperlichen Opium, die bösen Folgen dieser Wortträume. Sie ermatten die Seele und halten sie in einer bequemen Unthätigkeit fest; dadurch gewöhnen sie an einen Gedankenschlummer, und machen der Seele zuletzt süße Contorsionen geläufig, die sich sodann im Leben und in der Sprache zeigen. Man lese ganze Bände sogenannt-philosophische und poetische Schriften; man lieset, wie Hamlet sagt, Worte, Worte, Worte, Schälle, Schälle, bey denen unglücklicher Weise die Autoren glauben, daß sie dächten, indem sie doch nur sprachen und nachsprachen; dunkle oder lichte Schemen der Imagination, die man jetzt Oden und andere Gedichte, jetzt Abhandlungen nennt, Wortschälle, Opium, Träume.

Und der träge Mensch ist zu ihnen so geneigt. Worte zu sprechen wird ihm leichter, als Gedanken zu denken. Er findet in ihnen fertige, oft schöne Gedankenformen; sie passen in die Rede; dem gleichträgen sind sie stets willkommen, wie sie es ihm waren; er kann wie mit Rechenpfennigen mit ihnen den Cours des gemeinen Redespiels halten; warum sollte er sich, warum Andere mit Gedanken irre machen oder beschweren? O wie viel leere Worte faßt das Kind, der Jüngling auf; wie viele leere Wortformen, die oft am lautesten tönen, deren wir uns am gemächlichsten, am öftersten und liebsten bedienen, haben wir alle in unserm Kopf! Man mache die Probe

davon bey irgend einem gemeinen Gespräch, das man bey Tische oder in Gesellschaft hört, und frage sich wie jener Kämmerer aus Morgenland: „Verstehst du auch was du hörst?" O quantum est in verbis, in literis, in vocibus inone!

Von dieser Wortschlenderey muß sich ein denkender Jüngling früh entwöhnen, denn mit ihnen hat er nicht denken gelernt, sondern das Denken verlernt. Es hat sich in ihm eine Wortweise zusammen gezogen und Figuren gebildet, die sich in ihm wie ein Agat verhärten, und doch nur Vorurtheile, d. i. fremde Urtheile einer fremden Gedankenweise sind, an der die innere Kraft seiner Seele wenig oder gar keinen Theil nimmt. Er wird ein Sclave fremder Gedanken und Meinungen, ohne daß er die Ketten auch nur fühle, oder daß er frey und selbstthätig zu werden auch nur strebe. Lebenslang ist und bleibt er ein Nachsprecher, ein Wortstreiter, Worthändler. „Ach," sagte der Affe jener Fabel: „schöne Larve! Schade, daß es ihr an Hirn fehlt!" — Ach, können wir zu manchem Redner und Schriftsteller sagen, schöne, hellklingende Wortmaschine! Schade, daß sie so wenig als das Clavier oder als —— Sprachmaschine denkt!—

Was thun wir, wenn wir gehen, sprechen, zeichnen, Tanzen lernen? Nicht wahr? wir üben und vollführen ein Werk; wir machen's nach, bis wir's können; bis es gelingt, mit unsern Kräften, mit unsern Gliedern. So bey sichtbar in die Augen fallenden Künsten; bey unsichtbaren, und bey der unsichtbarsten von allen, dem Denken, findet das Lernen auf keine andere Weise Statt. Seine Gedanken kann mir der Lehrer nicht eingeben, eintrichtern; meine Gedanken kann, will und muß er durch Worte wecken, also, daß sie meine, nicht seine Gedanken sind. Worte sind bloß das Instrument; dieß muß ich mit eigenen Kräften, auf meine Weise brauchen lernen, oder ich habe nicht gelernt. Der beste Prüfstein also, ob jemand etwas gefaßt hat, ist, daß er's nachmachen, daß er's selbst vortragen kann, nach seiner eigenen Art, mit seinen eigenen Worten. Merkt euch dieses, ihr Katecheten! Das ewige Wenden und Drehen vom Subject auf's

Prädicat, vom Prädicat auf's Subject: „Wer hat dich erschaffen? wen hat er erschaffen?" ist noch kein katechesiren, sondern ein leibhaftes Wortjähnen, da man den Mund zur Rechten und Linken, auf und abwärts zieht. — In eigenen Worten muß man katechesiren; eigene Worte muß man dem Katechesirten heraus locken, seine eigensten Worte; diese, diese allein bezeichnen seine eigenen Gedanken. Ihnen muß man folgen, an sie seine eigenen Gedanken knüpfen; so lernt man lernend. Wie in allen Künsten die eigene Übung Alles, Alles und ohne sie keine Kunst ist, so ist in Wissenschaften nichts ohne eigene Aufsätze in seiner eigensten Gedankenmanier, in der man sich kein einziges unverstandenes Wort erlaubt. Die Gedankenweise des Lehrers ist dem Lernenden nur Vorbild, wie im Zeichnen der Schüler die Vorschrift oder das Gebilde des Meisters nachformt, nachzeichnet.

So rein und einfach dieses Gesetz der Kunst und der Natur ist, so viel sagt es für Lernende und Lehrende. Es gebiethet dem Lehrer, daß seine Gedankenform, seine Art des Vortrags in der Seele des Lernenden ein Vorbild und Muster werden könne; denn nicht nur das, was er sagt, sondern wie er's sagt, d. i. wie er's wohl oder übel verstanden denkt, ist Lehre, d. i. es weckt Gedanken und geht in die Seele des Lernenden über. Die große Ordnung der lebenden Natur verknüpft alle Wesen durch einen stillen Übergang lebendiger Nachahmung. Wie wir bey einem Wahnsinnigen wahnsinnig werden, bey einem Stammelnden, ohne daß wir's wissen, mitstammeln lernen, wie liebliche Worte, liebliche Geberden und Gedanken von denen, mit welchen wir leben, in uns übergehen, so auch die Gedankenweise des Lehrers beym Vortrag der Wissenschaft, gleichsam die Melodie seiner Seele. Wehe dem, der schlechte Gesänge, oder gute Gesänge schlecht singt! Er verdirbt damit das Organ und die Gedankenform seines Lehrlings, dem es oft besser wäre, er hätte nichts, als dieses also gelernet. Wer sich begnügen wollte, es sind ja doch Schälle Töne, oder im Felde der Wissenschaft, es sind ja doch Wissenschaften,

die er lernte: der erinnere sich, daß auch die Thiere Schälle hervor bringen, manche aber sehr unangenehme Schälle und Töne, und daß jede Wissenschaft und jede Kunst nur Ein Maximum der guten Darstellung habe, das zu ihr gehört, das keiner andern Wissenschaft oder Kunst, als höchst ungeschickt, anzupassen ist, in ihr selbst aber ein unerläßliches Gesetz ist. Allenthalben ist die Wahrheit nur Eine, und diese Wahrheit hat allenthalben nur Eine Form, die ihr an diesem Orte die einzige, die beste ist, wie es zu zwey Puncten nur Eine gerade Linie gibt, und jede Kreislinie, sie sey groß oder klein, vier rechte Winkel einschließt. Recht lernen und recht lehren, bestimmen also einander wie entgegen gesetzte Winkel; durch fremden Fleiß kann jemand zwar gelehrt, lettré, aber nicht gebildet, cultivé, noch weniger savant werden, im echten Sinne des Wortes. Eigene Bildung erlangt man unter der Hand und Leitung eines rechtschaffenen Lehrers nur durch eigenen Fleiß, durch eigene Bildung.

Hiernach erklärt sich nun auch, was es heißt, nicht der Schule, sondern dem Leben lernen. Der Schule lernt man auf eine gute Weise, wenn man ihr Ehre macht, wenn man das Gepräge mit sich nimmt, man sey in einer guten Schule gewesen; ein Gepräge, das sich nie verwischt, das immer kenntlich und lobenswerth bleibt, Zutrauen erweckt, und auf der Bahn des Lebens viele Vortheile gewährt. Gewiß ist's Lob und Empfehlung für einen Menschen, wenn man sagt: er hat Schule; dagegen einem Rips-Raps, der von keiner Schule weiß, Festigkeit, Bestimmtheit in seinen Arbeiten fehlet. Dem Wort Schule ist die Welt in allen Künsten und Wissenschaften viel schuldig; Übung unter einem guten Lehrer gibt ein sicheres Hand- und Augenmaß, eine vernünftige Tendenz, eine feste Regel. Auch wenn der Lehrling sich vom Lehrer entfernt, bliebe er auch nicht ein Zweig auf seinem Stamm, auf seiner Wurzel, so nimmt er doch seine Art mit sich, und sproßt weiter. So fern ist's also gut, der Schule lernen, d. i. Alles das lernen, was man in ihr lernen kann, und es schulmäßig, d. i. fest, bestimmt, recht lernen.

Auch noch in einem andern Verstande ist's erlaubt, der Schule lernen, wenn man nähmlich selbst ein Lehrer werden, d. i. die Wissenschaften fortpflanzen will, so daß aus dem Lehrling ein Gesell, ein Altgesell, ein Meister werde u. s. f. Da aber solcher Zunftlehrlinge doch in einer Schule immer die wenigsten sind, so bleibt's für die meisten ein heiliger Spruch: nicht der Schule lernen, sondern dem Leben.

Was heißt dem Leben lernen? Offenbar, was nützlich ist im Leben, was angewandt werden kann, wodurch wir besser leben lernen. Da aber das Leben so viel und mancherley bedarf, da der Anwendungen und Nutzbarkeiten so viele, und gewiß nicht alle unmittelbar sind, indem eine Kenntniß auf die andere bauen, der andern forthelfen muß: so wäre es thöricht, bey allem, was ich lerne, zu fragen: wozu kann ich's anwenden? was wird mir's bringen oder helfen? — Thor, übersiehst du dein Leben, und weißt alle Umstände vorher, in die du kommen kannst? Weißt du, was in jedem Geschäft, in jeder Minute brauchbar oder entbehrlich sey? Wenn du Geld sammelst, frägst du, oder weißt du bestimmt voraus, wozu du es anwenden, — wenn du eine Sprache lernst, weißt du, mit wem du die Sprache sprechen werdest? Also führt der Ausdruck: „dem Leben lernen" darauf zurück, daß man sich selbst in allen seinen Anlagen und Fähigkeiten, in Seelen- und Leibeskräften zu dem Bilde, was Leben heißt; an sich, so weit es Gelegenheit, Zeit, Umstände verstatten, nichts roh, nichts ungebildet lasse, sondern dahin arbeite, daß man ein ganz gesunder Mensch für's Leben und für eine uns angenehme Wirksamkeit im Leben werde. Hierdurch bekommt also jeder seine eigene Lection zu lernen, die für ihn und für keinen andern gehört. Wie Einer seine Seelenkräfte, seine Organe, seine Umstände, seine Lebenszwecke, seine Kräfte und das Maß derselben selbst am besten kennt, und durch Erfahrung erprobt, so lerne Er für sich und für keinen andern, für sein Leben.

Abgeschlossen wird hierdurch in unserem Lernen nicht nur alles völlig Unnütze, sondern auch alles uns Fremde, was nicht

zu uns gehört. Kindisch ist's auch, sich mit fremden Flecken und Lappen auszuschmücken, wenn man ein eigenes ganzes Kleid, das unserem Körper gerecht ist, sich selbst schaffen kann und soll. Wahnsinnig ist's, sich seine Augen ausstechen oder abstumpfen, um durch ein fremdes Glas sehen zu lernen. Vielmehr übe und bilde alle deine Seelen- und Leibeskräfte, und zwar in gutem Verhältniß; so lernst du dem Leben.

Wie dieß geschehe, muß jedem sein eigenes Herz und der Rath eines verständigen Lehrers sagen, unter dessen Leitung er sich bildet. Wer vor lauter Fleiß in der Schule dumm wird, wer sich blödsinnig, hypochondrisch, schwach und krank studirt, wer Seelenkräfte bildet, und den Körper vernachlässiget, gleich als ob er ein purer guter Geist wäre; wer eine Seelenkraft, z. B. die Einbildungskraft, das Gedächtniß, ohne die andere, den Verstand, die Überlegung pfleget; wer für den Kopf studirt, ohne ans Herz zu denken; und ein Anderer, der immer nur in Empfindung schwimmen will, ohne sich mit kalter Kühnheit richtiger Begriffe zu befleißigen; wer mit allem tändelt, und eine ernste anhaltende Mühe wie die Hölle flieht: alle diese lernen nicht für's Leben; denn im Leben muß der ganze ungetheilte Mensch, der gesunde Mensch mit allen seinen Kröften und Gliedern, er muß mit Kopf und Herz, mit Gedanken, Willen und That, nicht etwa nur im Spiel, sondern auch im höchsten Ernst, nicht nur wohlgefällig, sondern auch mächtig wirken; wer dieß nicht kann, wer sich hierzu nicht frühe geübt hat, der hat nicht für's Leben gelernt. Und o, wen straft hier sein Gewissen nicht! wie Manches lernten wir, was wir wohl hätten vorüber gehen können, und gaben ihm eine Zeit, die wir dem Nothwendigeren, weil es uns nicht angenehm war, entzogen! Wie Manches versäumten wir, was doch das Leben nothwendig fordert, und durch dessen Entbehrung wir dann beständige Hinkler und Hampler in der Kunst des Lebens, wie in unserem Geschäft bleiben! Erwache, Jugend, und lerne für's Leben! Die Zeit, für welche du erwachsest, und dich bereitest, braucht gewiß lebensgelehrte Männer, d. i. Männer, die leben

gelernt haben, Männer von richtigen Sinnen, von gesundem Augenmaß, von fester Hand in allerley Künsten, von gesundem Ohr, recht zu hören und zu fassen, was gesagt wird, und darauf recht zu antworten, also auch von reinem gesunden Ausdruck, Bekanntschaft mit Dingen der Natur, mit dem Zustande der Welt, mit ihren Bedürfnissen und Geschäften, wodurch ein richtiger Verstand, eine reine tüchtige Überlegung gebildet wird. Die Zeiten, daß man Schäfergedichte macht, Anakreons Lieder übersetzt, oder sonst mit der Sprache und Poesie tändelt, seyen auch bey der Jugend vorüber; denn das Leben, wozu sich Jünglinge zu bereiten haben, fordert andere Geschicklichkeit als anakreontische oder Schäferlieder. Mit dem Jahre 1800 ist in manchen Dingen eine andere Zeit eingebrochen, die mit 1801 u. s. f. fortschreitet; neuen Fleiß, neue Emsigkeit weckt dieser neue Zeit-Cyclus auf, in Ernst und Überlegung. Ihr Jünglinge, geht einem neuen Jahrhundert entgegen, in welches wir als Alte, halb abgelebt eintreten; lernt dem neuen Jahrhundert, in ihm zu leben.

Endlich da das Leben nicht nur neue Kenntnisse und Gedanken, sondern auch Willen, Triebe, That braucht, und in diesem vor allem das Leben besteht, so wendet sich der Spruch, nicht der Schule, sondern dem Leben zu lernen, vorzüglich auf Bildung des Herzens und des Charakters. Was hälfe es, tausend Kenntnisse und keinen Willen, keinen Geschmack, keine Lust und Triebe zu leben, honett und rechtschaffen zu leben, haben? Im Willen leben wir; das Herz muß uns verdammen oder trösten, stärken oder niederschlagen, lohnen oder strafen; nicht auf Kenntnisse allein, sondern auf Charakter und Triebe, auf die menschliche Brust ist die Wirksamkeit und der Werth, das Glück oder Unglück unsers Lebens gebauet. Leben lernen heißt also, seinen Neigungen eine gute Richtung geben, seine Grundsätze reinigen, befestigen, stärken, seine Vorsätze läutern und tapfer begründen; nicht mit dem Kopf allein, sondern auch mit dem Herzen existiren gegen Ältern, Freunde, Lehrer, Mitschüler, Bekannte, Fremde; sich Sitten erwerben, anständige,

frohe Sitten, liebenswerth machend vor Gott und den Menschen. Leben lernen heißt, die Stunden des Tages wohl eintheilen, sich Ordnung im Geschäft geben, und sie mit strenger Munterkeit erhalten; den Ergetzlichkeiten, dem Schlaf, der Trägheit nicht mehr Zeit einräumen, als ihnen gebührt; sich Vorschriften machen, wodurch man seine Schwäche überwindet, seine eigenthümliche Schwäche, die niemand besser kennt, als wir selbst, die zu überwinden uns am schwersten wird, und die die Eigenliebe so gern in Schutz nimmt; bestehe diese worin sie wolle, sey es Hang zu Stolz, zu thörichter Einbildung von sich selbst, an der so viel junge Leute unsers Zeitalters krank liegen, mithin zu Geringschätzung und Verachtung Anderer; oder Neigung zu Haß, zu Zorn, zu Menschenfeindschaft oder zu Verzagtheit, zu Kleinmuth, am meisten zu Üppigkeit, zu Wollust, Trägheit, zu Tändeley mit dem andern Geschlecht. Durch alle diese Neigungen, wenn sie überhand nehmen, verliert, vertändelt, entnervt, vergällt der Jüngling sein Leben, und schafft sich keine andere Aussicht, als sich und Andern zur Last zu werden, das Leben einst selbst als eine Bürde zu tragen, oder zu vergeuden und zu verlieren. Von allen diesen Feindinnen des Lebens hinweg, ihr Jünglinge! — Lernt leben, gesund, würdig und glücklich leben!

Rede über das Fortschreiten des menschlichen Geschlechtes zu höherer Vollkommenheit und Glückseligkeit. Am 12. April 1791 gehalten von G. W. Ch. Starke.

Das mir anvertraute, ehrenvolle Geschäft eines Lehrers von Jünglingen führt mich natürlich oft in das zunächst angränzende, mit jenem bisweilen tief in einander laufende Gebieth der Erziehung, und da hat man denn die große, schöne, und mit aller Kraft des wahrhaft Erhabenen den Geist und das Herz nährende Aussicht auf Entwickelung und weitere Beglückung des menschlichen Geschlechtes über-

haupt; eine Aussicht, an deren Lieblichkeit man sich zu sehr weidet und stärkt, bey deren Betrachtung man sich zu selig fühlt, als daß man nicht oft zum Genuß derselben zurück kehren, als daß man nicht die Gedanken oder Träume, — wenigstens gewiß unschuldige Träume — die dieses Anschauen weckte, dann gern äußern sollte, wenn man nicht anders als vergnügt seyn kann. Das wird mich entschuldigen, daß ich in Ihrer Gegenwart, mit deren erheiternden Eindrücken ich unmöglich andere, als angenehme Vorstellungen in Zusammenhang bringen kann, von dem Fortschreiten der Menschheit zu höherer Vollkommenheit und Freude zu reden wage. Vollständigkeit werden Sie von der Kürze der Zeit nicht fordern, und wenn Ihnen meine Erwartungen hin und wieder zu frisch und blühend erscheinen sollten, so werden Sie nachsichtig bedenken, daß man schwerlich seinen Stand verläugnet, und mir verzeihen, daß meine Hoffnungen eine jugendliche Farbe annahmen, da ich unter Jünglingen lebe in den Gefilden der Hoffnung.

Fortgehen auf der Bahn des Guten und der Veredlung, und ähnliche, diese Begriffe bezeichnende Wörter und Ausdrücke scheinen immer noch weit Mehreren, als man denken sollte, so bedeutungslos und unbestimmt, oder gar bedenklich, daß sie ihnen nicht bloß Mißtrauen und Zweifel, sondern wohl gar Unwillen und Verdruß erregen. Da biethet sich nun gleich die traurige Erfahrung dar, daß es manche nicht gar gute Menschen gibt, die wahrlich nicht bloß aus Mangel der genauen Kenntniß des Alten und Neuen, was immer noch Nachsicht verdiente, sondern aus Eigennutz, und um gewisser Plane willen, die sie bey der Verbesserung des Menschengeschlechtes aufgeben zu müssen glauben, die gute Sache selbst verdächtig zu machen suchen, Aufklärung und Unglauben, Irreligiosität und Neuerungen, Veränderung und Verderbniß mit lautem Wehklagen so in einander wirren, und dabey so leidenschaftlich schreyen, daß Mancher, der nicht einmahl weiß, wovon die Rede ist, angesteckt wird, und so sehr er es vermag, darüber mitschreyt. Ich habe darüber nur Folgendes zu sagen:

Es war einst in einer Stadt ein herrschsüchtiger, habsüchtiger Mann, dem die guten, weisen Einrichtungen seines Landesherrn nicht gefielen. Verrätherisch stiftete er einen Aufruhr, zu welchem er durch Anschlagen der Sturmglocken das Zeichen geben ließ. Man lärmte, man stürmte, man schrie Feuer, und der gewaltige Auflauf, welcher entstand, war den Absichten des unruhigen Kopfes sehr gemäß. Indeß hörte man das Läuten der Glocken auch in den benachbarten Dörfern, und mancher ehrliche Kirchner sagte wohl: „Es muß doch Feuer seyn; man stürmt, ich will in Gottes Nahmen auch stürmen," — und stürmte in aller Unschuld mit zu einer schlimmen Sache. In der Stadt aber stillte ein edler und verdienter Bürgerfreund und treuer Diener seines Fürsten, den Aufruhr mit den Worten: „Brüder, geliebte Mitbürger, laßt das Lärmen! Es brennt nirgends; man will euch zur Empörung aufwiegeln, aber dazu seyd ihr zu brav; ihr wißt, daß euer Landesvater es gut mit euch meint, ihr werdet seine Entwürfe zu euerm Besten nicht stören, geht ruhig nach Hause, lebt euern Pflichten und euern Geschäften, und wenn einmahl wirklich Feuer ist, dann lärmt, damit man lösche, oder noch besser, löscht, ohne zu lärmen!"

Ein gleich guter Erfolg ist den Aufforderungen derer zu wünschen, welche bey dem stürmischen betäubenden Geschrey der Mißvergnügten und Übelwollenden in Gottes weitem Reich, die das Gute gern zum Bösen herab lästerten, und den frohen, heitern Muth, der zu nützlicher Wirksamkeit so nöthig ist, gern lähmten und erdrückten, ihren Mitbürgern in Gottes Staate zurufen: „Laßt euch nicht irre machen; der Zustand der Menschheit ist nicht so verzweifelt, als ihn mancher vorstellt; trauet euerm großen Vater zu, daß er euer Glück will; seine Entwürfe zum Besten seiner Kinder wird nichts stören; thut treu und eifrig, was ihr könnt, zur Erreichung seiner Absichten, und übrigens seyd ruhig und getrost und der festen Zuversicht, daß er selbst die Lasten von Schutt, die menschenfeindliche Absicht dem Guten in den Weg wirft, zur Ebnung und Besserung der Bahn der Vollkommenheit gebrauchen kann und wird."

Gottlob, daß es der Leute immer nur wenige gibt, gegen welche solche Ermunterungen nöthig sind! Ich wende mich von diesen, um mit wahrer Achtung und warmem Antheil auf die Klagen der Redlichen zu hören, die sich des Gedeihens der Menschheit aufrichtig freuen, und ihr Wehe mit Schmerzen beweinen; aber, durch unbestimmte Begriffe hin und her getrieben, oder durch überspannte Erwartungen mehrmahls betrogen, endlich alle Hoffnung aufgaben und die immer lauter und allgemeiner werdende Stimme von Erhöhung menschlicher Vollkommenheit wohl gar für die letzten Großsprechereyen und prahlerischen Vorspiegelungen eines Kaufmannes halten, der nächstens aufhören wird zu zahlen! Ach Gott! sagen sie wohl, eure Verkündigungen eines bessern Zustandes der Menschen sind Redner-Tiraden, Dichterphantasien, gutmüthige Schwärmereyen, schwindelnde Träume. Noch ist den Erdenbewohnern keines von den ihrem Geschlechte eigenthümlichen Leiden und Gebrechen abgenommen, noch sind so viele Wangen naß von Thränen, noch hält mannigfaltiges Elend und beugender Druck so manchen nieder, noch stürzen oft Verwirrungen und Gährungen alles durcheinander, und zertrümmern das Gute mit dem Bösen, noch hält Irrthum und Aberglaube unzählige Seelen gefesselt; und wenn man bedenkt, was die Menschheit seyn könnte, und hinsieht, was sie ist: so wendet man bekümmert die Augen, und windet wehmüthig die Hände über das Ringen und Kämpfen, mit welchem sie zur Vollkommenheit aufstrebt, und über die Kraftlosigkeit, mit welcher sie immer wieder zurück fällt. Liebe, gute Zweifler, laßt uns muthig hinsehen auf die trüben Bilder, die uns ängstigen, laßt uns eines nach dem andern mit festem Blicke beschauen! — „Die Menschen dulden die Leiden der Menschheit." — Freylich wohl; aber kann es, darf es denn anders seyn, ohne Zerrüttung der weisen Plane des Ewigen, nach welchem nun gerade auf unserem Planeten Geschöpfe durch immer wechselnde Umstände, und durch vermischte Umstände gebildet werden sollen; nach welchen die sorglosen Spiele im Paradiese der Kind-

heit und alle Beschwerden des Greises, die süßen Schwärmereyen der Jugend und ihre unwillkommenen Auflösungen, der Brautaltar und die Gräber unserer Theuern, alle Seligkeiten des häuslichen Glückes und der Gram, der über dem Sarge des Kindes, des Gatten, mit verhülltem Angesichte hängt, gleich wirksame Erziehungsmittel sind; nach welchen wir durch bunte Wiesen und dürren Sand, durch saatenreiche Felder, durch Blumengärten und über Todtenäcker zu einer Vollendung geführt werden, in welcher wir einst mit freyerem, kraftvollerem Geist alle durchgespielten Scenen der Vergangenheit in Ein großes vollkommenes Gemählde vereinigen, bey dessen Überblick aus der Fülle von Vorstellungen und Empfindungen ein Entzücken hervor geht, dessen wir ohne das nicht fähig seyn würden! — „Die Menschen seufzen aber auch unter Bedrückungen und Übeln, die aus ihrer Natur, ihren Vorzügen, ihrer Bestimmung nicht nothwendig entspringen." — Es ist wahr; doch sollte die allwaltende Vorsicht mit dem Wehe Aller nicht erhabene Vortheile verweben, so wie der Einzelne durch Noth und Verlegenheiten zur Lebensweisheit geführt wird; so wie nach der Beobachtung der Menschenkenner anhaltende Schwächen, und entstellende verzuckende Krankheiten, die vielleicht durch Mißhandlungen liebloser Pfleger entstanden, gemeiniglich die reinste Milde des Herzens, die bescheidenste Gutmüthigkeit erzeugen? — „Verwirrungen und Gährungen?" — O die müssen unter der höhern Leitung oft etwas viel Wohlthätigeres wirken, als ihre Stifter wollten. In Gottes Welt, in Gottes Fügungen löset sich der brausendste Stoff zuletzt in Schönheit, und das schreckendste Getöse in Harmonie auf. Das fürchterlich erschütternde Gewitter bleibt immer Segen, selbst wenn es einen Pulverthurm sprengt; das geschieht indeß nur selten; gewöhnlich blitzt es nur und donnert, und dann sagt wohl das zagende Kind: „Ach, warum donnert's doch auch?" — wenn sich schon der Erfahrene

freut, wie es nun bald so lieblich kühl seyn, und frisch umher duften, und so schön grünen und blühen und reifen wird. Gott winkt, und aus wüster Verwickelung entspringt Ordnung; auf der Stätte verbrannter Hütten steigen prangende Paläste empor, und aus Asche und zerfallendem Staub, aus Blut und Gebeinen, windet sich Leben, Bewegung und Kraft.

„Noch herrscht Irrthum und Wahn." Man sieht es also doch schon ein, daß es Irrthum und Wahn ist? Sollte sich hier nicht eine reiche Ernte von Wahrheit hoffen lassen, da Irrthum, der allgemein für richtige Einsicht gehalten ward, schon oft selbst das Mittel zu seiner Widerlegung und zu den überraschendsten Erfindungen werden mußte? Der alte Geograph Ptolomäus nahm irrig Asien viel weiter gegen Morgen ausgedehnt an, als es ist; durch die nach seinen Vorstellungen gezeichneten Karten verführt, glaubte man dasselbe noch in dem durch seine Schifffahrten so berühmten fünfzehnten Jahrhundert, und weil man die östlichen Gränzen Asiens bisher auf keinem andern Wege gefunden hatte, so meinte man, nur in entgegen gesetzter Richtung gegen Abend schiffen zu müssen, um an das äußerste Ende von Indien zu kommen. Columbus that dieß, und fand Amerika, machte, vielleicht nicht weniger durch einen Irrthum, als durch seine Kenntnisse getrieben, die größte, die erstaunlichste Entdeckung der alten Geschichte.

„Die Menschheit ringt mit Thränen nach höherer Vollkommenheit." — Sie ringt also doch darnach! O das ist ein hoffnungsvoller Zustand! Der Knabe, der nach Wissenschaft und Ausbildung lechzt, der, wenn sein Fleiß mit äußerer Noth, und sein Genie mit harter Armuth kämpft, bitterlich bey dem Gedanken weint, daß er vielleicht nicht werden solle, was er gern werden möchte, gibt einen entzückenden Anblick; der kann etwas Großes werden! Gewiß, die Menschheit, die mit ängstlicher Sehnsucht nach Veredlung dürstet, wird in der Veredlung fortschreiten. — „Aber doch langsam, unabsehlich langsam!" sagen von neuem die gutgesinnten Zweifler; „denn wo sind die zusam-

men gesetzten, mit allgemeiner Übereinstimmung übernommenen Vorbereitungen, die großen überdachten Entwürfe, die angestrengten Bemühungen, die jenem erhabenen Zweck angemessen wären? Hier und da eine schwache Stimme, ein leicht verhallender Zuruf, hier und da ein einzelner Mann, was werden die fruchten?" — Nun so fehlt es also nicht an allem absichtlichen Wirken zum Guten. — O seyd unbesorgt, seht, alle Sonnen, alle Erden Gottes hängen an — Nichts, was in die Sinne fällt, hängen nur an ihrer Stellung und Richtung gegen einander. Eine uns unsichtbare Rückung in dem großen Weltall, — und Sonnensysteme taumelten zerfallend in einander; aber der Allmächtige hält sie durch den Stand, durch den Zusammenhang, den er ihnen gab, und Stellung, Fügung und Anordnung der Umstände wirkte von jeher in den Begebenheiten des menschlichen Geschlechtes so mächtig, daß an der Wahl einer Stunde oft das Wohl von Nationen hing, daß ein Blick, ein Wort nicht selten über ganze Reiche entschied, daß das, was jeder eine Kleinigkeit nannte, Licht und Segen über Jahrhunderte brachte. Der junge Alexander durfte nur noch einige Jahre leben, so hätte der unwiderstehliche Zerstörer, mit der Kraft Europa's und Asiens gerüstet, vermuthlich seine Plane auf Italien ausgeführt, und die Römer niedergeworfen; und die Römer waren doch zur Erreichung so manches Zweckes bestimmt. Der wunderbare kraftvolle Hannibal stand hernach zermalmend in Italien, und hätten nicht in Carthago neidische Gegner, eifersüchtige Nebenbuhler seiner Größe, seine gehörige Unterstützung verhindert, so hätte er wahrscheinlich Rom zertrümmert; und wie ganz anders wäre alles geworden, wenn Rom schon damahls fiel, dessen Weltherrschaft und Sprache auch die Ausbreitung des Christenthums erst noch befördern sollte. Wenn August nur nicht gerade den schwachen, unklugen, unbesonnenen, zuversichtlichen Varus gegen Hermann und die Deutschen schickte, so hätten die

Deutschen der römischen Kunst wohl unterliegen müssen, so wäre unser Vaterland, wie Gallien, wie Spanien, eine römische Provinz geworden, so gäb' es keine deutsche Sprache mehr, so hätten wir eine ganz andere Weltgeschichte. Der große Britte Newton stand, verloren in fruchtlosem Streben seines Tiefsinns zur Erklärung der Umwälzung der Planeten um die Sonne und des ganzen Weltgebäudes, unter einem Baume; da fiel ein Apfel von Baume, und siehe! — die Neigung des Apfels zur Erde mußte gerade mit seinen damahligen Untersuchungen so glücklich zusammen treffen, daß ihm wie ein Blitz der Gedanke durch die Seele leuchtete, der den Physikern und Astronomen hernach so viel zu denken, so viel zu forschen gab. Das kleine Insect, das einst den Apfel stach, daß er eben damahls fallen mußte, das Lüftchen, das ihn abbrach, ist unbeschreiblich wichtig in der Geschichte des menschlichen Geistes. Wir wollen also zur weitern Ausbildung der Erdebewohner nicht gerade nur auffallende Ereignisse, nur in die Augen glänzende Begebenheiten und Anstalten wünschen und fordern. In Gottes Haushaltung wirkt auch das Kleingenannte viel. Ein Mann, der thätig ist, wie und wann er muß, ein weises, wahres, gutes und freymüthiges Wort zu seiner Zeit, eine Thräne, von zärtlicher Menschlichkeit geweint, in dem Augenblick, in welchem eine Thräne etwa ein Herz für das Gute erweichen könnte, bringt oft mehr zu Stande, als man berechnen kann. Und glauben wir bisweilen einen zu langen Stillstand der Menschheit zu bemerken, so wollen wir, wenn wir nur in unserem kleinen Kreise nicht müßig sind, immer, mit Gottes Fügung zufrieden, schon froh seyn, daß nur nicht dieß und jenes geschieht, was sie zurück stoßen könnte; schon froh seyn, daß nur keine neuen Schwierigkeiten erregt, daß keine neuen Hindernisse in den Weg geworfen werden, die sie aufhalten könnten; wollen dankbar seyn, auch für das, was verhütet wird.

* * *

Sprechen dergleichen allgemeine Betrachtungen

für die Hoffnung, daß es mit dem menschlichen Geschlechte allmählig immer besser werden wird: so redet die Erfahrung, so reden die Jahrbücher der Geschichte, und besonders die Urkunden und Denkmähler der neuesten Zeiten noch lauter und erfreulicher dafür. — Wer in der Welt, in welcher er lebt, nur nicht ganz ein Fremdling ist, dem muß es doch als gewiß erscheinen, daß man die Würde, den angestammten Adel, die erhabene Bestimmung und die heiligen Rechte der Menschheit immer mehr erkennt und achten lernt; daß widernatürlicher Druck, Leibeigenschaft und Tyranney immer seltener wird; daß, unter der Pflege des wohlthätigen Zutrauens zu dem Verstand und Herzen unserer Brüder, edle, nur selten mißbrauchte Freymüthigkeit immer mehr gedeiht, daß die Gerechtigkeitspflege weiser, leichter, philosophischer ward; daß auf Europa's Königsstühlen und Fürstenthronen mancher Vater seines Landes, mancher liebenswürdige Vormund für die noch nicht ganz erzogene Weisheit und Tugend, manche Zierde der Geschichte glänzt; daß Wildheit, Rohheit, Grausamkeit sich immer mehr verliert; daß die zärtliche Stimme des Mitleids, der milde Anhauch der Menschlichkeit, selbst den Arm des würgenden Kriegers hemmt. Wem Vorurtheile nur nicht das, was wirklich ist, durchaus verschleyern, der wird es doch nicht zu läugnen wagen, daß das Ungeheuer Aberglaube so bis auf die letzten Zuckungen niedergekämpft und erschöpft ist, daß es auch den künstlichsten Versuchungen schwerlich gelingen möchte, es in sein voriges frisches Leben zurück zu rufen; daß man in jedem Felde des menschlichen Wissens mit Riesenschritten vorwärts gegangen ist; daß die Wissenschaften, indem sie eine immer gemeinnützigere Richtung und immer mehr das schöne Gepräge weltbürgerlicher Weisheit erhalten, darum wahrlich nicht seichter geworden sind, nicht an Gründlichkeit verloren haben; daß die erleuchtende Philosophie, indem sie sich herab läßt, mit dem Taglöhner in seiner Sprache zu sprechen, doch gleich geschmeidig sich mit Kant, oder durch Kant veranlaßt, in die über-

sinnlichsten Höhen erhebt, um von da aus die Gebäude und die Werkstatt der menschlichen Vernunft zu mustern; daß man in dem gränzenlosen Gebiethe der Naturwissenschaften die erstaunlichsten, die überraschendsten Entdeckungen gemacht, und der Natur ihre verhülltesten Geheimnisse so abgelauert und abgepreßt hat, daß die Bacons, die Guerike, die Newtons darüber erstaunen müßten, was sie von ihren Schülern lernen könnten; daß es der Geschichte gelungen ist, Diplomatik, Philosophie und Beredsamkeit zu verschwistern; daß die Philologie noch immer so fleißig ist, als sonst, Gold und Perlen für die Weisheit aus den Schatzkammern der Alten zu hohlen, ohne so oft durch wildes Gezänk über den Gräbern der Vorwelt und durch kleine Spielereyen mit altem Staube die griechische Grazie und den römischen Ernst von sich zu scheuchen, an deren Hand sie so geschäftig ist, daß Poesie, Beredsamkeit und jede schöne Kunst jugendlich blüht; daß Unterricht und Erziehung immer mehr öffentliche Angelegenheit geworden, und dadurch ihrer Vollkommenheit näher gekommen; daß die Anstalten zur Lehre und Bildung vervielfältigt oder unterstützt, befördert und verbessert sind. Religion und innere menschliche Vortrefflichkeit haben unstreitig gewonnen *). —

Sollte nach dem allen die Menschheit nicht fortgeschritten seyn im Guten und in der Veredlung? und sollte sie nun nicht immer weiter fortgehen? Sie hat die Stimme des gutgemeinten Tadels nicht verschmäht, sie hat den Ruf der freymüthigen Einsicht gehört und befolgt; sollte sie das nicht ferner thun? Sollte es nicht beachtet werden, wenn der Menschenfreund seine Brüder auffordert, noch nicht alles für gethan zu halten in dem Garten Gottes, sich noch nicht zum Schlaf hinzulegen, sondern fortzuarbeiten, damit das noch übrige Unkraut getilgt wird? wenn er ihm dabey mehr Vorsicht empfiehlt, als

*) Da der Redner von nun an sich etwas zu breit macht, und in Wiederhohlungen verfällt, so folgt das Weitere mit einigen Abkürzungen.

oft die Besten gebrauchten, damit das gute Gewächs nicht mit dem schädlichen ausgerauft, damit durch übereilte unvorbereitete Änderung die gründliche Besserung nicht gehindert wird? Sollte es nicht fruchten, wenn die Bearbeiter der praktischen Philosophie auf den Lehrstühlen, und ihre mächtigeren Freunde auf den Thronen, sich immer mehr vereinigen, den einen großen Streit, der noch nicht ganz geschlichtet ist, den unnatürlichen Streit zwischen der Tochter auf der einen, und der Mutter und Erzieherinn auf der andern Seite, den Streit zwischen Politik — und Naturrecht und Moral in Harmonie aufzulösen? Sollte man nicht merken auf die redliche Anzeige, welchen Ältern, welchen Ständen, und an welchen Mitteln zu ihrem Wohl es noch fehlt? Sollte man nicht verstehen die gegründeten Warnungen vor den wirklichen Fehlern unsers Zeitalters, vor der üppigen Sinnlichkeit und ihrem fürchterlichen Gefolge, vor dem despotischen Luxus, der seine Diener nur auf sich einschränkt, das Gefühl für echte, lautere Freude und für die Menschheit abstumpft, und den Sinn für Arbeit und für das Edle und Große erstickt? Sollte man nicht hören auf die Ermunterungen, mehr, als es geschieht, nach dem stillsten, aber wahrsten, nach dem häuslichen Glücke zu ringen, weil man Ruhe und Lust und Segen schwerlich unter Andere austheilen kann, wenn man sie nicht selbst im Hause hat? Ja, ja, Erhöhung und Vollkommenheit des menschlichen Geschlechtes! du bist kein Traum, und wenn der große Vater dich nicht so herbey führt, als seine Kinder denken, so können die Erfolge wohl anders, aber sie müssen besser seyn. Ja, die Zeit wird kommen, da die Menschheit blühen wird in unverkannter Vortrefflichkeit, in unverkümmertem Besitz ihrer eigenthümlichen Schätze; da man in dem ärmsten Hüttenbewohner, in dem niedrigsten Diener die Menschheit achtet; da der muthige Krieger, dem ein edles Herz unter der feinern Uniform schlägt, in dem ihm unterworfenen Mann, dem ein edles Herz unter der gröbern Uniform schlägt, den Einen gemeinschaftlichen Adelsbrief nicht übersehen wird, der

allenthalben gelten muß, weil Gott ihn schrieb, die Menschheit; da Handel und Mäkeley mit Menschen wie mit Waaren aufhört; da man es beherzigt, daß auch ein schwarzer Mensch ein freygebornes Kind im Hause Gottes ist, daß auch einer schwarzen Mutter das Herz blutet, wenn man ihre Kinder zu harten Frohnen peitscht, und daß Gott nicht will, daß den Müttern das Herz bluten soll; da Reiche und Arme glücklicher neben einander wohnen, weil diese durch jene gebildet, in Thätigkeit gesetzt und versorgt, Nahrung und Kleidung, Bett und Dach, wenn auch nicht so schön, doch eben so für das Bedürfniß haben. Die Zeit wird kommen, da heller Verstand mit jugendlich unverstimmter Phantasie, ruhige deutliche Einsicht mit starkem Gefühl und mit Fülle des Herzens, gründliches Wissen mit freundlicher Geselligkeit, feine Ausbildung mit der Einfachheit des Wahren sich schwesterlich vertragen. Natur und Kunst, Mutter und Tochter, werden immer einträchtiger mit einander werden, und indem man sich nach der Tochter sehnt, wird man es mit der Mutter nicht verderben dürfen. Kunst in ihrer höchsten Blüthe wird ja selbst Natur. Steif und unbeholfen waren ihre frühern Werke; die Kinder ihrer Vollkommenheit athmen wie die Mutter Kraft und Leben. An der Hand der Kunst wandeln die Menschen wieder in die Hallen der Natur, aus welchen die Kunst sie führte, sie veredelt zurück zu bringen. Ungetrübt heiter, unbekümmert glücklich, spielen die Menschen dann in vollem Genuß der Güter, die Menschheit und Gesellschaft, Geist und Herz, Freundschaft und Liebe gewährt, die seligen Spiele ihrer Kindheit in den lieblichen Gärten der Erde; durch kindlich unschuldige Gefühle, kindlich harmlose Träume, kindlich wahre Gedanken, geübt und gebildet, blühen sie hier entgegen den höhern, erhabneren Gefilden ihrer vollkommenen Reife. Zu diesen hin führt sie eine weise, belebende, holde Begleiterinn, die hier ihre Lust reinigt und versüßt, sie belehrend nach dem Zustand ihrer Vollendung hinweiset, und ihnen entzückende Aussichten auf größere Kreise der Thätigkeit und Freude, in die

der Ewige sie haben will, entfaltet, die bey den Leiden des Lebens Vertrauen auf den Erhabensten in ihre Seelen haucht, ihnen manche Dornen aus der Bahn des Lebens bricht, selbst die Sterbebetten ihrer Theuern noch mit Blumen bestreut, und über ihren stillen Särgen die tröstenden Bilder von Unsterblichkeit und Wiedersehen entwickelt; eine Begleiterinn, die ihr ganzes Wesen so für Vollkommenheit stimmt, einen so reinen Sinn für Vollkommenheit in ihnen hervor ruft, daß sie der größten Schönheit, der größten Weisheit und Kunst, der größern Tugend des Andern sich freuen ohne Neid; eine Gefährtinn, die bey den Wallungen der Sinnlichkeit ihren edlern Theil mahnt, der ihm vertrauten Herrschaft nicht unwürdig zu werden; die, wenn sie Pflicht und Liebe vergessen wollen, ihnen zuruft: „Pflicht und Liebe warten euer, gedenkt ihrer!" die, wenn sie in Gefahr sind, andern auch die kürzeste Zeit durch üble Laune oder durch ein Wort, durch einen Blick, durch einen Scherz zu verbittern, ihnen milde zuflüstert: „Lieben! ihr werdet doch keinen Bruder kränken auch nur auf eine Stunde!" — eine Gefährtinn, die den Jüngling umarmt, und noch in der letzten Stunde dem Scheidenden, von dessen Lager alle seine Lieben ängstlich fliehen, beruhigend und freundlich in die matten Augen blickt; die edelste Gefährtinn, — die Religion. Ja, Religion wird immer mehr der Segen der Menschheit werden, und wie verschieden sie in den verschiedensten Ländern, wie sehr sie hin und wieder mit dem Irrthum gepaart seyn, wie vieles die prüfende Vernunft hier und da den Steinen, an dem Hochwerke, an den Dächern, an den historischen und poetischen Stützen und Pfeilern ihrer Gebäude zu tadeln haben mag, so wird man doch allenthalben über die Bestimmung des Gebäudes, allenthalben darüber einig werden, daß es gewidmet ist der Lehrerinn, der Erzieherinn zur Vollkommenheit. Da wird der Verehrer des weisen Confucius sagen: der große Tien will, wir sollen uns lieben, und immer besser werden; da wird der Schüler des guten Zoroaster sprechen: die Zeit ohne Gränzen will, daß

Ormusd, der Stifter des Guten, am Ende über alles Böse die Oberhand behalte; arbeite als sein getreuer Diener, daß das Gute herrschend werde; da wird der gutmüthige Indianer rufen aus der Fülle des Herzens: „Brama will Liebe!" — Da werden Juden und Christen ehrlich und zuversichtlich beysammen wohnen; die Stärke, viel zu edel, der Schwäche zu spotten, wird ihr aufhelfen, sie weiter leiten, und was der Christ beginnt und thut, wird beseelt seyn von dem Gedanken: Jesus spricht, Gott ist die Liebe, und ihr sollt vollkommen seyn, wie euer Vater im Himmel *)! —

Vollkommenheit und Veredlung; herrlicher, großer, seliger Gedanke! Vollkommenheit und Veredlung der Erdebewohner! wenn ihr nun erreicht seyd, so weit ihr hier erreicht werden könnet, o wie wird es der Menschheit dann seyn? Wie dem Mann ist, der viel litt und weinte und jeden Harm des Lebens kennen lernte, wie dem ist, wenn er allen Kummer überstanden und den reichsten Ersatz in dem seligsten Loose errungen hat, wie der dann zurück schaut auf die Tage des Leidens, wie selbst sein Wehe in sanften Bildern ihn umschwebt, wie selbst die lieben Todten, die sich von ihm wandten, in schönen freundlichen Gestalten vor ihm wandeln, wie das Kind, das aus seinen Armen zum Schlafe hinging in den Sarg, ihm wie ein junger Engel in einem Blumengarten glänzt, wie jeder Schmerz ihm ist, wie ein gern wiederhohlter Traum der Vergangenheit: so wird der Menschheit dann seyn, so wird sie zurück schauen auf die vorigen Leiden, auf die abgelegten Unvollkommenheiten, auf die überwundenen Kämpfe.

Wie fern, wie nahe dieß Ziel schon ist, wer mag das sagen? Wer will die Stunde angeben, in welcher das spielende Mädchen zur jungen Schöne aufzublühen beginnt,

*) Auch hier war eine kleine Abkürzung nöthig, um den in diesem, im Ganzen sehr gut ausgeführten, theosophischen Vortrage herrschenden Fehler der Weitläufigkeit zu verbessern.

und die Augenblicke bezeichnen, in welchen diese im höchsten Reize ihrer Blüthe steht? Die Fortschritte zur Vollkommenheit sind unmerklich, und das Daseyn selbst des höchsten Zieles ist unbestimmbar. Und wenn dieses Ziel denn auch noch in grauer Ferne läge? — — Wir denken ja nicht, daß alles Gute, alle Freude mit uns von dieser Erde scheidet, es ist uns ja ein süßer Gedanke, daß auch nach uns die Erde noch schön ist, wir wollen ja gern, daß Blumen auf unsern Gräbern blühen, daß fröhliche Kinder kommen und sie pflücken, und um unsere Hügel spielen, daß glückliche Menschen neben dem grünen Rasen hingehen, unter welchem unsere Gebeine zur Erde wurden! Wie muß die Vorstellung entzücken, wie es uns seyn wird, wenn wir einst von der Laufbahn unserer höhern Wirksamkeit auf eine veredelte Nachwelt herab sehen, wenn wir selig auf unsere erste gute Wohnung, die Erde, herabschauen, und recht viel Licht und Freude, recht viel Wahrheit und Liebe auf ihr erblicken, wie unaussprechlich wir, nun selbst vollendet, dann uns freuen werden, in jedem, der aus dem lieben alten mütterlichen Hause, von der Erde kommt, einen recht würdigen, wohl erzogenen Bürger des Landes der Vollkommenheit zu umarmen!

Rede, gehalten von Sr. Durchlaucht dem Herrn Staats- und Conferenz-Minister und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Fürsten von Metternich, als Curator der Wiener Akademie der vereinigten bildenden Künste, als dieselbe am 12. Februar 1812 den Geburtstag Sr. k. k. Majestät durch die Publication der neuen, von dem Monarchen ertheilten Statuten, und durch eine öffentliche Preisvertheilung feyerte *).

Meine Herren! Das österreichische Kaiserhaus feyert heute einen Tag, welcher in dem Patrioten die heiligsten Gefühle

*) S. Deutsches Museum von Fr. Schlegel. Wien. Märzheft 1812.

erregt! In die Huldigung Aller stimmt die Akademie der vereinigten bildenden Künste; wer mehr als sie, verdankt dem Monarchen eine Fülle neuer Wohlthaten? Diese dem versammelten akademischen Körper kund zu thun, die Glieder der Akademie zu neuer Thätigkeit aufzufordern, die Augen einer erlauchten Versammlung, und durch sie jene der Nation, auf ein Institut zu richten, dessen Wirkungskreis eben so tief in die edelsten Bestrebungen des menschlichen Gemüths, als in die wichtigsten Triebräder der Industrie und des wahren Reichthums gebildeter Völker eingreift: ist meine Pflicht an einem der Dankbarkeit ganz geweihtem Tage.

Vor einem Jahre berief mich Ihr Vertrauen zu dem ehrenvollen Geschäft, der Vertreter Ihrer Wünsche zum Besten der Kunst zu seyn. Mit wechselseitigem Zutrauen, mit vereinten Kräften schritten wir zu einem wichtigen Werke. Es lag uns ob, die Vortheile einer bestehenden, nur zu wenig bekannten Institution zu erweitern, die Mängel, welche eine langjährige Erfahrung aufgedeckt hatte, zu verbessern. Wir bedurften Aufmunterung und Unterstützung; wir bereiteten hierdurch Sr. k. k. Majestät eine neue Gelegenheit, Gutes zu wirken; konnten unsere Wünsche unbefriedigt bleiben?

Um dem vereinten akademischen Körper eine genaue Darstellung dessen, was geschehen ist, zu geben, sey es mir vergönnt, Sie, meine Herren, zu den frühern Zeiten unserer Akademie zurück zu führen; in der Geschichte der Entstehung dieses Vereins, der Entwickelung seiner ersten Keime, der allmähligen Erweiterung seiner ursprünglichen Anlagen bis zu dem jetzt bestehenden Ganzen, liegt reicher Stoff gegründeter Hoffnung für die Zukunft.

Die ersten Spuren der vaterländischen Kunst verlieren sich in die Zeiten Maximilian des I., Rudolph des II. und Ferdinand des III. — Leopold der I. that den ersten Schritt zu einem wirklichen Kunstverein; Ihm verdanken wir die Gründung einer Mahler- und Bildhauer-Akademie im Jahre 1704.

Joseph der I. eröffnete diese Schule, und stellte sie unter die Leitung des Grafen von Sinzendorf.

Die Regierung Kaiser Carl des VI. war den Künsten noch günstiger als jene seiner Vorfahren. Seine Epoche erzeugte Männer von hohem künstlerischen Sinne. Die Nahmen eines Peter von Strudel, Fischer von Erlach, dessen Werke noch zu den Zierden der Kaiserstadt gehören, eines Kopetzky, Auerbach, Stampar, Faistenberger, reihen sich an jene Zeit. Eugen von Savoyen, gleich groß im Felde und im Innern, trat als Schützer der Kunst auf; zu ihm gesellten sich die Edelsten der Nation; Meisterwerke wurden aus dem Auslande herbey gehohlt, Gallerien errichtet, Prachtgebäude aufgeführt. Hoffnungsvolle junge Künstler erhielten die ausgedehnteste Unterstützung zu Reisen nach den Städten alter classischer Kunst.

Wien schritt einer Periode der Bildung entgegen, welche durch ungünstige Zeitverhältnisse verzögert, doch nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte. Der Grund war gelegt, der Funke glimmte in der Stille; die Blicke der Regenten waren einmahl auf die Kunst geheftet; den Angesehensten des Reiches war sie nicht mehr fremd. Wo es Unterstützung gibt, erscheinen Künstler!

Im Jahre 1726 erweiterte Kaiser Carl den Wirkungskreis der Akademie. Graf Gundacker von Althann wurde ihr eifrigster Beförderer; van Schouppen ward Director. Althann's reger Geist gab der Akademie neues Leben; er verbesserte und erweiterte das Gebieth ihrer Thätigkeit. Der bereits bestehenden Mahler- und Bildhauerschule wurde eine dritte, die der Architectur, beygefügt, und in weniger als zehn Jahren bildeten sich in allen Fächern Männer, deren Werke noch geschätzt werden. Daniel Gram, Paul Troger, Unterberger, Janek, Max Hämmel, der ältere Brand, Aigen, Raphael und Matthäus Donner, die beyden Schmutzer und Sedelmeyer gingen aus jenen Schulen hervor.

Graf von Lossy und Moytens, des Grafen Althann und van Schouppens Nachfolger in der Oberleitung der Akademie,

erhielten den ihr von den Vorgängern gegebenen Schwung; wenige Jahre lohnten ihre und einiger thätigen Mitarbeiter Bemühungen.

Wir nähern uns nun einer in so vielen Hinsichten unvergeßlichen Epoche. Maria Theresia verherrlichte den österreichischen Thron. Ein Mann von hohem Geiste und reger Kraft, Fürst Kaunitz, unter dessen Protectorat bereits eine der Kunst in Erz zu schneiden gewidmete, unlängst organisirte Schule gestellt worden war, bewirkte im Jahr 1768 die Errichtung eigener Zeichnungs- und Kupferstecherschulen, welche in demselben Jahre, obgleich von der Mahler- und Bildhauer-Akademie unabhängig, von der Monarchinn zu einer, mit eigenen Statuten versehenen freyen Akademie erhoben werden. Die Oberleitung erhielt Fürst Kaunitz; Schmutzer, dessen Verlust wir noch in zu frischem Angedenken haben, um ihn nicht ganz zu würdigen, wurde Director der neuen Akademie.

Die beyden Institute erhielten sich mehrere Jahre neben einander. Nach dem Tode des Grafen Lossy wurde das Protectorat über beyde dem Grafen Kaunitz anvertraut. Dem großen Kenner mußte der Verein aller Zweige der Kunst willkommen seyn; er wußte, wie schwer die Fortschritte der einen ohne gleichzeitige Fortschritte der andern sind. Er wünschte das Ganze mit einem Geiste zu beleben, und nun entstand die vereinte Akademie der bildenden Künste. Die Säle füllen sich bald mit echten Modellen; reichliche Stipendien zur Unterstützung angehender, und zur Ermunterung sich bildender Künstler wurden gestiftet. Die Zahl der nach Italien Reisenden wurde vermehrt; die kaiserlichen Kunstschätze wurden den Künstlern geöffnet.

So hatten in weniger als einem halben Jahrhunderte die Künste in Österreich einen Schwung genommen, welcher die paterländischen Institutionen an die ersten europäischrn anreihte. Kaiser Joseph II. bestieg den Thron. Er, dem die National-Industrie so viel verdankt, überzeugte sich, daß einer der wesentlichsten Zweige im Gebiethe der Kunst noch unfruct-

bar daliege. Die Akademie, bis dahin reine Kunstschule, war noch in keiner Berührung mit den Manufacturisten. Er schuf demnach eine eigene technische Schule; der Geschmack des täglichen Verkehrs sollte durch sie geleitet, an richtige Begriffe und feste Grundsätze gewöhnt werden; Österreich sollte, dem Wunsche Josephs gemäß, keinem andern, durch Fabrik-Industrie ausgezeichneten Staate nachstehen. Seine Absicht war, die Kunst allgemein anwendbar, also allgemein nützlich zu machen. Im Jahre 1789 wurde, dieser glücklichen Idee zufolge, die Akademie mit allen Zweigen der Kunstgewerbe in Berührung gesetzt; jeder sollte an ihrem wohlthätigen Einflusse Theil haben; sie wurde die Behörde, welche über die Fähigkeit zur Erhaltung irgend eines Meisterrechts zu entscheiden hatte. Daß die Absichten des großen Monarchen nicht unerreicht blieben, bezeugt eine tägliche Erfahrung. Erwägen wir die stürmischen, verheerenden Zeiten, welche mit den letzten Regierungsjahren Kaiser Josephs begannen; berechnen wir den widrigen Einfluß solcher Störungen auf Ausbildung der Künste in rein scientifischer und technischer Hinsicht, und erinnern wir uns, daß dennoch in eben diesen, durch ein und zwanzig Kriegsjahre bezeichneten Zeitraum, das glückliche Emporblühen zahlloser Manufakturen und Fabriken fiel: so zeigt sich, wie tief berechnet das System der frühern Regenten, wie wirksam und fruchtbringend der Schutz ihres Nachfolgers war.

Wir, meine Herren, stehen nun auf einer Stelle, auf welcher wir großen Verpflichtungen Genüge zu leisten haben. Wir sind unsern Vorgängern von dem Gebrauche der reichen Erbschaft, die sie uns hinterließen, Rechenschaft schuldig. Unsere Zeitgenossen haben das Recht, von uns Vervollkommnung der Kunst zu fordern; unsere Ehre erheischt, daß wir dem Danke der Nachkommen entgegen streben. In diesem Sinne beleuchteten wir die bisher bestandenen Institutionen. In allen ihren Grundzügen richtig, schienen sie uns in mancher täglichen Anwendung mangelhaft. Ein wesentliches Bedürfniß war noch

unbefriedigt; ein Bedürfniß, welches bey größerer Ausbildung täglich fühlbarer wird.

Der Kunst auf ihren höhern Stufen genügt das Gemeine nicht mehr. In ihrer Kindheit hat der bloße Handwerker den Wahn, ein Künstler zu seyn; dem noch rohen Volke scheint jeder Farbenaufwand Mahlerey, jedes Schnitzwerk Bildhauerey. Der hohe Geist, welcher den Künstler erst zum Künstler eignet, jenes Gefühl, welches sich den rohesten Stoffen, dem Steine, dem Metalle, dem Leingewebe selbst mittheilt, jenes Leben, welches die Werke der großen Meister der Vorwelt aussprühen, steht weit außer den engen Gränzen bloß mechanischer Kunst. Nur das Gefühl, nur das geistige Leben, welches der Künstler selbst besitzt, kann er seinem Kunstwerke mittheilen; ohne diese Mittheilung bleibt die Farbe Farbe, bleibt der Marmor unter seinem Meißel Stein. Wenn einzelne Künstler bloß durch glückliche Anlagen, oft nur durch mechanische Fertigkeit, ihre Werke bis zu dem Puncte vervollkommnen, wo sie der Aufmerksamkeit der Nachwelt würdig bleiben, wie groß, wie lebendig muß das Gefühl der Kunst in dem Manne ausgebildet seyn, welcher diesen seinen Geist den Werken einer ganzen, durch ihn beseelten Schule mittheilt? Ein Phidias, ein Praxiteles, ein Raphael, ein Rubens, handelten wahrlich nicht nach mechanischen Gesetzen; was sie regierte, war von edlerem Ursprung; aus der Tiefe eines begeisterten Gemüths drang die Kraft hervor, die sich in ihren Werken verewigte.

Diese Betrachtungen machten neben den bereits bestehenden Anstalten noch eine eigene, dem theoretischen Theile der Kunst im höhern Sinne des Worts gewidmete Schule wünschenswerth. Sie zu schaffen, war Kaiser Franz vorbehalten. Das neue Statut gründet einen Lehrstuhl der Theorie der Kunst. Die Freygebigkeit des Monarchen sorgte für die Dotation des Lehrers. Schüler, mit ausgezeichneten Anlagen begabt, werden künftig in dieser neuen Schule Kenntnisse schöpfen, welche außer der Sphäre des gewöhnlichen Künstlers

liegen, ohne die jedoch der höhere nicht bestehen kann. Eigene Lehrer werden den akademischen Zöglingen die großen Bilder des Alterthums vorhalten, sie in die Geheimnisse einweihen, durch welche in den Jahrhunderten classischer Kunst dem schüchternen Talente der Weg zur Vollendung gezeigt, der ungeregelten Phantasie Schranken gesetzt wurden. Jene Vorkenntnisse, welche der Künstler in spätern Jahren nur selten, und dann um den Preis mancher kostbaren, für die Ausübung verlornen Zeit erkauft, werden ihm in der neuen Lehranstalt als eine der ersten Grundlagen aller fernern Bildung beygebracht werden. Mit unverwandtem Fleiße der Professoren, unter einer zweckmäßigen Leitung der Vorsteher der Akademie, wird auch Wien einst Schulen besitzen, jenen gleich, welche Italien und die Niederlande unter so verschiedenem Einflusse des Klima und des National-Charakters der Nachwelt zum unerreichten Muster aufstellten.

In einem Staate, in welchem wahrer Kunstsinn so rege ist, als bey uns, in welchem reiche Privaten in großer Menge den Künstler zu unterstützen bereit sind, tritt noch ein anderes Bedürfniß ein. Dem angehenden Künstler muß die Möglichkeit, sich bekannt zu machen, dem bereits sich Gebildeten müssen Aufmunterung durch zweckmäßige Concurrenz, und Mittel des Absatzes verschafft werden. Frankreich und England sind seit Jahren mit dem Beyspiele öffentlicher Ausstellungen der Kunstwerke vorangegangen. In den Gallerien lebender Künstler werden die Fortschritte der Kunst von Periode zu Periode am sichersten beurtheilt; hier strebt der Schüler nach der Palme des Meisters; hier fürchtet der Meister von dem Schüler übertroffen zu werden. Die Ehrliebe, dieß allbelebende Gefühl, bemeistert sich der Concurrenten; das Handwerk verschwindet, die Kunst tritt an seine Stelle. Se. Majestät der Kaiser haben demnach Ausstellungen der Werke vaterländischer Künstler angeordnet. Die erste dieser Ausstellungen ist auf das Jahr 1813, nach eigenen von der Akademie festzusetzenden Grundsätzen, bestimmt. Von drey zu drey Jahren werden die Ausstellungen

wiederhohlt. Alle Künstler der Nation und jedes Kunstfaches fordert die Akademie zu dem ehrenvollen Wettstreite auf. Zu den ersten Ausstellungen werden, wenn auch seit Jahren verfertigte, Werke aufgenommen, für die folgenden nur jene der drey verflossenen Jahre. Wir wollen unsere jetzigen Kräfte, den Punct, von welchem wir ausgehen, kennen lernen, um unsere Fortschritte richtiger berechnen zu können.

Welche Vortheile die Kunst in Frankreich und England aus zweckmäßigen, großgedachten Einrichtungen zog, lehrt die Erfahrung. Österreich soll mit seinen Künstlern, mit seinen Mäcenaten, mit dem warmen Gefühle seiner Völker für alles Gute und Schöne, dem Auslande nicht nachstehen. Die Vorbilder anderer Staaten zu erreichen, darf bey uns nur das Verborgene an das Licht befördert, das Unbekannte bekannt, schlummernde Anlage zur Thätigkeit geweckt werden. Die Nation wird über eigene, ihr unbewußte Schätze staunen; der Impuls zu künstlerischer Thätigkeit wird nicht umsonst gegeben werden; wenige Decennien werden hinreichend seyn, meine Hoffnungen zu rechtfertigen.

Dieses, meine Herren, sind Aussichten, welche sich auf die verbesserten und erweiterten Einrichtungen unserer Akademie als Kunstschule gründen. Aber auch als Kunstgesellschaft mußte sie Schwung und Ausdehnung erhalten.

Nichts ist weltbürgerlicher als die Wissenschaft und die Kunst. Die reine Verwandtschaft des Geistes, erhaben über jede materielle Bedingung, erstreckt sich durch Jahrhunderte; ihre Bande unterbricht keine Entfernung, schwächt und löst kein Ereigniß der Zeit. Die Akademie zählt bereits unter ihren Ehren- und Kunst-Mitgliedern die Erlauchtesten der Nation; Heil dem Reiche, in welchem jedes Gute und Erhabene durch das ehrwürdige Beyspiel des Regenten, durch jenes seines ganzen glorreichen Stammes befördert wird! Nur berühren kann ich die anspruchlose Unterstützung, welche in allen Theilen der Monarchie die Wissenschaften und die Künste täglich durch die Glieder des allerdurchlauchtigsten Hauses erhalten. Dem großen

Beyspiele treu, vereinigt sich zu demselben Zwecke der Adel. Enger noch muß das Band werden, welches die Akademie der Hauptstadt mit ähnlichen Einrichtungen in den Städten der Provinzen verschwistert.

Die Wahl einzelner Ehren- und Kunst-Mitglieder wird sich nicht an die Gränzen des Reiches binden; die Nahmen der Ersten in der Kunst, jene der vorzüglichsten Kenner und Unterstützer in allen Staaten Europa's, sollen sich an eine Institution reihen, welche in ihrem erweiterten Wirkungskreise zunächst zwar Österreich, dann aber der Kunst überhaupt, im ganzen Umfange ihres großen Gebiethes, gehört. Gelingt es uns, den Zweck, der uns heute vorschwebt, zu erreichen, dann, meine Herren, haben wir auf den Dank des Vaterlands die gerechtesten Ansprüche erworben.

Das Studium der Kunst, der Sinn für alles Große und Schöne, der wahre National-Reichthum, vom wahren National-Ruhme unzertrennlich, werden sich in gleichen Verhältnissen erheben. Die Enkel werden erst vollständig genießen, was die Väter ihnen bereitet; das Vaterland wird ihnen darbiethen, was wir jetzt noch unter fremden Himmelsstrichen suchen. Derselbe Boden, dem jene Männer angehörten, deren Nahmen durch bleibende Denkmähler verherrlicht zu werden verdienen, wird Denkmähler, wird Kunstwerke von unsterblicher Art, ihrer würdig, aus seinem Schooße hervor rufen. Aus den Ruinen Athens und Roms ertönen nach Jahrtausenden noch die Stimmen der Vorwelt. Heute noch glüht in den Werken ihrer Künstler das hohe Gefühl, welches sie einst belebte; lauter, bedeutungsvoller spricht ein einziges dieser Werke, als alle kalten, leblosen Ruinen vergänglicher Größe.

Die erneuerten Statuten, welche wir der Gnade des Monarchen verdanken, überreiche ich der Akademie. Mit mir, meine Herren, theilen Sie das innigste Gefühl des Dankes! Mit mir vereinigen Sie sich in dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!"

Philosophischer und wissenschaftlicher Styl.

Über die Muße.

Von Garve.

Unter Muße verstehe ich die Lage eines Menschen, in welcher es ihm frey steht, sein Gemüth mit demjenigen Gegenstande zu beschäftigen, welcher ihm am besten gefällt.

Die Hauptsache bey derselben ist also, die innere Freyheit des Geistes in Absicht der Richtung seiner Aufmerksamkeit, und des Gebrauches seiner Kräfte überhaupt.

Der Muße stehen zwey verschiedene Lebensarten entgegen: das geschäftige, und das zerstreute Leben. In dem ersten sind es aufgegebene und befohlene Arbeiten, in dem andern sind es verabredete Vergnügungen, welche das Gemüth zu bestimmten Zeiten, auf eine von seiner freyen Wahl unabhängige Art, fortdauernd beschäftigen. Der Hofmann, in aller seiner Herrlichkeit, hat so wenig Muße, als der Taglöhner oder Handwerksgeselle, der für sein Brot arbeitet. Beyde stehen unter einem Herrn, beyde sind eingespannt in ein Joch, unter welchem sie ihren vorgezeichneten Weg, einen Tag, wie den andern, wandeln müssen.

Von der Muße ist der Müßiggang sehr weit unterschieden. Dieser ist Unthätigkeit; jener ist die äußere Möglichkeit einer freywilligen, selbstgewählten, also der edelsten Thätigkeit.

Es kommt auf die Stärke des freyen Geistes an, ob eine gewisse Lage ihm Muße gewähren soll. Geschäfte, die den einen Menschen zu Boden drücken, die ihn nicht frey athmen lassen, sind dem andern ein Spiel, und hindern ihn nicht, sein Nachdenken über andere Gegenstände auszubreiten, gesetzt

auch, daß sie ihm nicht erlaubten, ihnen einen eigenen Zeitraum zu widmen. Der eine wird, durch den Rausch zu vieler gesellschaftlicher Ergetzungen, trunken, und vergißt sich, seine Pflichten und alles vernünftige Nachdenken. Der Andere lebt in eben dem Geräusch, und bleibt nüchtern, seiner mächtig, ein denkender Mann, vielleicht ein beobachtender Philosoph. — Jedem Menschen ist diejenige Lage schädlich, welche ihm seine Geistesfreyheit raubt, und seine Vernunft verdunkelt. Es ist daher das arbeitsame und das zerstreute Leben von sehr verschiedenem Einflusse auf verschiedene Menschen. Die Schwachen werden durch das erste bloße Routiniers, durch das andere leichtsinnig, leer oder ausschweifend. Die Starken hingegen können durch die Arbeit geübt, und durch die Zerstreuung verfeinert werden, ohne von ihren natürlichen Anlagen etwas einzubüßen.

Weil aber doch nur wenige Menschen diese überwiegende Selbstmacht haben, welche die Menge aufgedrungener Objecte, es mögen ernsthafte oder ergetzende seyn, gleichsam zu überwältigen und so zu bearbeiten wüßten, daß ihre intellectuelle und moralische Vollkommenheit darunter nicht litte: so ist es allerdings etwas Wünschenswürdiges für einen an sich thätigen und fähigen Geist, von diesem Dringen und Drängen äußerer Gegenstände frey zu seyn, und weder durch einen Obern, noch durch die Noth, noch durch die bloße Lage in der Welt, immer von einer Beschäftigung, von einer Idee zur andern getrieben zu werden. Wenn diese äußere Losspannung einem Manne von ausgezeichneten Talenten und edeln Gesinnungen zu Theil wird, einem Manne, der, durch eigenen Trieb, mit Wahrheit und Tugend unabläßig beschäftigt ist: dann ist sie wirklich, wie Sokrates sie nannte, etwas Heiliges, ein ehrwürdiger Zustand, ähnlich dem, in welchem wir uns das höchste Wesen vorstellen.

Gelassene, ruhige Thätigkeit ist an sich schon eine herrliche Eigenschaft. Thätigkeit aus eigener Wahl ist ein zweyter königlicher Vorzug. Wenn sie nun auch noch ununterbrochen auf einen großen und gemeinnützigen Zweck gerichtet seyn kann,

weil keine größere Störung sie abruft: dann kann sie den Menschen hoch erheben, und der Welt wichtige Dienste leisten.

Aber für den unvollkommenen Menschen, der noch auf den ersten Stufen seiner Ausbildung steht, ist Muße kein schicklicher Boden, in dem er gedeihen könnte. So wie bey allen Menschen äußere Gegenstände zuerst die Sinne in Bewegung setzen müssen, ehe ihr Verstand anfängt sich zu äußern: so müssen bey den meisten Menschen aufgegebene Geschäfte erst ihre geistigen Kräfte in eine regelmäßige Wirksamkeit bringen, ehe sie, sich selbst überlassen, zur Vervollkommnung des Menschen selbst, oder zum Besten der Welt mit Erfolg arbeiten können.

Der dumme Mensch schläft ein, sobald er mit seinen Händen und Füßen nichts mehr zu thun hat. Der halbgebildete Geist verlangt wenigstens einen ihm von Andern für sein Nachdenken vorgelegten Gegenstand; er hat eines Anstoßes und einer Richtung nöthig, die ihm nur durch die Pflichten eines gewissen Amtes oder durch die Geschäfte eines bestimmten Berufs gegeben werden können. Es sind nur die ausgewählten Menschen; die, wie Cicero es vom Africanus sagt, dann am lebhaftesten sich zu beschäftigen wissen, wenn sie am meisten von aller Nothwendigkeit zu arbeiten frey sind.

Die taumelnde Bewegung der Sonnenstäubchen ist das Bild unruhiger Geschäftigkeit; die Bewegung der himmlischen Körper ist das Bild der thätigen Muße. Die Eile und das beständige Zurückprallen ist der Charakter der ersten; die Beständigkeit und das sichere, obgleich langsame Gelingen zum Ziele unterscheidet die zweyte.

Wer könnte von der Muße reden, ohne des Landlebens und der Wissenschaften zu gedenken? An keinem Orte ist die Muße so erwünscht, als auf dem Lande; mit keinem Gegenstande kann sie so völlig ausgefüllt werden, als mit der Cultur der Wissenschaften. Die Stadt ist der Sammelplatz der Gewerbsarbeiten, der Standort der Regierungsgeschäfte und der Zerstreuungen: das Land ist der Aufenthalt der Ruhe, der Sitz

des Nachdenkens, der Freyheit, und der selbstgewählten Beschäftigung. Schon der bloße Anblick der Natur und ihrer Abwechselungen biethen dem geschäftlosen Manne eine immer bereit liegende Quelle von Vergnügen und Unterhaltung, und vielleicht die einzige dar, die auf lange Zeit aushält, und ganz in seiner Gewalt steht. Aber wie reich ist diese Natur nicht erst an Geistesnahrung und Arbeitstoff, für den, welcher sie entweder in ihrer verborgenen Wirksamkeit zu beobachten weiß, oder der sich durch die Empfindungen, welche sie erregt, zu höhern Betrachtungen erwecken läßt. Welch glücklicher Zustand, wenn der Mensch einen, zwar nur sehr kleinen Theil des großen Universums, geschmückt mit allen Reizen des Frühlings, vor sich liegen, und dessen lebendige Kräfte sich vor seinen Augen entwickeln sieht, indem er zugleich über das Ganze, über den Ursprung desselben, über seine empfindenden und vernünftigen Bewohner, über die Veränderungen, die mit denselben vorgegangen sind, und über die vermuthlichen Schicksale, für die sie aufbehalten sind, nachdenkt.

Nie wird mir das Alterthum und die Geschichte interessanter, als wenn die gemeinschaftlichen Objecte, welche alle Generationen gesehen, und die gemeinschaftlichen Freuden, welche alle genossen haben, mir eben jetzt gegenwärtig sind, und Sinne und Verstand beschäftigen. Auch sie, jene Helden und Weisen der Vorzeit, sahen diese Sonne, und erwärmten sich an ihren Strahlen; auch sie freuten sich des wiederkehrenden Frühlings, und wurden auf ihren Fluren und Wiesen von denselben Gestalten, Farben, Tönen, Gerüchen, als ich, ergetzt und erquickt. Oder ist es die unsichtbare Welt, der Geist des Menschen, Gott, und die Zukunft, auf welche mein Nachdenken gerichtet ist: was führt mich mehr in sie hinein, was unterstützt das Bestreben der Vernunft, über die Sinnlichkeit empor zu steigen, durch mehr analoge Empfindungen, als die in die Augen fallende Harmonie von Himmel und Erde, zum Entstehen und Wachsen der künstlich gebauten Pflanzen, zum Leben und Vergnügen der empfindenden Thiere. Kommen

Augenblicke der Ermattung, wo die Geisteskräfte sinken und der Faden der Untersuchung abreißt: gleich sind sinnliche Gegenstände bey der Hand, welche, auch unabhängig vom Nachdenken, vergnügen können, — Gegenstände, welche den Geist, ohne ihn zu zerstreuen, abspannen, die Lebensgeister erfrischen, und den Menschen, nach einigen Augenblicken der Ruhe, gestärkt wieder an seine Arbeit gehen lassen.

Das Landleben wird wenigen Menschen lange gefallen, wenn sie nicht entweder das Land selbst, welches sie bewohnen, oder an dessen Stelle das Feld der Wissenschaft und der Literatur anbauen. Auf der andern Seite wird Einsamkeit und Studiren selbst dem, welcher sich, unabhängig von andern Menschen, zu vergnügen und zu beschäftigen am besten versteht, weit eher lästig, wenn er in die Mauern einer Stadt eingeschlossen ist.

Natur und Wissenschaft sind für einander gemacht. Jene stellt den Menschen die äußern Gestalten, und die sichtbaren Abwechselungen der Dinge vor Augen, deren innere Natur und Triebfedern diese untersucht. In dem vereinigten Genusse von beyden kann er es, ohne andere Geschäfte oder Vergnügungen zu bedürfen, am längsten aushalten. Und hat er nur Einen Freund bey sich, welcher den Geschmack an der Natur und die Liebe zur Wissenschaft mit ihm gemein hat; ist es ihm in seiner Lage nur noch möglich, einigen Personen wohl zu thun, und Andern Dienste zu leisten: o dann kann er bey dieser ländlichen Muße so thätig und so glücklich seyn, als die eingeschränkte Natur des Menschen es nur immer erlaubt.

Über Einfachheit und Klarheit.

Vom Hofrath Moritz.

Wo nur irgend, nach der langwierigen Barbarey, den Wissenschaften ein neues Licht angezündet ist, und die Kunst ihr Haupt empor gehoben hat, da hat man sich, statt neue Verzierungen auszudrücken, der edeln Einfalt der Griechen und Römer wieder zu nähern gesucht.

Man fing damit an, jedes schöne Überbleibsel des Alterthums wie ein kostbares Kleinod zu betrachten; man wallfahrtete nach antiken Bildsäulen und Ruinen. Bereichert mit den Schätzen der alten Kunst, kehrte der Künstler wieder in sein Vaterland zurück, und mit ihm der wohlthätige Genius, welcher neue Wärme und neues Leben um sich her verbreitete.

So wie der gebildete Geist im Denken Ordnung, Licht und Klarheit liebt, so muß auch in der Kunst das Wohlgeordnete, was leicht zu durchschauen und ohne Mühe zu umfassen ist, vor dem Verwickelten, Verwirrten und Unbehülflichen nothwendig den Vorzug haben.

Auf Leichtigkeit der Übersicht kommt ja im Denken alles an, und so auch in der Kunst. — Alles, was daher die leichte Übersicht des Ganzen stört, mag es, an sich und einzeln betrachtet, auch noch so vielen Reiz haben, ist in der Kunst eben so verwerflich, als in Gegenständen des Denkens ein mäßiges Spiel der Einbildungskraft ist, das nicht zur Sache gehört.

So wie Jemand, der eine Sache deutlich einsieht, sie mit der leichtesten Mühe bearbeitet, da hingegen ein Anderer mit der größten Anstrengung nicht zu seinem Zwecke gelangt: so ist auch der Künstler nur durch die leichte Übersicht seines Gegenstandes mächtig, durch die Kunst auf das Gemüth zu wirken, und die Aufmerksamkeit zu fesseln. Denn indem er alles Einzelne so darzustellen weiß, daß man dadurch nicht befriedigt, sondern immer auf ein größeres Ganze hingezogen wird, hat er das Gemüth gleichsam in seiner Gewalt, und wirkt unwiderstehlich auf dasselbe.

Dieser erste Grundsatz ist so fest, daß gar kein Zweifel dagegen Statt findet: wer die einzelnen Theile oder die Verzierungen in einem Kunstwerke so hervor stehend macht, daß meine Aufmerksamkeit dadurch zerstreut, und die Übersicht des Ganzen mir dadurch erschwert wird, der hat auch gewiß das Ganze selbst verunstaltet, statt es zu verschönern.

Wie nun die männliche Denkart sich dadurch von der kindischen unterscheidet, daß sie einen festen Plan verfolgt, und

sich durch die Spiele des Zufalls in den einzelnen Momenten von ihrem Hauptgegenstande nicht ablenken läßt: so unterscheidet sich auch in den Künsten der edle und männliche Geschmack dadurch von dem kleinlichen und kindischen, daß er nichts duldet, wodurch die Einbildungskraft zu unnützen Spielen verleitet, und die Aufmerksamkeit der Seele von dem Hauptgegenstande abgelenkt wird.

Zwar spielt die Kunst immer, aber selbst mit dem Spiele muß doch ein gewisser Grad von Ernst und Aufmerksamkeit verknüpft seyn, wenn es nicht langweilig und abgeschmackt werden soll; wo nun dieser Ernst und die Aufmerksamkeit ganz mangelt, da fällt das Spiel selbst wieder ins Kindische, und dieß heißt dann nach Lessing's Ausspruch:

„mit dem Spiele spielen."

Sobald man sich dieß erlaubt, wird freylich die Mannigfaltigkeit gränzenlos, aber eben deßwegen wird sie auch langweilig und fade werden, weil sie keinen Vereinigungspunct mehr hat, woran man das Einzelne knüpfen könnte, und wodurch die Vergleichungskraft unserer Seele beschäftigt würde.

Daher ist nichts langweiliger und tödtender für den Geist, als bloße Abwechslung und bloße Mannigfaltigkeit ohne Plan und Zweck. Wo diese herrschend ist, da erliegt das Emporstreben der Denkkraft, und jede edle und große Empfindung unter dem Drucke einer Menge von Kleinigkeiten, die alle zusammen genommen nicht der Mühe des Denkens werth sind.

Indem wir uns nun an die Alten schließen, so heben wir uns auch zu ihrer männlichen Denkart wieder empor; denn sie waren Künstler mit der Einbildungskraft und mit dem Verstande zugleich; diejenigen, welche von ihnen abwichen, waren bloß Künstler mit der Einbildungskraft: es war ihnen gleichsam zu lästig, den Flug der Einbildungskraft immer wieder zurück zu rufen; sie ließen sich durch ihren Gegenstand selber, mit einer Art von Vergnügen, in Labyrinthe verleiten, statt daß sie hätten wünschen sollen, desselben immer Meister zu seyn, und ihn in ihrer Gewalt zu haben. Ihre Zusammen-

setzungen verhielten sich daher zu den Kunstwerken der Alten, wie ein arabisches Feenmährchen zu der Iliade des Homer.

Grundsätze der Diätetik.

Von Kant.

Auf Gemächlichkeit muß die Diätetik nicht berechnet werden: denn diese Schonung seiner Kräfte und Gefühle ist Verzärtelung, d. i. hat Schwäche und Kraftlosigkeit zur Folge und ein allmähliges Erlöschen der Lebenskraft, aus Mangel der Übung; so wie eine Erschöpfung derselben durch zu häufigen und starken Gebrauch derselben. Der Stoicism, als Princip der Diätetik, (sustine et abstine) gehört also nicht bloß zur praktischen Philosophie, als Tugendlehre, sondern auch zu ihr als Heilkunde.

Diese ist alsdann philosophisch, wenn bloß die Macht der Vernunft im Menschen, über seine sinnlichen Gefühle durch einen sich selbst gegebenen Grundsatz Meister zu seyn, die Lebensweise bestimmt. Dagegen, wenn sie diese Empfindung zu erregen oder abzuwehren die Hülfe außer sich in körperlichen Mitteln (der Apotheke, oder der Chirurgie) sucht, sie bloß empirisch und mechanisch ist.

Die Wärme, der Schlaf, die sorgfältige Pflege des nicht Kranken sind solche Verwöhnungen der Gemächlichkeit.

1) Ich kann, der Erfahrung an mir selbst gemäß, der Vorschrift nicht beystimmen: „man soll Kopf und Füße warm halten." Ich finde es dagegen gerathener, beyde kalt zu halten (wozu die Russen auch die Brust zählen); gerade der Sorgfalt wegen, um mich nicht zu verkälten. Es ist freylich gemächlicher, im laulichen Wasser sich die Füße zu waschen, als es zur Winterszeit mit beynahe eiskaltem zu thun; dafür aber entgeht man dem Übel der Erschlaffung der Blutgefäße in so weit vom Herzen entlegenen Theilen, welches im Alter oft eine nicht mehr zu hebende Krankheit der Füße nach sich zieht. Den Bauch, vornehmlich bey kalter Witterung, warm zu halten, möchte eher zur diätetischen Vorschrift, statt der Gemäch-

lichkeit gehören, weil er Gedärme in sich schließt, die einen langen Gang hindurch einen nicht flüssigen Stoff forttreiben sollen.

2) Lange oder (wiederhohlentlich, durch Mittagsruhe) viel schlafen, ist freylich eben so viel Ersparniß am Ungemache, was überhaupt das Leben im Wachen unvermeidlich bey sich führt, und es ist wunderlich genug, sich ein langes Leben zu wünschen, um es größten Theils zu verschlafen. Aber das, worauf es hier eigentlich ankommt, dieses vermeinte Mittel des langen Lebens, die Gemächlichkeit, widerspricht sich in seiner Absicht selbst. Denn das wechselnde Erwachen und wieder Einschlummern in langen Winternächten ist für das ganze Nerven-System zermalmend und in täuschender Ruhe krafterschöpfend: mithin die Gemächlichkeit hier eine Ursache der Verkürzung des Lebens. — Das Bett ist das Nest einer Menge von Krankheiten.

3) Im Alter sich pflegen oder pflegen zu lassen, bloß um seine Kräfte, durch die Vermeidung der Ungemächlichkeit (z. B. des Ausgehens im schlimmen Wetter), oder überhaupt die Übertragung der Arbeit an Andere, die man selbst verrichten könnte, zu schonen, so aber das Leben zu verlängern, diese Sorgfalt bewirkt gerade das Widerspiel, nähmlich das frühe Altwerden, und Verkürzung des Lebens. —

Übrigens ist das Philosophiren, ohne darum eben Philosoph zu seyn, auch ein Mittel der Abwehrung mancher unangenehmen Gefühle, und doch zugleich Agitation des Gemüths, welches in seine Beschäftigung ein Interesse bringt, das von äußern Zufälligkeiten unabhängig, und eben darum, obgleich nur als Spiel, dennoch kräftig und inniglich ist, und die Lebenskraft nicht stocken läßt. Dagegen Philosophie, die ihr Interesse am Ganzen des Endzwecks der Vernunft hat, ein Gefühl der Kraft bey sich führt, welches die körperlichen Schwächen des Alters in gewissem Maße durch vernünftige Schätzung des Werths des Lebens wohl vergüten kann.

Über die Hypochondrie.

Von Ebendemselben.

Die Schwäche, sich seinen krankhaften Gefühlen überhaupt, ohne ein bestimmtes Object, muthlos zu überlassen (mithin, ohne den Versuch zu machen, über sie durch die Vernunft Meister zu werden — die Grillenkrankheit, hypochondria vaga), welche gar keinen bestimmten Sitz im Körper hat, und ein Geschöpf der Einbildungskraft ist, und daher auch die dichtende heißen könnte, wo der Patient alle Krankheiten, von denen er in Büchern liest, an sich zu bemerken glaubt, ist gerade das Widerspiel jenes Vermögens des Gemüths, über seine krankhafte Seele Meister zu seyn, nähmlich Verzagtheit über Übel, welche Menschen zustoßen könnten, zu brüsten, ohne wenn sie kämen, ihnen widerstehen zu können; eine Art von Wahnsinn, welchen freylich wohl irgend ein Krankheitsstoff (Blähung oder Verstopfung) zum Grunde liegen mag, der aber nicht unmittelbar, wie er den Sinn afficirt, gefühlt, sondern als bevorstehendes Übel von der dichtenden Einbildungskraft vorgespiegelt wird; wo dann der Selbstquäler, statt sich zu ermannen, vergeblich die Hülfe des Arztes ansucht, weil nur er selbst, durch die Diätetik seines Gedankenspiels, belästigende Vorstellungen, die sich unwillkührlich einfinden, und zwar von Übeln, wider die sich doch nichts veranstalten ließe, wenn sie sich wirklich einstellten, aufheben kann.

Über moralisches Selbstgefühl und Eigendünkel.

Von D. Jenisch.

Echtes moralisches Selbstgefühl macht den Menschen nie stolz in dem tadelhaften Sinne des Wortes: denn gerade dieses Selbstgefühl lehrt ihn ja, jedes seiner vernünftigen Mitwesen als mit denselben großen Kräften und Anlagen begabt schätzen. Eben so wahr als fein empfunden ist daher Kant's Bemerkung, über die besondere Mischung von Edel-

muth und Demuth, welche gleichsam das Element des moralischen Gefühls ausmacht.

Je schwieriger aber und je seltner der Mensch sich bis zu dieser Reinheit des Moralismus erhebt: desto leichter wird er durch alles das, was denselben bloß weckt und verbreitet, durch erweiterte Einsichten also, durch ausgebildetes Talent und durch Verfeinerung jeder Art, verleitet, voll Eigendünkel auf diejenigen herabzusehen, welche dieser Vorzüge entbehren.

Eigendünkel erfüllt die Tochter, welche bey einem Roman aus der Lese-Bibliothek empfindelt, indeß ihre biedere Mutter sich bey einem Andachtsbuche erbaut: Eigendünkel den Sohn, der das Schauspiel besucht, unterdeß sein weniger gebildeter Vater sich, in der Gesellschaft einiger Leute von alter Sitteneinfalt, von ökonomischen Angelegenheiten unterhält: nicht ohne geheime Verachtung blickt der junge Ladendiener auf seinen alten würdigen Herrn, der von allen den verfeinerten Genüssen entfernt lebt, ohne welche er, der Diener, sich wie vernichtet fühlen würde.

Aber dieser Eigendünkel, der sich einstweilen im Gefolge der Aufklärung findet, beweiset nichts mehr und nichts weniger, als die alte Wahrheit, daß der Mensch sehr oft den Schein statt der Wahrheit ergreift, und daß jener ihn eben so stolz macht, als diese ihn zur wahren Demuth zurückführen würde.

Über die Vernünfteley.

Von Ebendemselben.

Wo viel gedacht wird, wird auch viel geurtheilt, besprochen und getadelt: Vernünfteley ist daher auch im Gefolge des erwachenden und lebhaft angeregten Denkgeistes. Führt doch, leider! wegen der angebornen Beschränkung der menschlichen Natur, der Weg der wahren Vernunftentwickelung, nicht eine kleine Strecke, durch den krummen Nebenpfad der Vernünfteley, diesen Ausdruck selbst in dem Sinn der leeren,

grundlosen und irrigen Begriffsverkettung gedeutet. Unsere wichtigsten Lehren und Grundsätze der Religion, der Moral, der Metaphysik — welch eine endlose Reihe von irrigen Begriffen, von Fehlschlüssen, von Vernünfteleyen also, haben sie gleichsam zu ihren Vorgängern gehabt! Welch ein ungeheurer Schutt von Irrthümern, von Halb- und Wahnbegriffen liegt, möchte man ausrufen, über dem unergründlich tiefen Brunnen der Wahrheit! und bedeckt beydes, unsere Vernunft und unsere Erfahrungswissenschaften, die, erst aus diesem Schutt heraus gehoben, in ihrer natürlichen Reinheit glänzen. So — in speculativen, und so — in praktischen Dingen.

Die in unsern Tagen gewöhnliche und der Aufklärung so höchst vortheilhafte Popularisirung jeder Art von Kenntniß und Wissenschaft ist für Vernünfteley sehr verführerisch. Denn unter den vielen und mannigfaltigen Begriffen, welche, durch durch den herrschenden Schreib- und Lesegeist, der Mittelclasse von Denkern, so wie nicht weniger dem gemeinen Mann mitgetheilt werden, gibt es ohne Zweifel auch einige, und zum Theil sehr fruchtbare und einflußreiche, welche von derselben, nur halbgefaßt, sehr verwirrt gedacht, und unrichtig angewendet werden.

Dasselbe gilt von dem jugendlichen Alter, welches durch die allerneueste und gewiß zweckmäßigste Art des Unterrichts, durch die encyclopedische, gebildet, und früh zur Lectüre der verschiedenartigsten Schriften gewöhnt, sich nur zu leicht ein Urtheil zutraut, und entscheidend abspricht über Dinge, zu deren richtiger Ansicht mehr Kenntnisse und geprüftere Erfahrungen, als die seinigen, erfordert werden.

Über die üble Laune.

Von Pockels.

Die üble Laune verleitet uns oft, alles schwarz zu sehen, wenn auch der Himmel um uns her heiter und freundlich ist; sie dringt uns sogar in einzelnen Momenten den Menschenhaß, wenigstens die Menschenverachtung auf, wohl gar selbst gegen

diejenigen, denen wir Liebe und Dankbarkeit schuldig sind. Sie entrüstet sich selbst gegen das Wahre, Schöne und Gute, wenn es nicht mit ihren Verfinsterungen und lächerlichen Einseitigkeiten zusammen stimmt; sie legt den edelsten Handlungen eigennützige Zwecke und unreine Absichten unter, und macht uns gegen uns selbst also so mißtrauisch, daß wir mit Schüchternheit den Blick von uns abwenden, damit sie ja nicht in ihrer Alleinherrschaft gestört werde.

Wir können es nicht immer angeben, wie sie kommt und entsteht. Oft ist sie wohl ganz körperlich; oft liegt sie in Verwöhnungen unseres Charakters, unserer Sinnesart, unserer Empfindsamkeit, unserer unrichtigen Ansichten der Welt, und unserer Unzufriedenheit mit anderen Menschen; oft stimmen Körper und Gemüth zu ihrer Entstehung mit einander überein.

Die aus körperlichen Ursachen entstandene üble Laune ist wohl die gewöhnlichere, ohne daß wir immer ihren Sitz in dieser aus unzähligen Empfindungs-Werkzeugen zusammen gesetzten Maschine bestimmt angeben können, und ohne daß wir jedes Mahl wirkliche Schmerzen leiden. Sie ist vielmehr eine unbehagliche Beängstigung, die gleichsam unsere ganze physische Organisation gefangen nimmt, und den Mund verschließt, oder eintönig macht, und das freudige und freye Lebensgefühl in uns auf einige Zeit unterdrückt. Die üble Laune des wirklichen Kranken ist etwas ganz anderes. Der Schmerz, das Leiden dringt sie ihm auf, die zerstörte Gesundheit, der Mangel an Schlaf, an freyer Bewegung, die gänzliche Unlust des Gefühls, auch wohl die peinliche lange Weile, die besonders lebhaften Gemüthern im Krankheitszustand eigen ist, verfolgen den Niedergeworfenen, und martern ihn oft bis zur Verzweiflung.

Im Umgange mit diesen bald mehr bald weniger übellaunigen Kranken, sind wir ihnen die menschlichste Schonung und Zartheit unseres Betragens schuldig, und wir sollten uns zu einem solchen Umgange mit Ernst und Liebe, wie zu einer Religionshandlung vorbereiten. Es sind leidende Wesen, welche

die größten Ansprüche auf unsere Geduld machen dürfen, oder auch, wenn ihre Stimmung es erlaubt, von uns Aufheiterungen und Zerstreuungen zu erwarten.

Die Bestimmung des Menschen.

Von Fichte.

Wäre es die ganze Absicht unsers Daseyns, einen irdischen Zustand unsers Geschlechtes hervor zu bringen: so bedürfte es lediglich eines unfehlbaren Mechanismus, der unser äußeres Handeln bestimmte, und wir brauchten nichts mehr zu seyn, als der ganzen Maschine wohl eingepaßte Räder. Die Freyheit wäre dann nicht bloß vergebens, sondern sogar zweckwidrig; der gute Wille vollkommen überflüssig. Die Welt wäre höchst ungeschickt eingerichtet, und ginge mit Verschwendung und durch Umweg zu ihrem Ziele.

Aber ich bin frey; und darum kann ein solcher Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen, in welchem die Freyheit überflüssig und zwecklos ist, meine ganze Bestimmung nicht erschöpfen. Ich soll frey seyn; denn nicht die mechanisch hervorgebrachte That, sondern die freye Bestimmung der Freyheit lediglich um des Gebothes, und schlechthin um keines andern Zweckes willen, — so sagt uns die Stimme des Gewissens — diese allein macht unsern wahren Werth aus. Das Band, mit welchem das Gesetz mich bindet, ist ein Band für lebendige Geister; es verschmäht, über den todten Mechanismus zu herrschen, und wendet sich allein an das Lebendige und Selbstthätige. Diesen Gehorsam verlangt es; dieser Gehorsam kann nicht überflüssig seyn.

Und hiermit geht die Welt heller vor mir auf, und das Grundgesetz ihrer Ordnung steht klar vor dem Auge meines Geistes. In ihr ist rein und bloß der Wille, wie er im geheimen Dunkel meines Gemüths vor allen sterblichen Augen verschlossen liegt, erstes Glied einer Kette von Folgen, die durch das ganze unsichtbare Reich der Geister hinläuft: so wie in der irdischen Welt die That, eine gewisse Bewegung der

Materie, erstes Glied einer materiellen Kette wird, die das ganze System der Materie durchfließt. Der Wille ist das Wirkende und Lebendige der Vernunftwelt, so wie die Bewegung das Wirkende und Lebendige der Sinnenwelt ist. Ich stehe in dem Mittelpuncte zweyer gerade entgegen gesetzten Welten, einer sichtbaren, in der die That, einer unsichtbaren und schlechthin unbegreiflichen, in der der Wille entscheidet; ich bin eine der Urkräfte für beyde Welten. Mein Wille ist es, der beyde umfaßt. Dieser Wille ist schon an und für sich selbst Bestandtheil der übersinnlichen Welt. So wie ich ihn durch irgend einen Entschluß bewege, bewege und verändere ich etwas in dieser Welt, und meine Wirksamkeit fließt fort über das Ganze, und bringt Neues, ewig Dauerndes hervor. Dieser Wille bricht aus in eine materielle That, und diese gehört der Sinnenwelt an, und wirkt in derselben, was sie wirken kann.

Nicht erst, nachdem ich aus dem Zusammenhange der irdischen Welt gerissen seyn werde, werde ich den Eintritt in die überirdische erhalten. Ich bin und lebe schon jetzt in ihr weit wahrer, als in der irdischen; schon jetzt ist sie mein einziger fester Standpunct.

* * *

Das gegenwärtige Leben läßt sich vernünftiger Weise nicht als die ganze Absicht meines Daseyns und des Daseyns eines Menschengeschlechts überhaupt denken; es ist in mir Etwas, und es wird von mir Etwas gefordert, das in diesem ganzen Leben keine Anwendung findet, uud für das Höchste, was auf der Erde hervor gebracht werden kann, völlig zwecklos und überflüssig ist. Der Mensch muß sonach einen über dieses Leben hinaus gehenden Zweck haben. Soll aber das gegenwärtige Leben, welches ihm dennoch aufgelegt wird, und das nicht lediglich zur Entwickelung der Vernunft bestimmt seyn kann, indem ja die schon erwachte Vernunft uns gebiethet, dasselbe zu erhalten, und den höchsten Zweck desselben aus allen Kräften zu befördern, — soll dieses Leben nicht völlig vergebens und unnütz seyn in der Reihe unsers Daseyns: so muß es sich zu

einem künftigen Leben wenigstens verhalten, wie Mittel zum Zwecke. Nun gibt es in diesem gegenwärtigen Leben nichts, dessen letzte Folge nicht auf der Erde bleiben, nichts, wodurch es mit einem künftigen Leben zusammen hängen könnte, außer dem guten Willen. Der gute Wille nur kann es seyn, er muß es seyn, durch den wir für ein anderes Leben, für das erst dort uns aufzustellende nächste Ziel desselben, arbeiten; die uns unsichtbaren Folgen dieses guten Willens sind es, durch die wir in jenem Leben erst einen festen Standpunct, von welchem aus wir dann weiter fortrücken können, uns erwerben. Dieß ist sonach meine ganze erhabene Bestimmung, mein wahres Wesen.

Das eigene Schicksal *).

Von Herder.

Man hört so oft die Worte: „Der Mensch hat doch ein eigenes Schicksal;" — „sein Schicksal verfolgt ihn;" — „es hat ihn ereilt;" oder: „das ist nun einmahl mein Schicksal; ich muß mich d'rein ergeben." — Man hört sogar diesen Ausdruck von Familien, Königreichen, von Ständen und Geschäften brauchen, daß es wohl der Mühe werth scheint, zu untersuchen, was diese Worte, an denen Trost und Schrecken, Furcht und Beruhigung, die kühnsten Unternehmungen, oder die starre Verzweiflung haftet, bedeuten. Wiederum sind die Ausdrücke: „Jedermann baue sein Schicksal; man sey der Werkmeister seines Glückes;" oder: „das Schicksal hänge von Dem und Jenem, es sey Mensch oder Umstand, ab;" daß auch diese, oft im gegenseitigen Sinne gebrauchten Worte der Untersuchung nicht unwerth scheinen. Überhaupt sind Redarten im Munde des Volkes, sie mögen Irrthümer oder Wahrheit enthalten, nie unbeträchtlich. Und diese sind fast allen Nationen gemein; auch die cultivirtesten Völker des Alterthums sprechen vom eigenen Schicksal,

*) In einem gedrängten Auszuge.

von einer doppelten Fortuna, einem glück- oder unglückbringenden Genius und Dämon. Wer auf die Zauberkraft gemerkt hat, die dergleichen Worte in den größten Verlegenheiten, in den entscheidendsten Augenblicken des Lebens haben, dem wird die Frage: „was ist denn das eigene Schicksal?" gewiß nicht unwichtig scheinen.

Jeder Mensch hat sein eigenes Schicksal, weil jeder Mensch seine Art zu seyn und zu handeln hat. In diesem Verstande nähmlich bedeutet Schicksal die natürliche Folge unserer Handlungen, unsere Art zu denken, zu sehen, zu wirken. Es ist gleichsam unser Abbild, der Schatten, der unsere geistige und moralische Existenz begleitet. Daß es einen solchen Zusammenhang der Dinge, mithin auch allgemeine, beständige Resultate unserer Handlungen und Gedanken gebe, kann niemand läugnen; denn, wie die alte Philosophie sagte, keine Wirkung ist ohne Ursache, keine Ursache ohne Wirkung. Wie wir gegen Andere handeln, so handeln Andere gegen uns; ja sie werden von uns gezwungen, also zu handeln. Laß es seyn, daß eine Zeitlang der Starke gegen Schwächere übermüthig seine Kräfte gebrauche; diese nehmen ab, und die Wirkung, der Ton seines Verfahrens in seinem und Anderer Gemüth ist geblieben. Er findet einen Stärkern, der mit ihm gleichmäßig verfährt, oder ihm siebenfach vergilt; ihn findet sein Schicksal. Laß es seyn, daß der Gutherzige lange unterdrückt werde; mit der Zeit werden sich andere Gutherzige zu ihm sammeln, und ihre Kräfte mit den seinigen vereinen. Er wird gerettet: denn auch seine Gutmüthigkeit stand im Buche der Zeit angeschrieben, und war nichts weniger als verloren.

Wir säeten früh, was wir später ernten, und ernten werden. Die Zeit ist ein strenger Buchhalter, ein wahres Continuum der Dinge, das nichts übersieht, das nie belüget. Frage dein Herz, und es wird dir sagen, was gebüßt sey, oder was noch gebüßt werden müsse: denn dein Schicksal ist der Nachklang, das Resultat deines Charakters.

Das Schicksal scheint inconsequent mit uns zu handeln,

weil wir selbst inconsequent sind. Es ist mächtig groß, weil wir selbst sehr klein sind. Kleinheit des Geistes ist ein Attentat gegen die Natur, muß also ihr Schicksal finden.

Vermeide Jeder, so viel er kann, der Sclave einer fremden Bestimmung zu werden, und baue sein eigenes Schicksal.

Am Loose eines Andern, der uns nahe ist, Antheil zu nehmen, ihm, wo wir können, mit Rath zu helfen, seine Last zu erleichtern, sein Glück zu fördern, gebiethet uns allen Menschenliebe, oft Freundschaft, Pflicht und Tugend. Aber uns selbst, vielleicht auf lebenslang, zu verlassen, um einem fremden Genius zu dienen, ihm mit Aufopferung unserer selbst blind zu folgen, das verbiethet uns unser Genius, der, wenn wir seine Warnung nicht achten, zu seiner Zeit dafür hart straft. —

Das Leben des Menschen ist auf Lebenszeiten berechnet, so auch sein Schicksal. Eine Begebenheit ist auf Momente berechnet, so auch ihr Schicksal.

Über den Zusammenhang der menschlichen Lebensalter bedarf es keiner Dissertation; wir erkennen sie alle und sehen ihren Bau auf einander. Wer im Frühlinge nicht säet, wird im Sommer nicht ernten, im Herbst und Winter nicht genießen; er trage sein Schicksal. Wer als Greis thun will und nicht mehr zu thun vermag, was er als Jüngling mit Ehren thun durfte, geräth an eine unrechte Hora; er trage sein Schicksal. Jedermann hat hierüber den Compaß in sich, der ihm sagt: „Jetzt ist es Zeit; jetzt nicht mehr Zeit. Die Stunde ist vorüber." Will er das Schicksal heraus fordern, so wage er's auf seine eigenen Kosten. In der Jugend darf man wagen. Wehe dem aber, der dieses über den Punct bis zum Alter hinaus treibt! Wehe dem, der von allen Wagnissen jüngerer Jahre, in welchen das Glück ihm beystand, nichts als einen üblen Nahmen und ein Bewußtseyn lauter nichtiger, verfehlter Plane davon trägt! Er hat sich einen übeln Winter bereitet, und darf nicht eben mit Freude sagen: das ist mein Schicksal. —

Jede Begebenheit endlich hat ihre Momente des Daseyns; vom Kleinsten fängt sie an, steigt langsam oder schnell zu einem Höchsten, von welchem sie wieder zum Minimum sinket. Wer diese Begebenheit veranlaßt, oder in sie wirkt und eingreift, oder ihr entgegen strebt, hat diese Momente ihres Schicksals zu bemerken. Manches Feuer läßt sich im Funken ersticken; wer aber, wenn die Flamme auflodert, blind in sie hinein greift, verbreitet sie eher, als daß er sie dämpft. Was nicht gerettet werden kann, brenne; man sondere das Nächstgelegene von ihm ab, daß es an diesem fremden Schicksal nicht Theil nehme. Üble Barmherzigkeit, die den umher fliegenden Funken und Feuerbällen Häuser und Kammern öffnet! In aller Geschichte waren die Helden des Schicksals, die den Gang der Begebenheiten, die kritischen Tage der Krankheit, überhaupt die Reife der Dinge gesund zu beurtheilen wußten.

Im schönsten Sinne des Wortes ist mein eigenes Schicksal, das ich mir selbst durch Arbeitsamkeit, Mäßigung, Genügsamkeit, Verstand und Tugend erwerbe. „Wozu jemand Lust und Liebe hat, das bekommt er sein Lebelang genug," sagt das schöne deutsche Sprichwort. Es kommt also nur darauf an, daß man zum Rechten und Besten Lieb' und Lust habe, und es mit unablässigem Fleiße treibe. Früher oder später kommt man gewiß zum Ziele.

Sey, wer du seyn sollst, und thue das Deine; so wird dich das Glück, dein gutes Schicksal ungesucht finden; die schärfste Wage deines, keines fremden Schicksals ist in dir.

Ich sollte nun vom eigenen Schicksal ganzer Nationen reden, von dem in der Geschichte vortreffliche Sybillenblätter enthalten sind; einer andern Hora können sie werden.

Frühzeitige Inoculation des Alters.

Von Hufeland.

Ganz kann das Alter nicht verhütet werden. Die Frage ist nur: steht es nicht in unserer Gewalt, es früher oder später

herbey zu rufen? Und dieß ist denn leider nur zu gewiß. Die neuesten Zeiten liefern uns erstaunliche Beyspiele von der Möglichkeit, das Alter frühzeitig zu bewirken, und überhaupt die Perioden des Lebens weit schneller auf einander folgen zu lassen. Wir sehen jetzt (in großen Städten besonders) Menschen, welche im achten Jahre mannbar sind, im sechzehnten ungefähr den höchsten Punct ihrer möglichsten Vollkommenheit erreicht haben, im zwanzigsten schon mit allen den Schwächlichkeiten kämpfen, die ein Beweis sind, daß es wieder bergein geht, und im dreyßigsten Jahre das vollkommenste Bild eines abgelebten Greises darstellen, Runzeln, Trockenheit und Steifigkeit der Gelenke, Krümmung des Rückgrathes, Mangel an Sehkraft und Gedächtniß, graue Haare und zitternde Stimme.

Man kann also wirklich die Beschleunigung der Entwickelungs-Perioden und des Alters, die im heißen Klima natürlich geschieht, auch in unserm Klima durch die Kunst nachmachen. Die zuverlässigsten Mittel, dieß auf's vollkommenste zu erreichen, sind folgende. Es ist oft sehr gut, solche Vorschriften zu wissen, um das Gegentheil desto eher thun zu können. Und so enthalten sie zugleich das Recept zu einer recht lange dauernden Jugend. Man braucht sich nur in allen Stücken ganz entgegen gesetzt zu betragen. Also:

1) Man suche die Mannbarkeit durch alle physische und moralische Künsteleyen baldmöglichst zu entwickeln, und verschwende die Zeugungskräfte so sehr als möglich.

2) Man fange recht frühzeitig an, sich die stärksten Strapazen zuzumuthen. Forcirte Courier-Ritte von mehreren Tagen, anhaltendes Tanzen, durchwachte Nächte und Abkürzung aller Ruhe werden dazu die besten Dienste thun. Man erreicht dadurch eine doppelte Absicht; einmahl, die Lebenskräfte recht schnell zu erschöpfen, und dann, die Fasern recht bald hart und spröde zu machen.

3) Man trinke recht fleißig Wein und Liqueurs; eins der Hauptmittel, um den Körper auszutrocknen und zusammen zu runzeln.

4) Alle Arten von heftigen Leidenschaften werden eben die Wirkung thun, und die Kraft der hitzigen Getränke verstärken.

5) Hauptsächlich sind Kummer, Sorgen und Furcht außerordentlich geschickt, den Charakter des Alters recht bald herbey zu führen. Man hat Beyspiele, daß Menschen in Einer Nacht, welche sie unter dem höchsten Grade von Furcht und Seelenangst zugebracht hatten, graue Haare bekommen hatten. Nun sollte man freylich glauben, es gehörten auch wirkliche Veranlassungen dazu, solche Affecte rege zu machen; aber es gibt Menschen, welche die Kunst meisterhaft verstehen, wenn ihnen das Schicksal keinen Kummer macht, sich selbst welchen zu machen, alles in einem dunklen Lichte zu sehen, jedem Menschen etwas Übels zuzutrauen, und in jeder unbedeutenden Begebenheit reichen Stoff zu Sorgen zu finden.

6) Und zuletzt gehört hierher das zu weit getriebene oder wenigstens falsch verstandene System der Abhärtung durch Kälte, häufige, kalte und lange fortgesetzte Bäder in Eiswasser, u. s. w. Es kann nichts geschickter seyn, den Charakter des Alters zu bewirken, als eben dieß.

Aber nicht genug, daß man jetzt schon in einer Zeit zum Alter gelangt, wo unsere Vorfahren noch Jünglinge waren; man ist leider noch weiter gekommen. Man hat sogar die Kunst erfunden, die Kinder schon als Greise auf die Welt kommen zu lassen. Ich habe einige Mahle solche Erscheinungen gesehen; runzeligt, mit den markirtesten Gesichtszügen des Alters, traten sie auf den Schauplatz dieser Welt, und nach ein paar Wochen, die sie unter Wimmern und Elend zugebracht haben, beschließen sie ihr Greisenleben, oder vielmehr, sie fingen es mit dem Beschlusse an. Ich ziehe den Vorhang über diese schrecklichen Producte der ausschweifenden Lebensart der Ältern, die mir gerade so vorkommen, wie die Sünden der Ältern personificirt.

Gott ist die Liebe.

Von Zollikofer.

Gott ist die Liebe! aber wer von uns, welches von allen

geschaffenen Wesen kann den Gedanken, den großen, herrlichen Gedanken: Gott ist die Liebe, ganz umfassen? Wessen Herz ist weit, ist rein und stark genug, um von dem erhabensten aller Gefühle, von dem Gefühle, daß Gott lauter Liebe ist, ganz erwärmt und durchdrungen zu werden, und doch nicht unter demselben zu erliegen.

Wo soll ich anfangen — wo aufhören, um eine Wahrheit zu beweisen, die mehr Beweise hat, als Sterne am Himmel, und Sandkörner am Ufer des Meeres sind; die jedes lebendige, empfindende, denkende, glückseligkeitsfähige Wesen im Himmel und auf Erden beweiset und ewig beweisen wird. Gott ist die Liebe! er will allen seinen Geschöpfen wohl; will, daß sie alle glücklich seyen; freuet sich ihrer Glückseligkeit; befördert dieselbe unaufhörlich auf alle mögliche Art und Weise, und findet in der Beförderung derselben seine eigene höchste Glückseligkeit; das, o Mensch, das ruft dir die ganze Natur, und insbesondere deine eigene Natur, das ruft dir die ganze Religion zu.

Öffne nur deine Augen, sieh dich um in der Welt deines Gottes, betrachte alle ihre Einrichtungen, alle ihre Bewohner, alle ihre Güter, und sieh, ob du nicht allenthalben die deutlichsten Spuren des Wohlwollens, der väterlichen Vorsorge und Liebe, die herrlichsten Veranstaltungen zur Glückseligkeit alles dessen, was ist und lebt, und insbesondere zu deiner Glückseligkeit findest. — Die Erde, die dich trägt, ihre schöne, reizende Gestalt, die dich erfreut; die Luft, die du einathmest; die Speise, die dich nährt und stärket; das Getränk, das dich erquickt; das Kleid, das dich deckt; die Wohnung, die dich schützt; die Herrlichkeit der Wiesen, der Felder, der Berge, des Wassers, der Wälder, die sich zu jeder Jahreszeit in so verschiedenem Gewande vor dir verbreitet; die Mannigfaltigkeit, die Schönheit, der Nutzen jedes Baumes, jeder Staude, jeder Pflanze, jedes Grases; der Wohlgeruch und das künstliche Gewebe der Blume; der frohe Gesang des Vogels; die muntern, von Selbstgefühl und Freude zeugenden Bewegungen jedes Thieres; die mannigfaltigen unerschöpflichen Kräfte, die

in allen lebendigen und leblosen Geschöpfen liegen und sich auf tausendfache Art entwickeln und äußern; ihr allgemeiner, stets wirksamer Hang, sich einander zu nähern und mit einander zu vereinigen; ihre gegenseitige Abhängigkeit und Verbindung; die beständige Erhaltung und Fortpflanzung jedes Geschlechtes; die unaufhörliche Vermehrung des Lebens und der Thätigkeit unter Menschen und Thieren; die unzähligen Arten der Lust und des Vergnügens, deren sie alle fähig sind, zu deren Befriedigung sie alle Quellen und Mittel kennen und finden, und die sie alle mehr oder weniger, so oder anders genießen; das frohe Gewimmel so vieler, ihres Daseyns sich freuenden, empfindenden Wesen in der Luft und im Staube, auf den Hügeln und in den Thälern, am Blatte des niedrigsten Gesträuches und in dem Wipfel des erhabensten Baumes, die du an einem einzigen Frühlings- oder Sommertage und in dem Umfange eines leicht zu übersehenden Gefildes erblicken und hören und spüren kannst; was ruft dir dieses alles anders zu, als: Gott ist die Liebe; er schaffet und erhält und verbreitet allenthalben Leben und Freude und Glückseligkeit! — Und dann, o Mensch, die Sonne, die dich erleuchtet und erwärmt, die deine Felder befruchtet und segnet; der Mond, der dich des Nachts mit seinem Scheine leitet; der Abend, der stets auf den Morgen und der Morgen, der stets auf den Abend folget; das zahllose Heer der Sterne, das deinen Geist mit sich emporhebt, fortreißt, bis zur Gottheit erhebt und ihn zuletzt in den entzückendsten Ahnungen, Hoffnungen, Aussichten verlieren läßt; was sagt dir dieses alles anders, als: Gott ist die Liebe und seine Liebe ist unerschöpflich reich; sie geht, so weit die Himmel reichen, sie umfasset alle Welten, und es gibt keine Art von Freude, von Lust, von Glückseligkeit, die nicht in ihrem unermeßlichen Reiche genossen werde!

Und wenn du nun deine Natur, die menschliche Natur insbesondere betrachtest, wie deutlich zeuget auch die davon, daß Gott die Liebe ist! — Dein Gesicht, dein Gehör, dein Geruch, dein Geschmack, dein Gefühl, welche künstliche Werk-

zeuge, welche wachsamen, stets geschäftigen Ausspäher und Mittheiler der mannigfaltigsten Lust, der angenehmsten Empfindungen sind die nicht! Kannst du deine Augen öffnen, ohne unzählbare Wunder und Schönheiten in der Welt Gottes zu erblicken? Kannst du dein Gehör gebrauchen, und nicht tausendfache Töne der Wahrheit, der Weisheit, der Menschlichkeit, der Freundschaft, der Freude oder des Mitleids und des Trostes zu vernehmen? Kannst du je durch Speise und Trank für deine Erhaltung sorgen, ohne daß dein Geschmack und dein Geruch auf mancherley Weise gereizt und befriedigt werde? Sind dir nicht Bewegung und Ruhe, Arbeit und Erhohlung von der Arbeit, die Werke der Natur und der Kunst Quellen des angenehmsten Gefühls? Kannst du je eins deiner Glieder gebrauchen, ohne seine Biegsamkeit, seinen mannigfaltigen Nutzen, seine genaue Verbindung mit dem ganzen Körper zu bewundern, und dich des vielen Guten, das du damit ausrichten kannst, zu freuen? Und wer hat dich mit diesen sinnlichen Werkzeugen, mit diesen künstlichen Gliedmaßen begabt? Wer dieses Verhältniß zwischen ihnen und den äußern Dingen festgesetzt? Ist es nicht Gott, und muß der Gott, der deinen Leib so gebauet hat, nicht die Liebe seyn?

Und dein Geist, o Mensch, der dieses alles wahrnehmen, empfinden, genießen, sich darüber freuen; dein Geist, der denken, mit Bewußtseyn denken, seine Gedanken sammeln, mit einander vergleichen, verbinden, zu seinem künftigen Gebrauche aufbewahren und ins Unendliche vermehren kann; dein Geist, der untersuchen, erforschen, entdecken, von dem Sichtbaren auf das Unsichtbare, von den Wirkungen auf die Ursache schließen, sich von den Geschöpfen zu dem Schöpfer erheben, und Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit zugleich umfassen kann; dein Geist, der des Vergnügens der Erkenntniß der Wahrheit und des unaufhörlichen Fortganges in derselben fähig ist, der sich zur Hoffnung der Unsterblichkeit zu erheben, sich selbst in der stillsten Einsamkeit, in der tiefsten Nacht die reinsten, erhabensten Freuden zu schaffen weiß; der es fühlet, daß er zu noch

höhern Freuden bestimmt ist: wie deutlich zeuget der nicht davon, daß Gott die Liebe ist, daß er dich zur Glückseligkeit geschaffen, und derselben in einem hohen Grade fähig gemacht hat? —

Ja, Gott ist die Liebe, das bestätigt auch unsere moralische Natur. Wir dürfen nicht bloß dem Antriebe mechanischer Kräfte folgen, nicht nach blinden, unwiderstehlichen Trieben handeln. Wir können uns selbst Absichten vorsetzen, sie verfolgen, erreichen, können zwischen dem Guten und Bösen, dem Bessern und Schlechtern wählen — nach deutlich erkannten Gründen und Einsichten handeln — nach höherer Vollkommenheit streben, und derselben immer näher kommen. — Wir sind eines gesetzmäßigen Verhaltens, sind edler Gesinnungen, uneigennütziger, großmüthiger Thaten und geistiger Vergnügungen fähig; wir können unsern Wirkungskreis immer erweitern, unsern Zustand verbessern, unsere Kräfte durch Übung stärken und vermehren, unsere ganze Natur veredeln und immer weiser, immer besser, Gott immer ähnlicher werden; wir können das Vergnügen des reinsten Wohlthuns mit ihm theilen. Könnte uns unser Verstand und unser Herz deutlicher sagen: Gott ist die Liebe?

Ja, gewiß, er ist die Liebe; denn auch uns, seinen Geschöpfen und Kindern, hat er Liebe gegen einander eingepflanzt, hat mit jeder Gesinnung und Äußerung der Liebe Seligkeit und Freude, mit jedem Mangel und jeder Verletzung derselben Kummer und Elend verknüpft; hat uns den stärksten Hang zur Glückseligkeit, zum Umgange, zur innigsten Verbindung mit einander, den stärksten Hang zum Mitleiden, zum Helfen, zum Wohlthun, zum gegenseitigen Geben und Nehmen unserer Vergnügungen und Freuden in's Herz gelegt; hat jedem wahren Menschenfreunde alle seine Brüder ehrwürdig gemacht und ihm gleichsam das Siegel der Gottheit aufgedrückt. Und so oft wir diesem Hange, diesen Neigungen, von Eigennutz und Leidenschaft verblendet, zuwider handeln: so versetzen wir uns dadurch in einen unnatürlichen, gewaltsamen,

höchst unangenehmen Zustand; wir hören auf, zufrieden und glücklich zu seyn, und fühlen es mehr oder weniger, daß wir dadurch den schönsten Zug des göttlichen Ebenbildes in uns verdunkeln und unsern höhern Ursprung verläugnen. — So deutlich zeiget die ganze Natur und insbesondere die Natur des Menschen davon, daß Gott die Liebe ist!

Und eben dieß ruft uns auch die Religion zu! Gott ist die Liebe; das lehrt uns die Absicht, das lehrt uns der ganze Inhalt der Religion. — Oder, was hat sie wohl zur Absicht, die Religion? Soll sie uns Lasten auflegen, uns traurig, muthlos machen, uns das Vergnügen verbiethen, oder dasselbe verbittern, uns Furcht und Schrecken vor Gott einflößen, uns zu finstern, mürrischen, ungeselligen Menschen, oder zu Selbstpeinigern machen? Nein, gerade das Gegentheil von diesem allen. Sie soll uns die unvermeidlichen Lasten des Lebens erleichtern; uns die Pfade desselben erhellen und ebenen, seine Bitterkeit versüßen; jedes unschuldige Vergnügen veredeln und vervielfältigen; uns vor Thorheit und Sünde, und dadurch vor den meisten und größten Übeln bewahren; uns zur Wahrheit und Tugend, und vermittels derselben zum Genusse der reinsten Freuden führen; uns Hoffnung und Zuversicht zu Gott geben; uns Mäßigung und Zufriedenheit lehren; uns zu aufrichtigen und thätigen Menschenfreunden bilden und uns selbst die Leiden dieses Lebens zur Wohlthat und den Gedanken des Todes erfreulich machen! Das ist die Bestimmung der Religion! Das ist die liebevolle Absicht des Gottes, der sie uns gab!

Und wohin zielen alle ihre Lehren, alle ihre Vorschriften, alle ihre Verheißungen? Sollen sie nicht alle Leben und Freude und Glückseligkeit in uns und außer uns verbreiten? Kündigen sie nicht alle ihren Urheber als die Liebe selbst an? Oder ist der Gott nicht die Liebe, der sich uns als den Schöpfer, den Erhalter, den Oberherrn, den Vater der ganzen Welt und aller Menschen bekannt macht; der uns versichert, daß er über alles wache, für alles sorge, alles regiere; daß er alle unsere

Bedürfnisse, alle unsere Begierden und Wünsche kenne; daß er nie fern von uns sey, unserer nie vergesse; daß er mit seiner Gegenwart Himmel und Erde erfülle, und daß uns ohne seinen Willen nichts begegnen könne? — Ist der Gott nicht die Liebe, der uns erlaubt, uns befiehlt, mit kindlicher Freymüthigkeit ihm zu nahen, unser ganzes Herz vor ihm auszuschütten und von seiner väterlichen Vorsorge stets das Beste zu erwarten; der selbst seine verirrten Kinder als ein Vater von ihren Irrwegen zurück ruft, ihnen ihre Fehler vergeben, und sie zur Glückseligkeit führen will, wenn sie nur ihren Sinn und ihr Leben ändern wollen? — Ist der Gott nicht die Liebe, der uns nichts verbiethet, als was uns und unsern Brüdern schädlich ist, was sie und uns erniedrigen, schwächen, beunruhigen, höherer Vergnügungen, dauerhafterer Freuden berauben, und Schmerz und Elend über uns bringen würde? der uns nichts gebiethet, als was an und für sich selbst gut ist, was uns und Andern Gesundheit und Leben, Stärke und Heiterkeit des Geistes, Ruhe des Herzens, Zufriedenheit und Freude gewährt, was unsere besondere und die allgemeine, unsere gegenwärtige und zukünftige Glückseligkeit befördern und befestigen kann? — Ist der Gott nicht die Liebe, der uns Beystand zur Erfüllung unserer Pflicht, Hülfe in der Noth, Schutz in den Gefahren, Trost in Leiden, Errettung im Tode, ewiges Leben und immerwährende, stets zunehmende Glückseligkeit verspricht? — Und ist dieß nicht der Inhalt, die Absicht der ganzen Religion? Zeuget also nicht die ganze Religion mit lauter Stimme davon, daß Gott die Liebe ist? — —

Das Bewußtseyn innerer Würde.

Von Reinhard.

Aus einer dreyfachen Empfindung besteht das Bewußtseyn innerer Würde. Man muß den Adel der menschlichen Natur überhaupt, man muß seine eigene Unschuld, man muß endlich einen vollkommen guten Willen in sich fühlen, wenn man dieses Bewußtseyn haben will.

Ein Gefühl von dem Adel der menschlichen Natur überhaupt ist das erste, was zum Bewußtseyn innerer Würde gehört. Nur der, welcher es weiß, daß ihn seine Vernunft über alles erhebt, was auf Erden ist; nur der, welcher es fühlt, daß er als ein freyes und selbstthätiges Wesen besser ist, als alles, was um ihn her empfindet und lebt; nur der, welcher es einsieht, vermittelst dieser vernünftigen und freyen Natur sey er das Mitglied einer höhern Ordnung der Dinge und hänge mit der sinnlichen Welt bloß vermittels seines Körpers zusammen; nur der endlich, welcher es mit Überzeugung erkennt, er trage Gottes Bild an sich, sey zur Unsterblichkeit bestimmt, und müsse als ein Wesen höherer Art denken und handeln; nur der, dem dieser Adel seiner Natur in die Augen leuchtet: achtet sich selbst und betrachtet sich mit einer Art von Ehrfurcht. — Seht auf die Elenden, die sich durch Laster erniedrigen, die sich durch wilde Leidenschaften und schändliche Lüste zu den unvernünftigen Thieren herab setzen, die aus Trägheit nichts Edles und Großes wagen und in einer unrühmlichen Unthätigkeit ihre Tage verträumen: ihr werdet Geschöpfe in ihnen finden, die ihre eigene Natur verkennen und geringschätzen; die den bessern Theil derselben, ihren vernünftigen Geist, zum Sclaven ihres Körpers machen; die es zuweilen ohne Bedenken äußern, daß sie von dem menschlichen Wesen sehr geringe und nachtheilige Begriffe haben und den Adel lächerlich finden, der demselben beygelegt wird. Es ist bloß das elende Triebwerk eigennütziger Lüste, was solche Menschen in Bewegung setzt; für sie hat bloß das einen Werth, was diese Lüste befriedigt. Soll diese schimpfliche Denkungsart aufhören; soll Bewußtseyn innerer Würde an ihre Stelle treten: so muß man die edlen, mit keinem Gute der Erde zu vergleichenden Kräfte schätzen lernen, die unsere Natur besitzt; lebendiges Gefühl von ihrem Adel überhaupt ist das erste, was zu dem Bewußtseyn innerer Würde gehört.

Allein hiermit muß sich auch das Gefühl eigener Unschuld verknüpfen. Wehe dem Elenden, den sein Gewissen schlägt;

dem sein eigenes Herz es sagt, wie oft er sich durch Fehler, durch Ausschweifungen, durch Laster und Verbrechen entehrt hat! Er kann keinen Blick in sein Inneres werfen, ohne Mißfallen zu empfinden und sich selbst zu verachten; er kann Andern nicht unter die Augen treten, ohne zu fürchten, daß jemand wider ihn zeuge, daß jemand seine Schande aufdecke und ihn demüthige; er darf nie mit Freymüthigkeit, nie mit einer gewissen unbefangenen Kühnheit sprechen, ohne in Gefahr zu seyn, daß man ihn an seine Vergehungen erinnere und dadurch zum Schweigen bringe. Nur der kann sich selber achten, nur der darf diese Selbstachtung unbesorgt äußern, der die Unschuld seines Herzens bewahrt und sich nie durch Laster erniedrigt hat. Und es ist möglich, sich frey zu erhalten von groben Ausschweifungen aller Art; es ist möglich, alles zu vermeiden, was die bürgerliche Gesellschaft ahnden muß, und unsträflich vor den Augen der Menschen zu seyn; es ist möglich, mit Wissen und Willen in seinem Stande und Berufe nichts zu versehen, und gewissenhafte Treue zu beweisen; es ist möglich, selbst den geheimen Regungen der Sünde zu widerstehen und über die Reinigkeit seines Herzens zu wachen. Eine solche Verfassung bey sich wahrzunehmen; sich selbst das Zeugniß geben zu können: so denke, empfinde und handle man vor den Augen Gottes und der Menschen: dieß erfüllt die Seele mit edlem Muthe; dieß erweckt in ihr eine Zufriedenheit mit sich selbst, die ihr ganzes Wesen durchdringt; dieß ertheilt ihr einen Schwung, bey dem es ihr nicht weiter möglich ist, sich zu etwas Schändlichem und Unrechtmäßigem herab zu lassen. Zum Bewußtseyn innerer Würde gehört auch das Gefühl eigener Unschuld.

Setzet noch das Gefühl eines vollkommen guten Willens hinzu. Besser, erhabener, wichtiger ist nichts im Himmel und auf Erden, als dieser gute Wille; als die Gewohnheit, ohne allen Eigennutz, ohne alle niedrige Nebenabsicht, das Gute zu thun, weil es gut ist, und seine Pflicht aus wahrer Achtung, aus reinem Gehorsam gegen Gott zu erfüllen. So lange dieser edle,

reine, gute Wille nicht in euch ist, so lange wird es euch nicht möglich seyn, innere Würde zu fühlen. Fällt euch bey den besten Handlungen nicht sogleich der Muth; schlägt euch bey denselben nicht euer eigenes Gewissen, sobald ihr euch eingestehen müsset, eure Absichten bey denselben seyen nicht ganz rein gewesen, sie seyen irgend eines Vortheils, irgend einer sich einmischenden Leidenschaft wegen von euch geschehen; schämet ihr euch nicht selbst, dergleichen unedle Antriebe Andern zu gestehen, weil ihr wohl wisset, daß alles Verdienstliche guter Handlungen dadurch aufgehoben wird. — Wollt ihr euch selbst die Genugthuung verschaffen, so zu leben und zu handeln, wie es einem vernünftigen, freyen, zur Nachahmung Gottes berufenen Wesen geziemt: so strebt darnach, dem Gebothe eurer Pflicht pünctlich und ohne Ausnahme zu gehorchen; so gewöhnt euch zu dem, was Recht ist, weder durch euern Vortheil euch ermuntern, noch durch euern Schaden davon abschrecken zu lassen; so fraget, wenn ihr etwas Gutes thun sollt, nie: was wird mir dafür, sondern lasset euch daran genügen, daß es gut und eure Pflicht ist; so trachtet, mit Einem Worte, nach vollkommen guten Willen, denn ohne denselben ist kein Bewußtseyn innerer Würde möglich.

Der moralische Sinn.

Von Eberhard.

Die Vollkommenheit unserer geistigen Natur muß der vornehmste Zweck unserer freyen Handlungen seyn.

Ich sehe, daß die Vorsehung mich so eingerichtet hat, daß das körperliche Vergnügen nicht der einzige Nutzen ist, den die Körperwelt für mich hat. Die Sonne gibt so gut den unvernünftigen Thieren als den vernünftigen Menschen durch ihre erleuchtende, erwärmende Kraft die Nahrung, wodurch sie ihr Leben erhalten und die angenehmen Empfindungen, wodurch sie sich des Lebens erfreuen. Allein dieses herrliche Gestirn hat für mein vernünftiges Wesen unendlich vielen Nutzen, die es für das Thier nicht haben kann. Die Körper, die es mir sicht-

bar macht, werden mir Gegenstände der Betrachtung, ich kann ihre Eigenschaften erforschen, ihre Größen abmessen, sie durch Kunst zu neuen Quellen meines Vergnügens und Nutzens machen; ich kann über die Natur des Lichtes nachdenken, und aus diesen Betrachtungen ganze Wissenschaften erbauen; ich kann über die Gestalt, Entfernung, über die Verbindung, worin die Sonne mit ihrem Planeten-Systeme steht, Entdeckungen machen, diese Entdeckungen zum Nutzen des menschlichen Lebens anwenden, daran meine Verstandeskräfte üben und von der Betrachtung derselben endlich zu der Erkenntniß und Verehrung der Gottheit hinauf steigen. So sagt mir selbst die ganze Einrichtung des Weltgebäudes, daß der Zweck aller erschaffenen Dinge die größte Vollkommenheit des geistigen Wesens ist. Das muß also auch der Zweck seyn, den ich mir bey allen meinen Handlungen vorsetze.

Wenn ich auf dem Wege dieser Analogie fort gehe, so begreife ich, daß also meine Handlungen dadurch ihre Vollkommenheit und Schönheit erhalten, wodurch sie jedes Ding erhält, dadurch, daß sie mir nicht bloß sinnliches Vergnügen verschaffen, sondern überhaupt mir zu der Veredlung und Vervollkommnung meiner ganzen geistigen Natur verhelfen.

Wenn solcher Gestalt immer das weniger Vollkommene dem Vollkommenern untergeordnet ist, das Leblose dem Lebendigen, das Vernunftlose dem Vernünftigen, so muß auch mein sinnliches Vergnügen der gesammten Vollkommenheit meiner Natur untergeordnet seyn. Aller sinnliche Genuß muß daher nicht bloß durch die Pflicht meiner körperlichen Erhaltung, oder der eine sinnliche Genuß durch den andern sinnlichen Genuß eingeschränkt werden; er muß durch die Verbindlichkeit, zu meiner gesammten Vollkommenheit zu arbeiten, auch zu derjenigen, die ich durch gesellige Handlungen mir verschaffen kann, seine Einschränkung und Bestimmung erhalten. So komme ich mit mir selbst, mit der menschlichen Gesellschaft, mit dem ganzen Weltgebäude in Harmonie.

Also in der Stelle, die ich als vernünftiges und geselliges

Wesen in der Welt einnehme, mich vollkommner zu machen, das muß allen meinen Gedanken, Wünschen und Entschließungen den endlichen Ausschlag geben. Was ich aufzuopfern, was ich zu leiden habe, dadurch verliere ich nichts, wenn meine vernünftige Natur dabey unverletzt bleibt; oder ich gewinne vielmehr, wenn die Aufopferung zur Erhaltung und Erhöhung ihrer Würde nöthig ist.

Die Tugend kann also nichts anders seyn, als die Vollkommenheit meiner vernünftigen Natur. Worin kann aber diese Vollkommenheit bestehen? Doch gewiß in nichts anderem, als in der Erhöhung ihrer Kräfte. Ist die Tugend nichts als die erhöhte Kraft meiner Seele und ist es der Genuß dieser Kraft, was mich beseligt: so mögen meine tugendhaften Handlungen ausfallen wie sie wollen; sie mögen mich reicher oder ärmer, geehrter oder verachteter machen, Freunde verschaffen, oder Feinde zuziehen, — sie können mir nicht schädlich seyn. Einige Tugenden setzen selbst voraus, daß ich mit Gefahren zu kämpfen habe, und es verringert sie nicht, es vermindert meine Glückseligkeit nicht, wenn ich diesen Gefahren, ohne meine Schuld, unterliege.

Der Werth dieser Tugenden kann also nicht von den äußern Vortheilen abhängen, die sie mir verschaffen; er muß in ihnen selbst liegen, darin, daß sie Eigenschaften, Kräfte und Vollkommenheiten meiner vernünftigen Natur sind. Haben sie diesen nicht, so haben sie gar keinen sichern Werth, und gleichwohl legt ihnen die allgemeine Stimme, die in allen menschlichen Sprachen gehört wird, einen sehr hohen bey. Tapferkeit, die oft in ihren großmüthigen Unternehmungen erliegt, würde der erhabene Wahnsinn eines träumenden, irrenden Ritters seyn, wenn ein unerschrockener Muth, eine durch die Begeisterung des Wohlwollens zur Aufopferung seiner selbst erhöhte Seele nicht an und für sich selbst ein unschätzbares Gut wäre. Wie es mit dieser Tugend ist, so ist es mit allen andern. Und wenn ich ihren Werth so bestimme, so behalten sie in allen Umständen ihre wohlthätigen Wirkungen; so habe ich nie nöthig,

an der Tugend zu verzweifeln, oder mich ihr Opfer gereuen zu lassen. — Meine Wohlthaten werden mit Undank vergolten; meine besten Absichten werden verleumdet; das ist kein Übel für mich, das ist nur ein Übel für den Undankbaren und den Verleumder. Ich werde mich daher auch nicht durch Undank und Verleumdung abhalten lassen, recht zu thun, und, wo ich kann, nützlich zu seyn. Denn da ich keine Vergeltung verlange, die nicht in meiner Macht steht, und keine Folgen scheue, die ich nicht hindern kann: so kann mir der einzige Lohn, den ich wünsche, von niemand vorenthalten werden, dieser Lohn, über den keine menschliche Gewalt etwas vermag, weil er in der Beschaffenheit meiner Seele besteht, die durch jede Handlung der Wohlthätigkeit verbessert und veredelt wird, so wie in dem daraus entspringenden Bewußtseyn meines Werthes, in dem durch kein anders zu ersetzendes Vergnügen der Selbstachtung, der Beruhigung und Selbstzufriedenheit.

So befinde ich mich auf einer erhabenen Zinne, von der ich einen weiten Horizont übersehen kann. So kann ich dem unaufhörlichen Kampfe der Elemente, woraus in dem gröbern Dunstkreise der Sinnenwelt zu meinen Füßen, bald Segen, bald Zerstörung strömt, sicher und unbeschädigt zusehen; ich bin gewiß, daß den Sonnenschein meines Seelenglückes in dieser Höhe keine gewaltsame Revolution erreichen kann.

Von diesem erhabenen Standpuncte sieht dann auch mein Geistesauge über mir den unbegränzten Inbegriff aller geistigen Vollkommenheit, den heiligsten, unabhängigsten, seligsten Geist, dessen schwaches Nachbild ich in meiner Seele finde. Nur in diesem schwachen Nachbilde kann ich die zerstreuten, sich in die Unendlichkeit verlierenden Schattenzüge des über Alles erhabenen Wesens finden, die mein endlicher Verstand sich nicht zu vollständig auszumahlen wagen darf, ohne Gefahr zu laufen, der Zeichnung Gränzen zu geben, wodurch sie dem Bilde meiner eigenen Endlichkeit ähnlich wird. Da ich indeß mit meiner Erkenntniß von diesem höchsten Geiste bey dem Bilde anhebe, das er von sich in meinem Innern abgedrückt hat, so

wird mein Begriff von demselben immer in dem Maße wahr, angemessen und dem Urbilde ähnlich seyn, je mehr meine eigene Seele heilig, tugendhaft, frey, aufgeklärt, von den Sinnen und allem sinnlichen Interesse unabhängig, und nur der Vernunft und dem Triebe der Wahrheit und des Rechtes gehorsam seyn wird. Wer keine andern Principien seines Wollens und Thuns kennt, als die Erhaltung der Sinnenlust und die Vermeidung des sinnlichen Schmerzes; wer kein anders Gut als dieses für ein Gut hält: der wird mit seinen Begriffen von der Gottheit auf einer sehr niedrigen Stufe stehen. Seine Gottheit, wenn er mit diesem Worte wird eine Idee verknüpfen wollen, wird ein eigennütziges, abhängiges, unbeständiges, weichliches, ungeduldiges, leidenschaftliches Wesen, wie er selbst, seyn.

Das Verhältniß dieses Wesens zu der Welt; seine Regierung, womit er über sie waltet; der Dienst und die Huldigung, die ihm seine vernünftigen Geschöpfe schuldig sind, und die Gründe, wodurch sie dazu verpflichtet werden, müssen wieder nothwendig dem Charakter gemäß seyn, den die vernachlässigte oder verwahrloste Seele, die sich nicht zu dem Anschauen des vollständigen Tugendbildes empor gehoben hat, sich von ihrer Gottheit machen muß. Der Epikuräer kann sich keine wohlthätige und uneigennützige Gottheit denken; er ist es selbst nicht, und wie sollte er einem andern Wesen eine Vollkommenheit beylegen, wovon er keinen Begriff hat?

So bemerke ich eine stete Wirkung und Zurückwirkung der Sittenlehre auf die Religion, und der Religion auf die Sittenlehre; die eine erhellt, berichtigt und verstärkt immer die andere. Es ist auch vergebens, das trennen zu wollen, was seinem Wesen nach unzertrennlich ist. Wer in seiner Religion von dem Bilde eines wahrhaft innerlich tugendhaften Charakters ausgeht: der kann sich seine Gottheit eben so wenig gleichgültig gegen das Wohl der erschaffenen Dinge denken, als er sich selbst, ohne Theilnehmung an der Glückseligkeit des großen gemeinen Wesens der Menschen, weise, tugendhaft und glücklich schätzen kann. So wie seine eigenen Handlungen durch

Weisheit und uneigennützige Güte gelenkt werden: so können auch in seiner Religion die Handlungen des höchsten Wesens keine andere Quelle haben; und selbst die Übel, womit die große Kette der erschaffenen Dinge durchflochten scheint, können ihm keine Ausflüsse des Eigennutzes und der Selbstsucht seyn, die Anderer Wohl ihrem Vergnügen aufopfert. Der Eigennützige bedarf stets solcher Opfer, und was sollte ihn bewegen, sie sich zu versagen? Wie sollte aber der Allgenugsame, oder auch nur der, dessen Tugend seine Glückseligkeit, so weit es die Schwachheit eines endlichen Wesens zuläßt, von den äußern Dingen unabhängig gemacht hat, eigennützig seyn können?

Wenn dann der letzte Zweck aller meiner freyen Handlungen die Vollkommenheit meiner Seele, die verhältnißmäßige Übung und Erhöhung aller ihrer Kräfte ist: so kann es mir nicht lange zweifelhaft bleiben, wo ich die Elemente aller meiner moralischen Urtheile zu suchen habe. Ich kann sie nur in meinem Innern finden.

Von den Grund-Ideen, in die sich das Gefühl der Verpflichtung zur Liebe eines Wohlthäters auflösen läßt, ist keine einzige eine Empfindung der körperlichen Sinne. Durch die Wohlthat, die uns ein Wohlthäter erzeigt, wird er für uns ein Gegenstand, der unsere Liebe interessirt, indem er uns gütig, zuvorkommend, liebreich erscheint; das erfahren wir, wenn wir uns selbst beobachten. Was aber Liebe sey; wer kann das wissen, als wer geliebt hat, und die Bewegung seines Herzens beobachten kann.

Daß wir nothwendig das Bessere wollen, und also denjenigen, der unser Wohl und Vergnügen vermehrt, der so für uns der Bessere ist, auch mit unserer innigern Liebe nothwendig auszeichnen müssen; daß wir verpflichtet sind, ihn mehr als Andere zu lieben: das hängt von dem unveränderlichen Gesetze unsers Willens ab, das zu wollen, was wir innig als das Bessere fühlen. Dieses Gesetz aber erfahren wir in jedem Augenblicke unsers Lebens.

Wenn wir also die Ideen, woraus unsere sittlichen Urtheile zusammen gesetzt sind, nicht durch die körperlichen Sinne erhalten, so sind diese sittlichen Urtheile von der äußern Erfahrung unabhängig. Dieser innere Sinn aber, womit die Seele die Gründe zu ihren sittlichen Urtheilen in sich selbst wahrnimmt; dieser Verstand, womit sie sich daraus die allgemeinen Begriffe von gut, Verpflichtungen, Güte, Weisheit abzieht; diese Vernunft, womit sie daraus sich ihre sittlichen Gesetze ableitet: das alles ist der moralische Sinn.

Von der Güte des Herzens und dem Wohlwollen.

Von Abbt.

Die Bewunderung der Menschen mag immerhin für die glänzenden Eigenschaften des Geistes aufbehalten bleiben; die Güte des Herzens erlangt noch etwas Besseres zu ihrem Lohn, treuherzige Gegenliebe. Wenn der große Geist in unserer Gegenwart zu seinen gewöhnlichen Höhen sich erhebt; so stehen wir gleichsam von ferne und blicken ihm schüchtern nach. Läßt sich die starke Seele in Worte heraus, so sind diese für uns Befehle; wir werden überwältigt, wir folgen, wohin sie uns gehen heißt. Aber das gute Herz darf sich nur in einer von den Geberden zeigen, die ihm angeboren sind, so gehen wir von selbst seinem Besitzer entgegen, um ihn zu umarmen. — In der That, jene großen Eigenschaften sprechen, daß wir Geister sind; das gute Herz beweiset, daß wir Menschen sind. O ihr, denen die Erziehung künftiger Monarchen anvertraut ist, denkt nicht, daß, um einen Prinzen zu bilden, das mitleidige Herz erst an ihm müsse verhärtet werden. Lasset ihn weinen, daß eine Thräne die andere treibt, wenn er Unglückliche sieht, oder vom Elende hört; es kann ihm einst Balsam auf seine Wunden werden, wenn er in der Stunde der Angst, am Tage der Flucht, bey seinen geliebten Nebenmenschen ein weiches Herz für sich antrifft.

Wo das gute Herz ist, da fällt es nicht schwer, das

Wohlwollen einzuflößen, dessen Wirkungen man eigentlich vernünftige Wohlthaten für das ganze menschliche Geschlecht nennen könnte. Und von dem Wohlwollenden gilt es erst, daß ihm Zufriedenheit und vergnügtes Bewußtseyn von innen lohnen, so wie ihm von außen sein Ruhm in jedem Gesichte freundlich lächelt. Kein Tag geht ihm ungenützt vorüber, und das Daseyn wird zum Leben für ihn. Er läßt in seinem Hause Gerechtigkeit und Erbarmen wie Schwestern beysammen wohnen. Seine Nachbarn lieben ihn; ihn segnen Fremde, und wer etwa im ersten Augenblicke ihn gelästert hatte, bittet ihn nachher mit Thränen um Verzeihung. Bey der Nachricht von seinem Tode ist die erste Regung jedes Nachgebliebenen eine Regung des Mitleids mit sich selbst, und unmittelbar hernach spricht in jedem Auge eine stille Zähre seine Leichenrede.

Nur selten werden uns die trefflichen Menschen bekannt, bey welchen die ersprießliche Vereinigung des guten Herzens mit dem Wohlwollen sich findet; es sey nun, daß sie wirklich eine seltene Erscheinung auf dieser Erde sey, oder auch, daß nur wenige zu der vortheilhaften Stellung gelangen, wo sie die Wirkungen jener Vereinigung recht sichtbar machen können.

Da, wo die Verwandlung des guten Herzens in das Wohlwollen vorgehen soll, muß erst die Raupenhaut gänzlich abgestreift seyn. Wir dürfen nicht mehr langsam von einem Nebengeschöpfe zum andern kriechen; wir müssen auffliegen können, um alles, was unter den Erschaffenen lebt, webt und ist, besonders aber unsern Erdkreis, zu übersehen, und mit gleicher Neigung zu umfassen. Und wie ist dieß möglich? Dadurch, daß wir erkennen, wir gehören alle einem und dem nähmlichen Herrn an, seyen alle zum Frieden als Nebenunterthanen erschaffen, durch tausend Bande vereiniget, durch jedes stärker angezogene Band glücklicher, durch jede Wohlthat vollkommener, gegen alle Dinge außer uns zur Dankbarkeit verpflichtet, weil auch sie uns beständig vollkommener machen. Wenn sich alle diese Gedanken vereinigen, in einander schlingen, und sich einer dem andern fest anhängen: so entstehen daraus ein Vorsatz,

dieser Erkenntniß gemäß zu wollen, eine Richtung des Wollens zum Friedlichseyn, zum Hülfeleisten, zum Wohlthun; eine Spannung aller Kräfte, mit einer beständigen Rücksicht auf den Vortheil anderer Dinge außer uns; eine Freude über den Beytrag, den man ihnen leistet; ein Eifer, ihn richtig abzutragen; eine Klugheit, ihn gehörig und verhältnißmäßig auszutheilen; kurz, das Wohlwollen. Es ist nicht nöthig, daß die Kenntnisse, welche das Wohlwollen erzeugen, beständig zu einem gleichen Grade der Deutlichkeit erhalten werden. Wenn es nur erst vorhanden ist, so mögen die Kenntnisse, auf welche es sich gründet, hernach die schimmernden Farben der Klarheit annehmen. Es kann sich, als Folge des Nachdenkens, eine solche Gemüthsart bey uns festsetzen, wodurch ein freundschaftlicher Trieb gegen alle Menschen immer in uns rege bleibt. — Das Wohlwollen kommt selten bis zu einer gewissen Heftigkeit; man findet niemahls an demselben das Hastige eines aufgebrachten Menschen, sondern nur das Angespannte und Nervigte eines gesunden Mannes, und sein Gang ist nicht übereilt, sondern gesetzt und regelmäßig. Seine Größe hängt von mehreren Stücken zugleich ab: von der Menge der Menschen, welche es umfasset; von den Gütern, die es ihnen zu verschaffen sucht; von der Neigung, womit dieß geschieht.

Lob der Wissenschaften.

Von Garve.

Die Untersuchung über die Glückseligkeit ist ein uraltes Thema der Philosophie. Aber es ist ein Thema, welches mit jedem Geschlechte der Menschen und mit jedem einzelnen Menschen immer wieder neu wird, weil jeder, mit dem Verlangen nach Glückseligkeit, so wie alle seine Vorfahren geboren, auch von neuem darnach zu forschen genöthigt ist, was Glückseligkeit sey und was glückselig mache.

So geht es auch mit der Untersuchung über den Werth der Wissenschaften, die zur menschlichen Glückseligkeit so viel beytragen. Jedes Zeitalter hat ein neues Lob für sie bereit, weil jedes neue Menschen aufstellt, die in dem Anbaue dersel-

ben die Süßigkeit ihres Lebens finden. Indem ferner die Wissenschaften von Zeit zu Zeit eine neue Gestalt annehmen, bekommt auch das Vergnügen, welches sie gewähren, gleichsam einen andern Geschmack. Und die, welche sich selbst über dieses Vergnügen Rechenschaft geben, entwickeln Reize oder Vortheile der Wissenschaften, die ihre ältern Lobredner nicht so deutlich erkannt haben.

Das erste, womit man immer anfangen muß, wenn man die Wissenschaften lobt, oder wenn man sie anbaut, ist, wie Friedrich der II. sagt, die Dichtkunst und die schöne Literatur. In der That, wer ohne Geschmack an den Werken der Musen geboren ist, dem fehlen zwey Kräfte, ohne welche, auch im Felde der Wissenschaften, kein Mann wahrhaft groß, wenigstens nicht Erfinder, noch ein auf seine Zeitgenossen stark einwirkender Lehrer der Wahrheit werden kann — Einbildungskraft und Empfindung. Verstand und Kenntnisse, wenn sie nicht auf dieser Grundlage ruhen und aus diesen Wurzeln Nahrung und Säfte bekommen, gleichen vertrockneten Baumstämmen, die sich zwar durch ihre Festigkeit und durch den innern Zusammenhang ihrer Theile aufrecht erhalten können, die aber weder Blüthen noch Früchte treiben.

Die Dichtkunst hat vor allen andern Arten der Geistesbeschäftigung den Vorzug, daß sie unbegränzt ist. Sie erstreckt ihr Gebieth so weit, als das Erkennbare und Wissenswürdige reicht. Sie mahlt die Gestalt der Dinge ab; sie trägt die Gesetze ihrer Natur vor; sie erzählt die Begebenheiten und schildert die Helden der Geschichte; sie zergliedert die Empfindungen des menschlichen Herzens. Sie hat sogar schon den Lauf der Gestirne beschrieben und dem Ackersmann und Hirten seine Arbeiten vorgezeichnet. Das geschäftige und das einsame Leben, die Körper und die Geisterwelt, die abgezogensten Ideen und die sinnlichsten Gefühle können auf gleiche Weise ihr Stoff geben und von ihr Licht und anziehende Kraft bekommen. Sie verschönert jede Kenntniß ohne Ausnahme und zeigt jeden Gegenstand in einem reizendern Lichte; es sey in dem, welches

durch Erregung theilnehmender Empfindungen oder endlich selbst in dem, welches durch das Lächerliche über Dinge verbreitet wird.

Die Harmonie und der Wohlklang, welcher aus einem regelmäßigen Versbaue und den Sylbenmaßen entsteht, hat von jeher einen großen Theil des Vergnügens ausgemacht, welches die Meisterstücke der Dichtkunst verursacht haben. Je mehr die Wahl der Wörter und Ausdrücke durch diese Regelmäßigkeit beschränkt wird; desto größere Bewunderung erregt ein Dichter, der doch immer die eigenthümlichen zu treffen gewußt hat. Überdieß prägt Kürze, mit einer bestimmten Modulation verbunden, die Gedanken tiefer in's Gedächtniß. Und die Sinnlichkeit selbst nimmt bey Dichterwerken an demjenigen Vergnügen Theil, welches eigentlich für Verstand und Herz bestimmt war.

Die Geschichte hingegen löset die große Aufgabe auf: an welche Kette von Ursachen und Wirkungen die gegenwärtige Gestalt der moralischen und politischen Welt geknüpft sey; — eine Gestalt, von welcher unsere eigne Bildung abgehangen hat, und durch welche alle unsere Geschäfte, selbst unsere Vergnügungen und unsere Unglücksfälle, modificirt werden. Unter den Aufschlüssen, welche uns die Geschichte hierüber gibt, ist einer, welcher das Wichtigste der eben genannten Stücke, unsere Geistesbildung, betrifft, besonders deutlich. Sie entwickelt uns nähmlich zwey, vom Alterthume bis auf uns herab reichende Hauptfäden, an denen sich die Kenntnisse und Künste der Menschen angereiht haben, und deren vereinigtes Ende wir an der Hand halten. Der eine kommt von Palästina und der mosaischen Gesetzgebung her, und geht durch die beyden großen Revolutionen des eingeführten Christenthums und der Kirchenverbesserung im sechzehnten Jahrhunderte hindurch, um uns Europäern und besonders uns deutschen Protestanten, unsere religiösen Begriffe und alle damit zusammen hängenden Eigenheiten unsers Geistes und unserer gesellschaftlichen Einrichtungen zuzuführen. Der andere, welcher uns unsere wissenschaftliche

Cultur mitbringt, nimmt seinen Ursprung in dem Dunkel des alten Ägyptens, zieht sich von da über Griechenland und Rom, und breitet sich endlich über alle Länder Europens aus. Tausend feinere Fäden laufen in der Weltgeschichte von allen Seiten zusammen, um jene großen Hauptfäden zu spinnen. Fast alle merkwürdige Personen — fast alle des Aufbehaltens würdige Begebenheiten der Vorwelt trugen etwas dazu bey, diese doppelte Gestaltgebung unsers jetzigen Menschenlebens, unsere religiöse und unsere wissenschaftliche Cultur — die nun allmählig sich zu Einer gemeinschaftlichen Cultur vereinigt, zu vollenden.

Wer nun diese Beziehung aller mit dem menschlichen Geschlechte vorgegangenen Veränderungen auf sich selbst und seinen gegenwärtigen Zustand einsieht, und es mit einer gewissen Anschaulichkeit gewahr wird, daß Jahrtausende, und die während derselben ununterbrochen fortlaufenden Handlungen und Schicksale der Staaten und einzelnen Personen, daran gearbeitet haben, ihn zu einem solchen Menschen zu machen, als er in diesem Augenblick ist, — ihm diejenige Vollkommenheit zu verschaffen, welche er besitzt: wie könnte er gleichgültig und ohne Vergnügen den Unterricht der Geschichte empfangen, es wäre denn, daß er sein eigenes Selbst mit Gleichgültigkeit betrachtete.

Das große Räthsel, wie die Welt entstanden sey, und was aus ihr werden soll, wird zwar nie völlig aufgelöst werden. Aber es ist doch der würdigste Gegenstand der menschlichen Naturforschungen. Und wenn wir irgendwo Aufschlüsse oder wenigstens Anlässe zum Nachdenken darüber finden können, so ist es in der Vergleichung dessen, was die Welt ehedem war und was sie jetzt ist; und in der Beobachtung der Stufen, durch die sie aus dem einen Zustande in den andern übergegangen ist. — Ist es Beschäftigung des Geistes, die wir suchen? — Hier finden wir mannigfaltigen Stoff, Gedächtniß, Scharfsinn, Witz und urtheilenden Verstand zu üben. Ist es theilnehmende Empfindung oder aus Selbstliebe entstehende Leidenschaft, durch die wir angezogen seyn wollen? Alle Gegenstände

der Geschichte beziehen sich auf unser Ich, nicht bloß durch das Band der Ähnlichkeiten, sondern auch durch das Band von Ursachen und Wirkungen; nicht bloß, in so fern wir Menschen eben der Art sind, wie die, welche in jenen Auftritten glücklich oder elend waren, sondern auch, in so fern wir in unsern eigenen Schicksalen durch ihre Handlungen und Leiden mit bestimmt werden. Selbst die dunklen Ahnungen, die wir über die uns bevorstehende Zukunft haben, und die nach der Empfindung des Gegenwärtigen unsere Selbstliebe am nächsten angehen, werden etwas aufgehellt, wenn wir die Gesetze des Schicksals, die über unser ganzes Geschlecht bisher gewaltet haben, in der Geschichte aufgedeckt finden.

Die Poesie und Geschichte haben mit dem Wirklichen und dem Einzelnen zu thun. Beyde gewähren dem Menschen eine ähnliche Art des Vergnügens, als ihm der Anblick der Welt, der Genuß der Natur und der Umgang mit der menschlichen Gesellschaft, durch sinnliche Eindrücke, oder durch Empfindungen des Herzens, gewähren. Sie thun noch mehr: sie tragen sogar dazu bey, jene Vergnügungen, welche er von der Gegenwart der Dinge unmittelbar empfängt, zu erhöhen. Durch Hülfe der Dichtkunst und Geschichte sieht, hört und empfindet der unterrichtete Mensch mehr — und das, was er empfindet, lebhafter, deutlicher, mehr im Zusammenhange, in wichtigern Beziehungen, als er es ohne sie könnte.

Aber als Geist, als denkendes Geschöpf ist er auch mit bloßen Verstandswesen, mit der Bildung allgemeiner Begriffe, mit der Verbindung derselben unter sich, oder mit der Anwendung derselben auf das Besondere und Einzelne beschäftigt, und findet darin eine neue Quelle des Vergnügens. Diesen Theil des geistigen Lebens, das Leben der Vernunft, verschönern hauptsächlich zwey Wissenschaften: Mathematik und Philosophie, die in ihrer Vereinigung alle Wissenschaften unter sich begreifen, welche das Allgemeine in den Dingen, in der lebendigen sowohl, als in der leblosen Natur, untersuchen.

In dem Nachdenken, in der Vergleichung von Ideen, in der gewagten Zusammensetzung derselben, in den Versuchen,

ob solche Zusammensetzungen sich entweder in der Natur realisirt antreffen, oder von uns realisiren lassen, liegt für den Menschen überhaupt und für die bessern Köpfe insbesondere ein unnennbares Vergnügen, noch größer selbst als das, welches die durch die mannigfaltigsten und glänzendsten Gegenstände beschäftigten Sinne, und die in den anmuthigsten Bildern herum schweifende Imagination, gewähren.

Keine Wissenschaft gibt es vielleicht, die dieses Vergnügen in einem so hohen Grade, auf eine so lange Zeit und so ununterbrochen in dem Geiste des Menschen zu unterhalten vermag, als es die Mathematik bey ihren Eingeweihten thut. Nirgends sind die Reihen der zu verknüpfenden Ideen so lang; nirgends sind die Zusammensetzungen so künstlich; nirgends führen sie zu so befriedigenden Schlußfolgen. Keine Wissenschaft ist so unerschöpflich, als die Mathematik; keine erlaubt so weite Fortschritte. Daher gibt es auch vielleicht unter den Gelehrten keine zufriedenern und glücklichern Menschen, als die Mathematiker. Mehr noch, als andere Gelehrte von den Dingen dieser Welt entfernt und weniger von ihnen abhängig; nie durch die Gegenstände ihrer Untersuchungen auf Gedanken geführt, welche Begierden erwecken, oder Leidenschaften Nahrung geben können: halten sie sich ganz an das reine Vergnügen des Verstandes, das Vergnügen zu denken, und sind durch dasselbe allein befriedigt.

Doch diesen Grad geistiger Glückseligkeit genießt durch die Mathematik derjenige nicht, welcher sie bloß lernt, und das, was Andere in ihr erfunden haben, nur zu verstehen sich begnügt; worauf, bey dem weiten Umfang dessen, was schon in dieser Wissenschaft erfunden ist, sich jetzt selbst die meisten Lehrer derselben einschränken müssen.

Zwar hat auch die Beschäftigung des Lernenden in der Mathematik ihren großen und ihren eigenthümlichen Reiz. Es ist in derjenigen Anwendung der Denkkraft, welche zu den mathematischen Untersuchungen gehört, etwas von einer mechanischen Festigkeit. Am meisten findet sich dasselbe bey der alge-

braischen Rechnungsart, durch deren Hülfe die neuere Mathesis ihre größten Fortschritte gemacht hat. Wenn die Grundsätze derselben einmahl wohl gefaßt sind; so werden die Anwendungen davon leicht, weil der Gang dieser Methode immer derselbe und gleichsam formularisch ist. — Wenn die Auflösung eines Problems einmahl so eingeleitet ist, daß es der Rechnung unterworfen werden kann, so ergibt sich das Übrige nach bestimmten Regeln von selbst. Aber eben dieses Mechanische erleichtert die Arbeit des Denkens und gibt also weder dem Manne, welcher nicht selbst Erfindungskraft hat, noch derjenigen Anstrengung, die zu einer ganz freyen und gleichsam nicht vorbereiteten Meditation erfordert wird, fähig ist, eine seinen Bedürfnissen angemessene Nahrung des Geistes.

Das hohe Vergnügen hingegen, welches das mathematische Selbstdenken gewähren kann, genießen nur die Wenigen, die über die Erfindungen ihrer Vorgänger hinaus gehen, sich neue Bahnen brechen und den durch Jahrhunderte gesammelten Schatz mathematischer Wahrheiten vergrößern. Einen je längern Weg sie zurück legen mußten, ehe sie an dem Standpuncte anlangten, wo sie neues Land entdecken, desto entzückender muß das Vergnügen seyn, sich in demselben zuerst umzusehen und einen Weg zu weiterem Fortgange zu bahnen. Je länger und verwickelter die Kette der Schlüsse ist, an welcher das neue Glied angeknüpft werden muß, desto vollkommener wird der Geist befriedigt, dessen Kräfte eine solche Arbeit zu ertragen vermögen.

Wenn die Mathematik in einem hohen Grade einige wenige Menschen glücklich macht, so macht die Philosophie, in einem mäßigen Grade, viele glücklich. In dieser Wissenschaft können alle, die sie studiren, gewisser Maßen Erfinder werden. Ja sie müssen es seyn, wenn sie des Vergnügens, das sie ihren Liebhabern verschaffen kann, wirklich genießen sollen. Ich will so viel sagen: sie müssen die Wahrheiten, die sie lernen, ihrer eigenen freyen Prüfung unterwerfen. Erst nachdem sie dieselben aus ihren Erfahrungen, durch eine selbst gewählte

Reihe der Schlüsse hergeleitet haben, können sie dieselben als ihr Eigenthum und als eigentlich philosophische Kenntnisse betrachten.

Dagegen ist aber auch hier kein solcher Fortgang, keine solche immerwährende Erweiterung der Kenntnisse möglich, als in der Mathematik. Jeder spätere Erfinder in der Philosophie fängt immer wieder von vorne an, und bleibt fast eben da stehen, wo seine Vorgänger endigten.

Dieser Umstand ist es, der die Philosophie in den Augen der flüchtig Urtheilenden herab zu würdigen scheint. Aber bey einer genauen Betrachtung kann er unsere Achtung für sie nicht vermindern. Es ist wahr, daß wir in der Metaphysik und Moral auf die Erfindung der Vorzeit nicht so fortbauen, und durch deren Hülfe zu so sich erweiternden Aufschlüssen gelangen können, als in der Mathematik.

Indessen sind eben diese so mangelhaft scheinenden und der Erweiterung so wenig fähigen Kenntnisse, die uns die Philosophie über ihre Gegenstände gibt, gerade diejenigen, die uns zu vernünftigen und zu guten Menschen machen: vorausgesetzt, daß wir sie durch Empfindung und Verstand gleichsam selbst ergriffen, und sie aus den eigenthümlichen Eindrücken der Natur auf unsere Sinne, und aus den Wahrnehmungen unserer besondern Seelenzustände, durch eigenes Nachdenken entwickelt hatten. Der endlichen Aufschlüsse, die wir bey diesem Nachdenken gewinnen, sind freylich nur wenige. Der schwerste und tiefsinnigste Theil der Philosophie ist freylich mehr damit beschäftigt, alte Irrthümer oder schwache Beweise niederzureißen, als neue Wahrheiten fest zu setzen, und stärkere Beweise zu erfinden. Selbst nachdem sie durch Wegwerfung aller eingebildeten Kenntnisse ihre Sätze vereinfacht hat, sind diese doch nur in einem hohen Grade wahrscheinlich geblieben, nicht apodictisch gewiß geworden. Aber nichts desto weniger ist die Arbeit, die wir anwenden mußten, um zu diesen wenigen Resultaten zu gelangen, und die, durch welche wir uns ihre Gründe immer wieder von neuem deutlich zu machen suchen,

von hohem Werthe und von großem Einflusse sowohl auf unsere Geistesbildung, als auf unsere Zufriedenheit. Die bloße Wahrscheinlichkeit eines uralten und längst bekannten Grundsatzes der natürlichen Religion und Moral ist, wenn sie nach Abwägung aller Gründe und Gegengründe eingesehen wird, doch für den Menschen wichtiger — und trägt zur eigentlichen Aufklärung seines Verstandes, zur Veredlung seines Charakters und zur Anordnung und Beglückung seines ganzen Lebens mehr bey, als die strenge Gewißheit aller geometrischen Sätze, und als die noch so große Anzahl neuer Entdeckungen in der Naturlehre.

Ein anderer großer Vorzug der Philosophie ist es, daß sie aus allen Kenntnissen, den historischen sowohl, als den mathematischen und physikalischen, gleichsam den Geist heraus zieht, und sie auf den Mittelpunct unsers ganzen Wesens, auf das Moralische, auf Tugend und Gemüthsberuhigung anwendet. Daher gewährt sie nicht nur das Vergnügen, welches überhaupt Nachdenken, Deutlichkeit und Zusammenhang der Begriffe hervorbringt, sondern sie gibt eigentlich zuerst allen Gegenständen des Wissens, Werth, Nützlichkeit und Anmuth, indem sie uns die Beziehung derselben auf unsere höchsten Zwecke zeigt. Nichts ist in dem weiten Umfange der Welt und der Wissenschaften demjenigen gleichgültig, der die Dinge von dem Standpuncte ansieht, wohin die Philosophie den Menschen stellt, und aus welchem er die körperliche Natur mit der Geisterwelt, — das Alterthum mit dem gegenwärtigen Augenblicke, — fremde Welttheile mit seinem Aufenthalte, — die Staatsbegebenheiten mit dem Privatleben — Künste, Ackerbau und Gewerbe mit der Wissenschaft, und alles mit seiner Glückseligkeit oder mit seiner Tugend in Verbindung erblickt.

Ein einziges Übel hat der junge Gelehrte, welcher diese Verbindung lebhafter als Andere fühlt, und dadurch eine ausgebreitere Wißbegierde bekommt, zu fürchten; — einen einzigen Ausweg hat er zu vermeiden: — Zerstreuung und unordentliches Studiren. — Doch gegen dieses Übel enthält der philo-

sophische Geist, der dazu vielleicht bey Personen eines gewissen Temperaments Anlaß geben konnte, zugleich das Heilmittel. Sie lehrt den Menschen, daß er nicht aus allen Quellen des Vergnügens, welche er entdeckt hat, schöpfen müsse. Sie befiehlt ihm, daß, nachdem er das ganze Universum als den großen Gegenstand des menschlichen Wissens hat kennen, und an allem, was ist, da ist und was geschieht, einigen Antheil hat nehmen lernen, er nun freylich sein Studium auf einen kleinen Theil dieses Gebiethes, als das ihm zum Anbaue übergebende Feld, einschränken müsse. Wenn die Philosophie auch nicht alle unsere Zweifel, in Absicht der wichtigsten Angelegenheiten unsers Daseyns, auflöset: so trägt sie doch gewiß dadurch zu unserer Zufriedenheit bey, daß sie uns das Maß unserer Kräfte lehrt. Sie verschafft wenigstens dem Menschen die praktische Weisheit der Selbsterkenntniß.

Noch muß ich eines Zweiges der Literatur erwähnen, der zwar nur entweder Hülfsmittel zu den bisher genannten Wissenschaften darreicht, oder als ein Theil schon darunter begriffen ist; — der doch aber auch von denselben abgesondert, den Fleiß eines Gelehrten beschäftigen kann, und in diesem Falle dem Geiste desselben eine besondere Art der Bildung und bey der Erwerbung dieser Kenntnisse eigenthümliche Vergnügungen gibt: ich meine der Philologie oder des Studiums der alten Sprachen und der damit verbundenen Alterthumskunde.

Was die Sprachen betrifft, so sind sie eigentlich nur die Wege, auf welchen die Wissenschaften, oder die Geschichte der alten Zeiten, oder entfernter Völker zu uns gelangt. Die Alterthumskunde hingegen, sie bestehe nun in Kenntniß der Schriftsteller, oder in Kenntniß der Sitten und Verfassungen, oder endlich in Kenntniß der Kunstwerke des Alterthums, enthält selbst entweder Geschichte oder Wissenschaft. Indessen lassen sich auch selbst die Sprachen, besonders die todten und alten, so wenig ohne die auf jene Nationen, welche sie redeten, sich beziehenden Sachkenntnisse erlernen, und die Untersuchung der Alterthümer ist hinwiederum mit Sprachforschungen so unzer-

trennlich verbunden, daß aus beyden zusammen genommen, ein eigenes System von Kenntnissen erwächst, welches das philologische heißt und zu beyden ein gemeinschaftliches Talent erfordert wird, welches man das kritische nennen könnte.

So trocken und freudenleer das bloße Sprachstudium zu seyn scheint, und so viel es von jeher beygetragen hat, die Wissenschaften der jugendlichen Lebhaftigkeit unangenehm zu machen, so ist es doch sicher, daß, wenn die ersten Schwierigkeiten überwunden sind, und der Verstand sich damit zu beschäftigen anfängt, es schon dadurch etwas Anziehendes bekommt, daß es uns die menschlichen Ideen unter einer Mannigfaltigkeit von Formen darstellt, und zum Theil unter kürzern, anmuthigern, ausdrucksvollern Formen, als es die in unserer Muttersprache sind.

Überdieß, so wie die Schwierigkeit und Verwickelung, die der Anfänger in den geometrischen Beweisen und in der algebraischen Rechnungsart findet, ihm, wenn er in beyden weiter gekommen ist, desto mehr Vergnügen zubereitet, weil er dann jene Schwierigkeiten überwunden und diese Verwickelung aufgelöst sieht: so gibt auch die Erlernung der alten Sprachen, und die Erklärung der alten Schriftsteller — die oft nur durch eine Art von Dechiffrir-Kunst möglich ist — dem Humanisten in einem vorzüglichen Grade diejenige Geistesluft, welche in der Auffindung verborgener oder in der allmähligen Aufstellung dunkler Gegenstände besteht. — Daher kommt es vielleicht auch, daß wir den Inhalt und den Geist dieser Schriften, die Gedanken selbst sowohl als die Kunst des Vortrags in ihnen, etwas über ihren wahren Werth zu schätzen geneigt sind. Wahrheiten, die uns in den Werken unserer Zeitgenossen und unserer Landsleute gleichgültig lassen, weil sie uns zu geläufig geworden sind, und wir sie zu leicht übersehen, erregen bey uns Aufmerksamkeit und Theilnahme, wenn wir sie bey einem Griechen und Römer, bekleidet mit einem uns so fremden Ausdrucke wieder finden, daß eine neue Anstrengung nöthig ist, ihren Sinn, oder ihre Gründe einzusehen. Aber eben dieser Umstand, ob er gleich zu Vorurtheilen und einer solchen Schätzung des

Alten und Ausländischen verleiten kann, weiset doch auf einen reellen Nutzen hin, der sich aus dem Sprachstudium ziehen läßt. Eben diese durch die Dunkelheit des Ausdruckes geschärfte Aufmerksamkeit auf die Sachen vermehrt den Eindruck des Wahren und Schönen, wenn man endlich solches in den Werken der Alten findet. Man denkt tiefer über das Erstere nach, man empfindet das Letztere inniger, wenn es Zeit und Mühe gekostet hat, es zu entdecken.

Über das gegenseitige Verhältniß der geistigen und sinnlichen Anlagen des Menschen.

Von Schiller.

Es lassen sich in allem dreyerley Verhältnisse denken, in welchen der Mensch zu sich selbst, d. i. sein sinnlicher Theil zu seinem vernünftigen, stehen kann. Unter diesen haben wir dasjenige aufzusuchen, welches ihn in der Erscheinung am besten kleidet und dessen Darstellung Schönheit ist.

Der Mensch unterdrückte entweder die Forderungen seiner sinnlichen Natur, um sich den höhern Forderungen seiner vernünftigen gemäß zu verhalten; oder er kehrt es um und ordnet den vernünftigen Theil seines Wesens dem sinnlichen unter, und folgt also bloß dem Stoße, womit ihn die Naturnothwendigkeit, gleich den andern Erscheinungen, fort treibt; oder die Triebe des Letztern setzen sich mit den Gesetzen des Erstern in Harmonie und der Mensch ist einig mit sich selbst.

Wenn sich der Mensch seiner reinen Selbstständigkeit bewußt wird, so stößt er alles von sich, was sinnlich ist, und nur durch diese Absonderung von dem Stoffe gelangt er zum Gefühle seiner rationalen Freyheit. Dazu aber wird, weil die Sinnlichkeit hartnäckig und kraftvoll widersteht, von seiner Seite eine merkliche Gewalt und große Anstrengung erfordert, ohne welche es ihm unmöglich wäre, die Begierde von sich zu halten, und den nachdrücklich sprechenden Instinct zum Schweigen zu bringen. Der so gestimmte Geist läßt die von ihm abhängende Natur, sowohl da, wo sie im Dienste seines Willens

handelt, als da, wo sie seinem Willen vorgreifen will, erfahren, daß er ihr Herr ist. Unter seiner strengen Zucht wird also die Sinnlichkeit unterdrückt erscheinen, und der innere Widerstand wird sich von außen durch Zwang verrathen. Eine solche Verfassung des Gemüthes kann aber der Schönheit nicht günstig seyn, welche die Natur nicht anders als in ihrer Freyheit hervorbringt, und es wird daher auch nicht Grazie seyn können, wodurch die mit dem Stoffe kämpfende moralische Freyheit sich kenntlich macht.

Wenn hingegen der Mensch, unterjocht vom Bedürfniß, den Naturtrieb ungebunden über sich herrschen läßt, so verschwindet mit seiner innern Selbstständigkeit auch jede Spur derselben in seiner Gestalt. Nur die Thierheit redet aus dem schwimmenden ersterbenden Auge, aus dem lüstern geöffneten Munde, aus der erstickten bebenden Stimme, aus dem kurzen geschwinden Athem, aus dem Zittern der Glieder, aus dem ganzen erschlaffenden Bau. Nachgelassen hat aller Widerstand der moralischen Kraft und die Natur in ihm ist in volle Freyheit gesetzt. Aber eben dieser gänzliche Nachlaß der Selbstthätigkeit, der im Moment des sinnlichen Verlangens und noch mehr im Genusse zu erfolgen pflegt, setzt augenblicklich auch die rohe Materie in Freyheit, die durch das Gleichgewicht der thätigen und leidenden Kräfte bisher gebunden war. Die todten Naturkräfte fangen an, über die lebendigen der Organisation die Oberhand zu bekommen, die Form von der Masse, die Menschheit von gemeiner Natur unterdrückt zu werden. Das seelenstrahlende Auge wird matt, oder quillt auch gläsern und stier aus seiner Höhlung hervor; der feine Inkarnat der Wangen verdickt sich zu einer groben und gleichförmigen Tüncherfarbe; der Mund wird zur bloßen Öffnung, denn seine Form ist nicht mehr Folge der wirkenden, sondern der nachlassenden Kräfte; die Stimme und der seufzende Athem sind nichts als Hauche, wodurch die erschwerte Brust sich erleichtern will und die nun bloß ein mechanisches Bedürfniß, keine Seele verrathen. Mit Einem Worte: bey der Freyheit, welche die Sinnlichkeit sich selbst nimmt, ist

an keine Schönheit zu denken. Die Freyheit der Formen, die der sittliche Wille bloß eingeschränkt hatte, überwältigt der grobe Stoff, welcher stets so viel Feld gewinnt, als dem Willen entrissen wird.

Ein Mensch in diesem Zustande empört nicht bloß den moralischen Sinn, der den Ausdruck der Menschheit unnachläßlich fordert; auch der ästhetische Sinn, der sich nicht mit dem bloßen Stoffe befriedigt, sondern in der Form ein freyes Vergnügen sucht, wird sich mit Ekel von einem solchen Anblick abwenden, bey welchem nur die Begierde ihre Rechnung finden kann.

Wenn also weder die über die Sinnlichkeit herrschende Vernunft, noch die über die Vernunft herrschende Sinnlichkeit sich mit Schönheit des Ausdruckes vertragen: so wird (denn es gibt keinen vierten Fall) derjenige Zustand des Gemüthes, wo Vernunft und Sinnlichkeit — Pflicht und Neigung — zusammen stimmen, die Bedingung seyn, unter der die Schönheit des Spiels erfolgt.

Um ein Object der Neigung werden zu können, muß der Gehorsam gegen die Vernunft einen Grund des Vergnügens abgeben; denn nur durch Lust und Schmerz wird der Trieb in Bewegung gesetzt. Die wahre Tugend ist nichts anders, als eine Neigung zu der Pflicht. Wie sehr auch Handlungen aus Neigung, und Handlungen aus Pflicht in objectivem Sinne einander entgegen stehen, so ist dieß doch in subjectivem Sinne nicht also, und der Mensch darf nicht nur, sondern soll Lust und Pflicht in Verbindung bringen; er soll seiner Vernunft mit Freude gehorchen. Nicht um sie wie eine Last wegzuwerfen, oder wie eine grobe Hülle von sich abzustreifen, nein, um sie auf's innigste mit seinem höhern Selbst zu vereinbaren, ist seiner reinen Geisternatur eine sinnliche beygesellt. Dadurch schon, daß sie ihn zum vernünftig sinnlichen Wesen, d. i. zum Menschen machte, kündigt ihm die Natur die Verpflichtung an, nicht zu trennen, was sie verbunden hat, auch in den reinsten Äußerungen seines göttlichen Theiles den sinnlichen nicht hinter sich zu lassen, und den Triumph des Einen nicht auf Unterdrü-

ckung des Andern zu gründen. Erst alsdann, wenn sie aus seiner gesammten Menschheit, als die vereinigte Wirkung beyder Principien, hervor quillt; wenn sie ihm zur Natur geworden ist: ist eine sittliche Denkart geborgen; denn so lange der sittliche Geist noch Gewalt anwendet, muß der Naturtrieb ihm noch Macht entgegen zu setzen haben. Der bloß niedergeworfene Feind kann wieder aufstehen, aber der versöhnte ist wahrhaft überwunden.

Die menschliche Natur ist ein verbundeneres Ganze in der Wirklichkeit, als es dem Philosophen, der nur durch Trennen was vermag, erlaubt ist, sie erscheinen zu lassen. Nimmermehr kann die Vernunft Affecte als ihrer unwerth verwerfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt, und der Mensch da, wo er moralisch gesunken wäre, nicht wohl in seiner eigenen Achtung steigen. Wäre die sinnliche Natur im Sittlichen immer nur die unterdrückte und nie die mitwirkende Partey, wie könnte sie das ganze Feuer ihrer Gefühle zu einem Triumphe hergeben, der über sie selbst gefeyert wird? Wie könnte sie eine so lebhafte Theilnehmerinn an dem Selbstbewußtseyn des reinen Geistes seyn, wenn sie sich nicht endlich so innig an ihn schließen könnte, daß selbst der analytische Verstand sie nicht ohne Gewaltthätigkeit mehr von ihm trennen kann.

Der Wille hat ohnehin einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem Vermögen der Empfindungen, als dem der Erkenntniß, und es wäre in manchen Fällen schlimm, wenn er sich bey der reinen Vernunft erst orientiren müßte. Es erweckt mir kein gutes Vorurtheil für einen Menschen, wenn er der Stimme des Triebes so wenig trauen darf, daß er gezwungen ist, ihn jedesmahl erst vor dem Grundsatze der Moral abzuhören; vielmehr achtet man ihn hoch, wenn er sich demselben, ohne Gefahr, durch ihn mißgeleitet zu werden, mit einer gewissen Sicherheit vertraut. Denn das beweiset, daß beyde Principien in ihm sich schon in derjenigen Übereinstimmung befinden, welche das Siegel der vollendeten Menschheit und dasjenige ist, was man unter einer schönen Seele versteht.

Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grade versichert hat, daß es dem Affect die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruch zu stehen. Daher sind bey einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der Charakter ist es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienst anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienstlich heißen kann. Die schöne Seele hat kein anders Verdienst, als daß sie ist. Mit einer Leichtigkeit, als wenn bloß der Instinct aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus, und das heldenmüthigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt, wie eine freywillige Wirkung eben dieses Triebes, in die Augen. Daher weiß sie selbst auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein schulgerechter Zögling der Sittenregel, so wie das Wort des Meisters ihn fordert, jeden Augenblick bereit seyn wird, vom Verhältniß seiner Handlungen zum Gesetz die strengste Rechnung abzulegen. Das Leben des Letztern wird einer Zeichnung gleichen, worin man die Regel durch harte Striche angedeutet sieht, und an der allenfalls ein Lehrling die Principien der Kunst lernen könnte. Aber in einem schönen Leben sind, wie in einem Titianischen Gemählde, alle jene schneidenden Grenzlinien verschwunden, und doch tritt die ganze Gestalt nur desto wahrer, lebendiger, harmonischer hervor.

In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmoniren, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung. Nur im Dienst einer schönen Seele kann die Natur zugleich Freyheit besitzen und ihre Form bewahren, da sie erstere unter der Herrschaft eines strengen Gemüthes, letztere unter der Anarchie der Sinnlichkeit einbüßt. Eine schöne Seele gießt auch über eine Bildung, der es an architektonischer Schönheit mangelt, eine unwiderstehliche Grazie

aus; und oft sieht man sie selbst über Gebrechen der Natur triumphiren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, sanft und dennoch belebt seyn. Heiter und frey wird das Auge strahlen und Empfindung wird in demselben glänzen. Von der Sanftmuth des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verstellung erkünsteln kann. Keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkührlichen Bewegungen zu bemerken seyn, denn die Seele weiß von keinem. Musik wird die Stimme seyn, und mit dem reinen Strome ihrer Modulationen das Herz bewegen. Die architektonische Schönheit kann Wohlgefallen, kann Bewunderung, kann Erstaunen erregen, aber nur die Anmuth wird hinreißen.

Über Liebe und Freundschaft.

Von Herder.

Es ist eine schöne Sage der ältesten Dichtung, daß Liebe die Welt aus dem Chaos gezogen und die Geschöpfe mit Banden des Verlangens und der Sehnsucht wechselseitig an einander geknüpft hat; daß mit diesen zarten Banden sie alles in Ordnung erhalte und zu dem Einen leite, der Quell alles Lichtes ist, wie aller Liebe. Unter wie mancherley Nahmen und Einkleidungen dieß dichterische System vorgetragen ward: so ist an ihm überall dieß Allgemeine kenntlich; daß Liebe die Wesen vereinige, wie Haß sie scheide; in Liebe und Vereinigung gleichartiger Dinge bestehe aller Genuß der Götter und Menschen; Sehnsucht und Verlangen endlich seyen gleichsam die Brautführerinnen der Liebe, die starken und doch zarten Arme, die allen Genuß herbeyziehen, vorbereiten, ja die selbst das größte Vergnügen vorahnend gewähren.

Je geistiger der Genuß ist, desto dauernder wird er, desto mehr ist auch sein Gegenstand außer uns dauernd. Das Bild der Alten von der Freundschaft, die beyden in einander geschlungenen Hände, scheinen das beste Sinnbild ihrer Vereinigung, ihres Zweckes und Genusses zu seyn; bedeutender, als die zwey gleich gestimmten Saitenspiele. Diese drücken nichts

aus als Geselligkeit, die lange noch nicht Freundschaft ist. Ein geselliger Mensch ist leicht- und wohlgestimmt; er stimmt sich selbst leicht zu jeder Gesellschaft, und so stimmt sich auch diese leicht zu ihm. Er drückt niemand mit seinem Daseyn, er verengt keinen, und so ist jedermann gern um ihn; man ist auch auf einen gewissen Grad mit ihm vertraut, weil man fühlt, der Mensch habe nichts Arges. Charaktere der Art sind zum täglichen Umgange gut; aber Freundschaft — welch ein anders heiliges Band ist diese! Herzen und Hände knüpft sie zu Einem gemeinschaftlichen Zwecke zusammen, und wo dieser Zweck augenscheinlich, wo er fortwährend, anstrengend, selbst unter oder hinter Gefahren vorliegt: da ist das Band der Freundschaft oft so genau, fest und herzlich, daß nichts als der Tod es zu trennen vermochte. Der Phalanx griechischer Freunde im Kriege, die Alle wie Einer siegten oder starben; jene hellen Zwillingsgestirne der Freundschaft, die unter allen Nationen, Hebräern, und Griechen und Wilden, aus der Nacht der Zeiten hervor glänzen, und dem menschlichen Herzen so wohl thun, wodurch waren sie Freunde? Gemeinschaftlicher Zweck verband sie; Gefahr zog den Knoten zusammen; erprobte Treue, fortgehender wachsender Eifer, glorreiche Mühe, gemeinschaftlicher Genuß der Mühe, Noth und Tod endlich machten den Knoten unauflöslich. Wie wahr ist's, was jener Freund von seinem Freunde singt: „Deine Liebe war mir mehr als Frauenliebe!" Die Schöpfung kennt nichts Edlers, als zwey freywillig und unauflöslich zusammen geschlungene Hände, zwey freywillig Eins gewordene Herzen und Leben.

Auch Ehe soll Freundschaft seyn, und wehe, wo sie's nicht ist, wo sie nur Liebe seyn sollte! Es ist einem edlen Weibe süß, auch um ihres Mannes willen zu leiden, geschweige sich mit ihm zu freuen, und er sich in ihr, sie sich in ihm wirksam, fröhlich, geschätzt und glücklich zu fühlen. Die gemeinschaftliche Erziehung der Kinder ist der schöne leitende Zweck ihrer Freundschaft, der noch im grauen Alter Beyde süß belohnt. Als zwey verschlungene Bäume stehen sie da, und werden dastehen, umringt vom

Kranze jugendlich grünender Bäume. — Überhaupt ist gemeinschaftliches Leben das Mark der wahren Freundschaft; Aufschluß und Theilung der Herzen, innige Freude an einander, gemeinschaftliches Leid mit einander, Rath, Trost, Bemühung, Hülfe für einander sind ihre Kennzeichen, ihre Süßigkeiten und Belohnung. — Es gibt Augenblicke der Sympathie ohne die mindeste äußere Veranlassung, die zwar die Psychologie nicht erklärt, aber die Erfahrung lehrt und bekräftigt. Es gibt Erinnerungen abwesender Freunde an einander, die oft von der wunderbarsten, mächtigsten Art sind. Wenn überhaupt die Seele je die geheime Kraft hätte, ohne Organ unmittelbar in eine andere Seele zu wirken, wo könnte es natürlicher seyn, als bey der Freundschaft. Diese ist reiner und also gewiß auch mächtiger, als die Liebe; wenn diese sich zur Stärke und Dauer der Ewigkeit erheben will, muß sie erst, von der groben Sinnlichkeit geläutert, echte und wahre Freundschaft werden. Wie selten gelangt sie dahin! Sie zerstört sich selbst oder zerstört ihren Gegenstand mit durchdringenden, fressenden Flammen. Aber die Gluth der Freundschaft ist reine, erquickende Menschenwärme. Die beyden Flammen auf Einem Altar spielen in einander, heben und tragen frohlockend einander, und oft noch in der Stunde der traurigsten Scheidung schweben sie fröhlich und innig in's Land der reinsten Vereinigung, der treuesten, untrennbaren Freundschaft.

Am nächsten steht der Freundschaft die Älternzärtlichkeit, die väterliche und mütterliche Liebe. Sie ist göttlich; denn sie ist uneigennützig und sehr oft ohne Dank. Sie ist himmlisch; denn sie kann sich auch in Viele zertheilen und bleibt immer ganz, immer ungetheilt und neidlos. Endlich ist sie auch ewig und unendlich; denn sie überwindet Liebe und Tod.

Zu wem kann ich von der zärtlichen, göttlichen, ewigen Älternzärtlichkeit hinauf steigen, als zu Dir, zärtlichster, höchster Vater! Meine Sprache hat keine Worte, die Empfindung zu nennen, mit der du dich in jedes Geschöpf, in jede Nerve und Winkel eines schlagenden Herzens setzest und jedem derse-

ben seinen für Andere unübersehbaren, unerklärbaren Genuß gabst. Deine ganze Schöpfung ist ein Gewebe, das die Macht aus dem Nichts hervor zog, die Weisheit einschlug und dem die Liebe ihre tausendgestaltigen, sinn- und liebreichen Figuren einwebte. Wer sollte dich also nicht lieben, da jedes Geschöpf nur zu dir ziehet, zu dir weiset? Und wer kann es, wie er sollte, da er im Meere deiner Gedanken und vorgefühlten Empfindungen untergehet? Du hast das Schicksal aller Ältern, daß sie mehr lieben, als geliebt werden; aber du hast vor allen das voraus, daß du die Sehnsucht nach dir in mir selbst erschaffen hast und mich an Banden des Erkenntnisses und der Liebe dir immer näher zuführen kannst. Mein ganzes Herz sagt es mir, du werdest und müssest es thun; denn das kleine Fünkchen Erkenntniß und Liebe in mir ist ja nur ein Abglanz der unendlichen Flamme deines Herzens. Du mußt mich also tausendfach inniger erkennen, nennen, suchen und lieben, als ich dich nennen und suchen kann; und dieser ewige Zug deines Herzens zu dem meinen ist mir ein eingepflanzter Bürge meiner unsterblichen Neigung zu dir und des immer wachsenden Genusses deiner.

Über die Unsterblichkeit der Seele.

Von Starke.

Der herzliche Wunsch, für meinen Vortrag einen Ihrer Aufmerksamkeit würdigen Gegenstand zu wählen, mußte mich sehr leicht an die größte Hoffnung des denkenden Menschen, an die Hoffnung der Unsterblichkeit, erinnern.

Da sittliche Würde etwas Höheres ist, als Vortheil und Lust; da wir uns in einem künftigen Zustande des süßern Genusses die Seligkeit selbst nicht ohne innere Vortrefflichkeit, da wir nur durch diese uns Freude denken können, die sittliche Würde aber einer unendlichen Veredlung fähig ist: so kann der Zweck der Sittlichkeit und Tugend kein anderer seyn, als das stete Wachsen an innerem Adel, das stete Fortschreiten in innerer Vollkommenheit. Dieser Zweck setzt seiner Natur nach eine un-

endliche Dauer voraus. Ohne Unsterblichkeit der Seele aber würde in jedem bey dem Sterben mit seinem Daseyn sein Zweck zerstört.

Wir sind unsterblich — und die Vernunft ist befriedigt; wir sind unsterblich, und alles zerfließt in Harmonie. Die Tugend gebiethet Veredlung, und alles, was sie will, ist Mittel dazu; jedes Hingeben eines Vortheils ist ein Schritt höher auf der empor leitenden Bahn; jeden Kampf belohnt Sieg; Aufopferung des Lebens selbst ist nicht Zerstörung, sondern Erringen der Vollkommenheit, nicht Verlust, sondern Gewinn; die Tugend hat ein Ziel erreicht, das nichts zerstören und verrücken kann, das dem Laufenden immer heller und heller, und am hellsten im Tode glänzt; der Tod ist nicht mehr furchtbar; wir scheuten sein finsteres, drohendes Gesicht, und siehe! sein Antlitz ist nur ernst aber freundlich; wir zitterten vor seiner eiskalten, starren Hand, und siehe! seine Hand ist warm und stark, uns hinauf zu heben, dahin, wo sich Tugend und Glückseligkeit vereinigt.

Die Vernunft selbst macht es uns also nothwendig, eine fortgehende Erziehung, Fortdauer im Tode zu glauben. Und nun erheben wir unsere Augen und schauen umher und finden fröhlich die Schätze, welche die Vernunft uns verspricht, auch in dem Gebiete der Erfahrung, in der uns umgebenden Welt, in der menschlichen Natur und in der Geschichte der Menschheit uns verbürgt. Auf der Erde beginnt unsere Erziehung, und alles, was sie uns darbiethet, ist von dem sittlichen Ordner und Erzieher, von Gott selbst, so eingerichtet, daß es uns in dem Glauben befestigen muß: wir werden nicht vergehen. In diesem Gedanken, durch welchen nicht bloß die Vernunft mit sich selbst einig, sondern auch alles Äußere mit unserm Innern in beseligender Harmonie erscheint, erhalten nun alle längst für unsere Fortdauer aus einander gesetzten Gründe, an welche ich nur noch erinnere, eine sehr wohlthätige Kraft. In der ganzen Welt um uns her lesen wir: wir werden nicht vergehen.

Nirgends sehen wir in der Natur den grausen Sprung

vom Seyn zum Nichtseyn. Wenn ein hoher Baum vor uns prangte, und mit einem Mahle vernichtet verschwände, wie würden wir starren, wie würde dieß Unbegreifliche uns empören! Wäre es wohl weniger unbegreiflich, weniger empörend, zu denken, daß ein menschlicher Geist, der in vielfacher Wirksamkeit waltet, durch einen Kugelschlag, durch einen Dolchstich, der den mit ihm verbundenen Leib trifft, augenblicklich zu — Nichts würde? Die Natur zeigt aber nicht bloß keine plötzliche Vernichtung, sie zeigt überall keinen Untergang. In unermüdlichem Kreislaufe verändert und erneuert sich alles, alles keimt, wächst, blüht, reift, welkt, zerfällt und gewährt durch seine Auflösung wieder Nahrung für Keime, Blüthen und Früchte. Das Blättchen, das verdorret vom Baume rieselt, gibt Stoff zu frischen Gestalten, und der edle Geist des Menschen würde vertilgt? Alles Körperliche ist nur wichtig in Beziehung auf vernünftige Wesen, ist nur Mittel; die Mittel blieben und die Zwecke würden zerstört?

Nein, o nein, der Mensch wird nicht vergehen! rufst du immer, junge Natur, liebliche mütterliche Erde, holder Erziehungsplatz hoffnungsvoller Kinder, freundlicher Spielplatz von Unsterblichen. Schmücke dich, Natur, die du nicht denkst, für die denkenden Zöglinge, schmücke dich, Erde, der Frühling ist nahe, schmücke dich schön! im Dufte der Blüthen, unter welchem die Bäume sich beugen, auf dem Blumenteppiche der Wiesen, an dem Strauche, dessen Rose sich unserer Hand entgegen neigt, in der Gluth des Abendroths, beym Nachtigallenliede wollen wir fühlen: wir sind unsterblich! Ist doch überall Wiederaufblühen, ist doch nirgends Vernichtung, ist's doch, als hätte der große Vater alles absichtlich so eingerichtet, daß wir nicht einmahl Vernichtung denken können. Wir vermögen dieß eben so wenig, als wir eine Verwandlung, durch welche die Seele in etwas überginge, was nicht Seele wäre, als wir eine dem Zerfallen des Körpers ähnliche Auflösung derselben begreifen, da die Seele auf eine ganz andere Art ist und wirkt, als der Körper.

Die Abhängigkeit des Geistes vom Leibe kann mich nun auch nicht bekümmern: ist sie denn ganz so groß, als man oft

sagt? behauptet nicht auch der Geist über den Leib und die Theile desselben eine unverkenntliche Herrschaft? zeigt nicht der Geist eine eigene Bestandheit? Wenn nach mehreren Jahren der Leib etwas durchaus anders geworden ist, fühlt sich der Geist dann nicht noch immer als derselbe und übersieht seine Zustände? bildet er sich nicht selbst im Wahnsinne mit erstaunlicher Kraft eine neue Welt? bleibt der Künstler, wenn sein Werkzeug verdorben, ja wenn es zerschmettert wird, nicht dennoch Künstler? braucht er um ein neues Werkzeug so bange zu seyn? Mag ich doch mein gegenwärtiges Werkzeug verlieren, ich habe ja die Unendlichkeit vor mir, und in ihr Aussicht auf mannigfaltige Mittel des Ersatzes; mag doch der Schlaf, mag Krankheit und der Tod meine geistige Wirksamkeit unterbrechen, ich habe ja die Unendlichkeit vor mir, mit welcher verglichen, jene kleine Hemmungen fast wie nichts verschwinden. Wir werden nicht vergehen! Wir sind ja einer unaufhörlichen Ausbildung und Veredlung fähig. Mag ich doch die Art derselben nicht ganz einsehen und bestimmen können; kann denn das Kind an der Brust der Mutter nur dunkel träumen, was es hienieden noch wird; ist es dem Säuglinge nur möglich, seine künftige Reife, den künftigen Reichthum seiner Kenntnisse, das künftige Licht seiner Einsichten, die Weite und Gewalt seines künftigen Wirkungskreises zu denken? Wir können, wir sollen vollkommen werden; dafür bürgt uns der hohe Werth des Menschen. Wie verkündigen diesen alle Arbeiten, alle Gewerbe, alle Künste und Wissenschaften! Wie ersehnt und sammelt der Mensch Kenntnisse und Einsichten, die über seine irdischen Bedürfnisse hoch hinaus gehen! Wie schwingt sich der Geist über das Fehlbare und Sinnliche empor in das Gebieth der Gedanken, und lebt und webt darin, wie in seiner Heimath. Wie ist ihm die Erde nicht genug; wie steigt er zu Sonnen und Monden und Sternen, wie steigt er von Welten zu Welten, und ahnet in ihnen eben so wohl Stoff zu steten Beschäftigungen, als einstige Wohnplätze! Wir werden nicht vergehen!

Nicht umsonst lechzt in uns der Durst nach Leben und Fortdauer, und reinerer Einsicht und reinerer Tugend. Dieser Durst ist über blöde, sinnliche Triebe erhöht, er verstärkt sich mit den edelsten Kräften so gleichmäßig, daß mit den Fortschritten in der Ausbildung die Sehnsucht nach Unsterblichkeit immer heißer, immer glühender wird. Unsere vernünftigsten, lautersten, erhebendsten Wünsche und Hoffnungen werden ja nicht getäuscht werden. Nein, wir vergehen nicht! Wir schmachten nach Übereinstimmung, nach Befriedigung und Harmonie. Und diese dürfen wir erwarten. Wenn wir sie auch hiernieden nicht ganz und vollständig genießen können, so erweist doch wieder die Erfahrung in dem süßen Lohne, den schon hier die Tugend meistens findet, daß wir nicht geschaffen sind, bloß aufzustreben, um zurück zu sinken, zu kämpfen und zu erliegen; sie läßt in ihrem milden Frieden in voraus empfinden, wie uns seyn wird, wenn diesen Frieden kein Streit, kein Sturm von außen her mehr stört. Jedes Wehe, auch das schmerzlichste, jede Pein, auch die quälendste, ist nun Wohlthat, jedes Leiden ist ja nun Erziehungsmittel. Selbst die niederschlagendsten, die sittlichen Übel, selbst Laster und Verbrechen können uns nun in unsern wichtigen Überzeugungen nicht mehr verwirren. Sie sind bejammernswürdige Mißgriffe der irdischen Zöglinge, Mißbräuche von Kräften, deren Folgen in's Unendliche hier bemerkbar bleiben müssen; aber die Verirrten können ihre Kräfte besser gebrauchen lernen, die, welche der menschlichen Erziehung nicht gelingen wollten, welche die Gesellschaft von sich ausstieß, können in deinen Armen, unaussprechliche Gnade, können deiner Erziehung, Allerziehender, noch einst gerathen!

Wir sind unsterblich und alles, alles ist in Harmonie, und das Herz mit seinen innigsten, theuersten, seligsten Gefühlen entzückt sich im Genusse dieser Harmonie. Freundschaft und Zärtlichkeit sind nun keine verfliegenden Wallungen, wie die des erhitzten Blutes; ihre Verbindungen sind auf die Ewigkeit berechnet. Wir geben und nehmen nicht Liebe, um einst an den Siegen der Geliebten zu verzweifeln, und die Hände

über ihren Gräbern zu zerringen. Sie scheiden und sagen uns: Lebt wohl auf Wiedersehen! Wir scheiden und sagen: Lebt wohl auf Wiedersehen! Unsere Schätzung der Verstorbenen hat nun ihren Grund. Unsere Achtung und Wärme ist nicht zerflatterndem Staube, sondern Vollendeten geweiht. Wenn ein Gewissenhafter beym Andenken an seine Todten, besorgt sich fragt: Habe ich euch wohl je bekümmert, ihr Guten? Ihr werdet mir nicht zürnen auf eurer lichten Bahn, ich habe es nicht so böse gemeint; wenn ein Anderer in dem tröstenden Bewußtseyn der Erfüllung aller Pflichten gegen seine Verstorbenen sich sagt: Gewiß, ihr Guten liebt mich noch, seht wohl der Zeit schon entgegen, in welcher ich euch nachkomme; so sind diese Gefühle nicht vermorschten Gebeinen, sondern erhöhten Wesen geheiligt.

Wir sind unsterblich. Mit dieser Hoffnung strebten von jeher, streben noch jetzt alle nur einiger Maßen gebildeten Völker und Menschen über ihren ersten beschränkten Zustand hinaus, wie der junge Vogel im dunklen Gefühl seiner Natur die zarten Fittige regt, durch welche er einst aufschweben wird. Von den Philosophemen der alten Platonen, von den lieblichsten Gebilden, wie sie der jugendlichen Phantasie unter deinem Himmel, fruchtbare Pflegerinn von Denkern und Dichtern, holdes Griechenland, gedeihen mußten; von den Gemählden des bezaubernden Elysium, bis zu den abenteuerlichsten Vorstellungen roher Nationen von ihrem Seyn nach dem Tode, ist doch alles nur Träumen und Gespräch der Kinder, die in der Fremde sind von der lieben Heimath. Süß und erhebend ist dieß Gespräch von der Heimath, und verträgt sich gewiß mit der heitersten Freude, mit dem frischesten Kraftgefühl. Der Vergnügte drücke den Vergnügten mit Entzücken an die Brust und jauchze: Wir sind unsterblich! Von Knaben und Jünglingen umgeben, denke der Lehrer, wenn er bey seinen ernsten Geschäften Ermunterung bedarf: Wir sind unsterblich! Sollte ich für diese Kinder und Jünglinge nicht thun, was ich kann? Diese Kinder und Jünglinge sind unsterblich? Wo eine Gesellschaft ist, welche die schwachen Übungen der Jugend beachtet,

weil sie Versuche zum Gebrauche von Kräften sind, rufe der Frohe der frohen Versammlung: Wir sind unsterblich!

Über die Art, wie man studiren muß.

Von J. G. Müller.

Um weder zu arm an Kenntnissen, noch zu überladen von denselben zu werden, so stellen Sie sich, mein Freund, nur von Zeit zu Zeit den Zweck, zu welchem Sie die Wissenschaften studiren wollen, recht lebhaft vor; der sey ihr Leitstern. Er wird Sie nicht nur gegen schändliche Verirrungen und Abschweifungen verwahren, sondern Ihnen auch für die eigene Bearbeitung derselben das rechte Licht aufstecken. Treiben Sie nur die Gelehrsamkeit mit einem freyen Geiste, und wählen Sie sich aus jeder Wissenschaft nur das Schönste, Beste, für Sie Tauglichste; das andere lassen Sie, ohne es zu verachten, für Andere liegen. Ihr Zweck sey nie (wozu eben nicht viel erfordert würde), mit Vielwisserey sich unter ihres Gleichen auszuzeichnen, sondern ihren Geist zu bilden und zu üben, Erfahrungen Anderer mit den ihrigen zu verbinden, ihre Grundsätze dadurch zu reinigen, zu stärken, zu bereichern, damit sodann durch diese ihr Betragen desto sicherer geleitet, und einst ihre Wirksamkeit zum Besten des Ganzen erweitert werde.

Wenn Sie sich auch, mein hoffnungsvoller Freund von dem, was Sie für ihre eigene Ausbildung künftig thun, und wie Sie überhaupt seyn wollen, ein recht glänzendes Ideal machten, und mit Enthusiasmus das Werk anfingen, so würde ich darüber nicht erschrecken. Sie müssen eine große Form in der Seele haben, der Sie nachstreben. Eine solche ist in ihren Jahren nützlich und fast nöthig, wenn Sie vom Flecke kommen sollen. Sie wird Sie anspornen; und wenn das Ziel auch immer vor Ihnen zu weichen scheint, so werden Sie doch ohne Vergleich weiter kommen, als die, welche gar keines vor sich sehen, als etwa ein Stück Brod.

Über das Lesen gebe ich nicht gerne viele Regeln. Sie werden doch nicht beobachtet, und schränke mich also nur auf

folgende ein. Lesen Sie wichtige Bücher, besonders die classischen und historischen Schriftsteller, im Anfange ihrer Studien nie anders als mit der Feder in der Hand; d. h., zeichnen Sie sich Alles, was Ihnen bemerkenswerth vorkommt, hauptsächlich eigene Gedanken, die Ihnen darüber beyfallen, fleißig auf, am besten ist es, unter gewisse Titel, wo man sie leicht wieder finden kann; und legen Sie diese in eine systematische Ordnung, wodurch Ihnen das Studium derjenigen Wissenschaft, wozu das Excerpt gehört, leicht und unvermerkt geläufig wird. Sie üben dadurch nicht nur ihre Schreibart in passendem und leichtem Ausdrucke der Gedanken, und ihren Geist im Aufmerken und Prüfen, sondern Sie sammeln sich einen Schatz von lehrreichen Bemerkungen, die Ihnen im gemeinen Leben und überall zur vernünftigen Schätzung der Dinge und echten Lebensweisheit unendlich vortheilhaft seyn werden.

Nach jeder wichtigern Lectüre üben Sie sich, sich's mit andern Worten zu sagen, was Sie eigentlich gelesen und gelernt haben. Wo es unmöglich ist, einen Gedanken oder wenigstens das Resultat desselben mit andern Worten, als in der Terminologie des Verfassers, zu sagen, da ist's fast allemahl bloß Wortspiel.

Wenn Sie nicht gerade eine besondere Materie durchstudiren wollen, so wechseln Sie mit ihrer Lectüre ab, zwischen Geschichtsschreibern, Philosophen, Moralisten, Dichtern u. A., um nicht einförmig zu werden, und um verschiedene Arten von Darstellung kennen zu lernen.

Den Büchern von wichtigem Inhalte, die Sie zum eigentlichen Unterrichte lesen, widmen Sie die besten und heitersten Stunden des Tages; denen, die nur zum Vergnügen sind, nur so viel, als von jenen übrig bleibt. So gemein diese Regel scheint, so nöthig ist eine Erinnerung an dieselbe. Das gewöhnliche Lesepublicum liest im Grunde fast gar nicht mehr zum Unterrichte, sondern bloß zum Zeitvertreibe; und weil dieser viel Abwechslung erfordert, so bleibt selten etwas Reelles im Kopfe, oder es wird sogleich wieder von andern Ideen verdrängt und weggewischt.

Betrachten Sie jedes Buch historisch, d. h., als ein Product eines andern Kopfes, und untersuchen Sie, wie fern seine ersten Grundsätze, und sodann die aus selben hergeleiteten Folgerungen richtig seyen. Dieß wird Sie von dem Sclavensinne frey halten, der alle Meinungen annimmt, und darüber seine eigene verliert. Nur diejenigen Schriftsteller verdienen studirt zu werden, die ihr Zeitalter übersahen, und, ohne damit ungerecht gegen seine Vorzüge zu seyn, seine Mängel, seine Vorurtheile und allgemein angenommenen, und als Grundsätze vorausgesetzten Lieblingsmeinungen kannten, und zu schätzen wußten; die für die Nachwelt schrieben, und gleichsam anticipirten, was erst dieselbe ganz hell machen konnte. Solche Männer, wenn sie gleich beym großen literarischen Haufen gewöhnlich wenig gelten, helfen allein ihrem Zeitalter fort, da andere es nur amüsiren.

Bey solchen suchen Sie zuerst die herrschende Haupt-Idee auf, dergleichen jeder originelle Schriftsteller hat; denn diese ist sein eigenes Werk, aus welcher alles Folgende herfließt, und die er in spätern Jahren selten mehr austauscht. Sie kommt Einem meist bald auf den ersten Blättern entgegen und erfordert das mühsamste, genaueste und anhaltendste Studium; nach diesem wird aber die Beurtheilung der Folgerungen Ihnen ganz leicht, und das Studium eines solchen Kopfes und seiner Producte für Ihren Geist höchst lehrreich und bildend seyn. Kein Sterblicher denkt allgemein; wir reihen unsere Ideen immer an irgend einen Punct an, der unsere Seele frühe schon, nach einer anfangs oft nur leisen Berührung, am hellsten entgegen glänzt, gehen von dem aus, und führen alles auf ihn zurück. Ein solches System, das für uns ganz wahr seyn mag, ist deßwegen für Andere kein Gesetz und verblendet zuweilen uns selbst. Mithin ist auch den größten Schriftstellern, wofern wir unsere Eigenthümlichkeit behalten wollen, nie unbedingt zu trauen, und nur schwache Seelen machen sich zu Sclaven fremder Meinungen.

Endlich rathe ich Ihnen, über jede Wissenschaft, die Sie

erlernen möchten, nur die classischen Schriftsteller zu lesen, die entweder in derselben Epoche gemacht, oder Sie ganz oder in ihren wichtigsten Theilen besonders glücklich, geistreich und con amore abgehandelt haben. Einen solchen Genius hat, auch in den neuern Zeiten, fast jede Kunst und Wissenschaft einmahl gehabt, der sie gleichsam erschuf oder umschuf. Aus diesen Quellen schöpft man sie am reinsten, und es ist eine eben so angenehme als lehrreiche Betrachtung, wie sich die große Idee in ihrem Geiste formirte. Zu dem, wie spätere Zeiten sie commentirt, erweitert und verbessert haben, kommt man immer noch frühe genug.

Sowohl zu Ihrer eigenen Geistesausbildung, als wenn Sie künftig in den Fall kommen, schriftliche Aufsätze verfertigen zu müssen, wird es Ihnen vom größten Nutzen seyn, wenn Sie sich frühzeitig üben, ihre Gedanken leicht und mit Ordnung und Klarheit auszudrücken. Ich billige es sehr, mein Freund, daß Sie sich recht oft in eigenen Compositionen üben. Unsere Gedanken bleiben so lange in einem unbestimmten Helldunkel, bis wir sie aussprechen oder schreiben, und wir wissen eigentlich nur so viel, als wir deutlich sagen können. Erst dadurch erhalten unsere Ideen bestimmten Umriß, werden uns selbst deutlich, und läutern sich. Jenes geschieht im Umgange, dieses in der Einsamkeit des Studirzimmers.

Lassen Sie sich im Anfange nie einen neuen Gedanken entrinnen, den Sie selbst gehabt oder von Andern gehört haben, ohne ihn so klar und so schön wie möglich aufzuschreiben, und Sie werden sehen, wie weit man in kurzer Zeit mit diesem Fleiße kommt. Es ist, als wenn wir gewisse glückliche Gedanken nur Einmahl in unserem Leben haben könnten; sie kommen uns wie durch eine Inspiration, und wer aus Bequemlichkeit diese Einfälle, Blicke, Wahrnehmungen nicht durch Schrift fixiren mag, verdient sie kaum zu haben.

Wollen Sie dann etwas Ganzes componiren, so ist der Plan dasjenige, worüber Sie zuerst und am längsten nachdenken müssen. Er ist, wie alle Anfänge, das Schwerste; wenn

Sie ihn aber im Reinen haben, so ist die Arbeit schon halb vollendet. Schreiben Sie eher keine Sylbe auf, bis der Plan ganz hell, deutlich, fest, mit allen seinen Haupttheilen vor ihrem Geiste steht; dann schreiben Sie ihn in logischer Ordnung auf; eine Übung, die Ihnen ein richtig logisches Denken unvermerkt zur Natur machen wird. Beobachten Sie diese Regel nicht, und schreiben auf, was und wie es Ihnen beyfällt, so gerathen Sie in's Schwatzen und niemahls wird Ordnung in ihren Schriften herrschen; oder schreiben Sie den Plan zu früh auf, ehe er im Kopfe ganz ausgebildet ist, so wird er dadurch zu fest geprägt, als daß Sie ihm wieder so leicht eine andere, bessere Form geben, oder ihn wesentlich verändern könnten. Die Gedanken sind nun schon in diesen Zaun gebannt; ein unrechtes Glied wird nur mit Mühe wieder versetzt, und oft bekommt ein ganzes Werk damit Unform und falsche Richtung. Kurz, der Plan muß das Gedachteste seyn.

Ist er einmahl hell im Kopfe, dann überlassen Sie sich ihrem Feuer, und suchen das ganze Werk in einem Guß aufzustellen, ohne für einmahl allzu ängstlich an einzelnen Theilen zu künsteln. Das Erste, worauf bey der Ausführung gesehen werden muß, ist Kraft und Energie. Kommt diese nicht beym ersten Entwurfe hinein, so läßt sie sich auf keine Weise durch Künsteley nachhohlen. — Hierauf lassen Sie die Arbeit eine Weile liegen und treiben ein anderes Geschäft, bis sie Ihnen fast ganz aus dem Kopfe gekommen ist. Erst dann ist es Zeit (denn ich setze voraus, daß Sie indessen an Kenntnissen und Cultur schon wieder um etwas fortgeschritten seyen), an die Correctur zu gehen. Da wird Ihnen ihre eigene Sache wieder neu seyn, und die Fehler werden ihrem geübtern Auge gleich auffallen. Langsam, bedächtlich, sorgfältig bis auf die Beobachtung der Orthographie, und zu wiederhohlten Mahlen, muß diese Correctur geschehen.

Den menschlichen Körper möchte ich zum Vorbilde einer guten Composition anweisen. Das Gerippe, das alles erhält und stützt, die Adern und Flechsen, welche die Glieder ver-

binden, sind verborgen, selbst die Kraft des Blutes wirkt unsichtbar; aber das Ganze, wie schön, wie kräftig, wie majestätisch, wie harmonisch, wie gefällig ist es! Man unterscheidet wohl die Glieder; aber ihre Bande sind unter dem Bande des Fleisches so verborgen, daß sich nie der Punct angeben läßt, wo eines aufhört und das andere sich anfängt. So sollen auch in dem Werke eines Schriftstellers zwar alle einzelne Theile im Innern auf's genaueste zusammen hängen, aber der Plan, der das Gerippe des Ganzen ist, verborgen seyn.

Wer diese Kunst versteht, die dem menschlichen Geiste die schöne Bildung gibt und seine schöpferische Kraft leitet, weiß auch die trockensten Kenntnisse zu beleben, sie dem Verstande leicht, der Empfindung angenehm zu machen, und dadurch das Publicum, das ihn lieset oder höret, wahrhaft zu bilden. Überall sind an sich gar keine Kenntnisse trocken, nur herzlose Menschen, die sie handwerksmäßig und ohne wahres Interesse treiben, haben sie so gemacht. Sind sie doch alle der schönen großen Natur abgelernt, wo auch das allergeringste voll Saft und Geist, und Leben und Nutzbarkeit ist! —

Das Lob Gottes wegen seiner Vorsorge für die Wissenschaften.

Von Spalding.

Gott ist es, der die Menschen lehrt, was sie wissen. Darum wird er des größten Lobes, der tiefsten Verehrung und innigsten Dankbarkeit würdig. Denn Wissenschaft und Erkenntniß, die unstreitig von ihm kommt, ist eine der größten Wohlthaten, die Gott dem menschlichen Geschlechte erweiset. Es würde mich viel zu weit führen, wenn ich die Vortheile herrechnen wollte, welche schon für die bessere Glückseligkeit des zeitlichen und gesellschaftlichen Lebens aus hellern Einsichten und aus einer wahren Aufklärung des Geistes fließen. Wehe dem Volke, dessen Beherrscher es nöthig finden, die Finsterniß der Unwissenheit bey demselben zu unterhalten, um desto sicherer die ihm angelegten Fesseln der Sclaverey unzerbrechlich

zu machen. Freylich, Menschen, die nie die Rechte ihrer Menschheit kennen lernen, die lassen sich am leichtesten wie Thiere behandeln, und die schleppen, wenigstens eine Zeit lang, desto mehr mit einer dummen Unempfindlichkeit das unwürdige Joch der Unterdrückung. Aber dann entbehren sie auch unzählige glückselige Vortheile, die der Schöpfer für sie, als vernünftige Creaturen, bestimmt hat und die ihnen aus der gesellschaftlichen Verbindung erwachsen könnten. Hingegen da öffnen sich mannigfaltige Quellen der höhern Annehmlichkeit und des edelsten Vergnügens, wo der aufgeklärte, geübte Geist frey um sich sieht; wo er das wissen darf, was zu seinem Besten dient; wo er die Natur kennt, um ihre Güter nützen zu können; wo ihm seine Befugnisse sowohl als seine Pflichten einleuchten; wo er begreift, was die Ordnung und das Glück der Gesellschaft erfordert; wo er aus dem Alterthume und der Geschichte Klugheit und Muth lernt; überhaupt, wo Kenntnisse sich ausbreiten und die Seele erheben. In dem Maße, als wahrer Verstand unter den Menschen zunimmt, in dem Maße wird auch ihr Leben glücklicher. Mißbrauch und muthwillige Verderbung der Wissenschaften ist ganz etwas anders, als die Wissenschaften selbst.

Allein es ist noch etwas, was uns hier weit näher angeht, als die irdischen Vortheile des Wissens und der Einsicht. Die Religion selbst, die höchste und wichtigste aller menschlichen Angelegenheiten, hat einen überaus großen Gewinn von der Vorsorge, womit Gott Erkenntniß gibt, erhält und ausbreitet. Lasset uns ja den ungegründeten und schädlichen Gedanken verbannen, als wenn der Glaube und die wahre Verehrung Gottes das Licht der Aufklärung scheuen müsse. Es hat solche unglückliche Zeiten gegeben, wo es Andacht hieß, unwissend zu seyn; wo an der einen Seite arglistige, eigennützige Herrschsucht sich am besten dabey befand, die leichtgläubige Einfalt der Menschen nach seinen Absichten zu leiten; und wo an der andern Seite die Gemüther in der dicksten Nacht des Aberglaubens sich ein Verdienst daraus machten, den Gebrauch ihres

Verstandes zu verläugnen und die gröbsten Ungereimtheiten nicht allein zu glauben, sondern auch als heilig zu verehren. Aber eben den menschlichen Wissenschaften ist es, unter den von der göttlichen Vorsehung gebrauchten Mitteln, hauptsächlich und zuerst mit zu verdanken, daß in einem großen Theile der christlichen Welt zuerst angefangen worden, dieses Joch, welches die menschliche Natur schändete, abzuschütteln; und das Wesen der Religion bringt es mit sich, daß allemahl ihr Werth desto einleuchtender und ihre Kraft desto nützlicher wird, je mehr der Verstand den Umfang seiner Erkenntniß erweitert. Alle Wahrheit ist ursprünglich von Gott, und keine kann der andern widersprechen oder nachtheilig seyn; sondern in ihrer Verbindung wird eine durch Hülfe der andern klärer, gewisser und wirksamer. Die bessere Einsicht in die unermeßliche Größe des Weltgebäudes, in die unwandelbare Regelmäßigkeit seiner Bewegungen, in die bewundernswürdigen Zusammensetzungen und Kräfte der natürlichen Dinge, machen nothwendig den Schöpfer und Erhalter der Welt in den Gedanken überlegender Menschen so viel größer und anbethenswürdiger; richtigere Begriffe sowohl von den Eigenschaften des höchsten Wesens, als von den Anlagen und Fähigkeiten der menschlichen Seele zeigen uns so viel einleuchtender unsere Verbindlichkeiten gegen den liebenswürdigen Gott, machen unsere Andacht vernunftmäßiger, reiner und edler, verwandeln die knechtische Bangigkeit in freudige Verehrung und willigen Gehorsam. Ein deutlicher und ausgebreiteter Blick auf die Begebenheiten der vorigen Zeit entdeckt uns so viel merklicher die beständigen Spuren der überall waltenden Vorsehung. Lauter Vortheile, die uns Gott zum Besten der Religion dadurch zuwendet, daß er Wissenschaften aufkommen läßt und für ihren Fortgang sorgt. So gut ist es für uns Menschen, daß Gott uns Erkenntniß gibt, daß er durch seine weisen Veranstaltungen Wissenschaften unter uns erhält und vermehrt.

Nur muß auch von unserer Seite das geschehen, was uns zukommt. Bey allen dem, was Gott hierin an uns thut; bey

allen den Kräften, Mitteln und Erweckungen, die er uns darreicht, zu Verstand und Einsicht zu gelangen, bleibt doch immer unsere Aufmerksamkeit, unsere Anstrengung, unser eigener Fleiß in der Anwendung dieser Kräfte, dieser Mittel und Gelegenheiten, nothwendig. Wahre wesentliche Vortheile vernünftiger Geschöpfe können nie anders, als durch ihre eigene Thätigkeit erlangt werden. Darum ist müßige Trägheit, Vernachlässigung und eitle Zerstreuung des Gemüths, die offenbar das Aufkommen und Zunehmen der Erkenntniß hindern, doppelt strafbar, theils als Widersetzlichkeit gegen die Absichten Gottes, die dadurch in so weit vereitelt werden, theils als Störung unsers eigenen Besten, welches aus einer nützlichen Aufklärung entstehen würde.

Aber auch da, wo schon wirkliche Wissenschaft ist, wird der Gedanke an Gott, als den Urheber derselben, wenn er in seiner ganzen Wahrheit und Lebhaftigkeit dem Gemüthe gegenwärtig bleibt, den wichtigsten Nutzen stiften. Wir werden dann desto weniger den Dank vergessen, den wir der Quelle alles Guten schuldig sind. Und wer dieß mit Ernst bedenkt, der wird auch hierbey mit einem so viel stärkern Eindrucke seine gänzliche Abhängigkeit von Gott empfinden. Dieß würde diejenigen Bescheidenheit lehren, die freylich den Werth dieser Tugend am besten kennen sollten und denen doch oft so viel daran fehlt, diejenigen nähmlich, die durch Wissenschaft und Einsicht über Andere erhaben sind, oder auch nur über sie erhaben zu seyn glauben. Wer machte euch, ihr, die ihr euch weise dünkt, wer machte euch zu dem, was ihr seyd? War es eure Wahl und Anordnung, daß ihr mit den Anlagen einer stärkern Verstandeskraft gebildet wurdet und auf die Welt kamet? Schafftet ihr selbst die Verbindung der Umstände, die zu eurer bessern Erziehung und Unterweisung dienten? Stand es in eurer Gewalt, alle die Hülfsmittel und Gelegenheiten im voraus einzurichten, die euch in euern Erkenntnissen weiter brachten, als den, ohne seine Schuld, Einfältigen neben euch, den ihr in euerm gelehrten Stolz so übermüthig verachtet? Ihr würdet

das seyn, was er ist, vielleicht noch weniger, wenn Gott euch das alles entzogen hätte, was ihr euch selbst nicht geben konntet. Nicht das, was ihr etwa mehr wisset, sondern die Art, wie ihr es anwendet, die gewissenhafte Treue, die ihr darin beweiset, die gibt euch euern Werth und die wird euch auch desto sicherer vor der Thorheit dieses Hochmuths bewahren.

Es kann wohl für keinen Menschen zweifelhaft seyn, daß Gott uns zu dem Ende lehrt, was wir wissen, damit daraus für uns und Andere Nutzen entstehen soll. Dieß wünschte ich von allen denen bedacht zu sehen, die nach Wissenschaft streben, oder sie schon besitzen. Leere und unfruchtbare Erkenntnisse, die weiter in ihren Folgen zu nichts Wesentlichem führen, sind mit allen dem Glanze, den man ihnen oft beylegt, doch bloß ein müßiger Zeitvertreib. Wenn nun aus diesem Zeitvertreibe ein Hauptgeschäft gemacht wird; wenn mit solchen Gattungen von Wissenschaften, die nur zur Abwechslung und Erhohlung der Seele dienen sollten, die ganze Thätigkeit des Geistes erschöpft, und die bessere Nutzbarkeit aus dem Leben verdrängt wird: dann sinkt der Weise, der Kenner, der Gelehrte mit allen seinen Anmaßungen von Einsicht, Kunst, Geschmack und wie es sonst heißen mag, zu sehr von seinem wahren Werthe herunter, und seine Wissenschaften verlieren ihre edelste Würde, die darin besteht, daß sie der Welt nützlich werden. Alles, was in unserem Wissen dazu dient, uns und Andere besser und glücklicher zu machen, das ist schätzbare Weisheit; das macht unsere Erkenntnisse wahrhaft ehrwürdig, und darnach zu streben, das sind wir Gott und seinen Absichten, das sind wir unserer Verbindung mit der menschlichen Gesellschaft, das sind wir unserem eigenen Besten schuldig. Die Arten, sich mit seinen erworbenen Einsichten zum gemeinen und besondern Nutzen brauchbar zu machen, sind von unendlicher Mannigfaltigkeit. Daß für die Ordnung und Sicherheit des gemeinen Wesens gesorgt, Nahrung und Gewerbe erleichtert, die Gerechtigkeit gehandhabt, die Gesundheit der Bürger erhalten, Tugend und Sitten unter ihnen ausgebreitet und über das alles

der Weg zu einem ewig dauerndem Glücke ihnen gezeigt werde; welch ein edles Geschäft derer, die ihren Geist mit Wissenschaften aufgeklärt haben! welch ein wahres und rühmliches Verdienst! Dieß sey also das Ziel ihrer Ehrbegierde; dieß die würdige Anwendung ihrer Einsichten; damit gefallen sie dem Gott, der sie gelehrt hat, was sie wissen; und damit schaffen sie sich eine Beruhigung ihres eigenen Herzens, die ein weit besserer Lohn für sie ist, als noch so viele zugejauchzte Lobsprüche wegen einer fruchtlosen und müßigen Gelehrsamkeit.

Desto unverantwortlicher aber ist es auch, wenn ein so ehrwürdiger Gebrauch der Wissenschaften gerade umgekehrt wird, wenn diese ganz eigentlich gegen den Zweck angewendet werden, wozu sie von Gott dem Menschen gegeben sind. Einsicht und Verstand in der Seele eines Boshaften ist wie eine Mordfackel, die, anstatt zu erleuchten und zu erwärmen, nur Verheerung und Elend anrichtet. Ein Mensch, der seine vorzüglichen Erkenntnisse dazu braucht, das Recht zu verdrehen, die Unschuld zu unterdrücken, seinem Betruge eine scheinbare Farbe zu geben, überhaupt geheimer allgemeiner, und sicherer zu schaden: ein solcher Mensch ist eben so sehr die Pest des gemeinschaftlichen Lebens, als die Schande der Wissenschaften. So kann freylich das Edelste in der menschlichen Natur gemißbraucht, das heilsamste Mittel menschlicher Wohlfahrt in verderbendes Gift verwandelt werden. Aber dennoch behält die Wohlthat selbst immer ihren unschätzbaren Werth, da sie bey einer richtigen, ihrem Zwecke gemäßen Anwendung so viel Gutes schafft; und der Gott bleibt ewig unsers Preises und unserer Anbethung würdig, der die Menschen lehrt, was sie wissen.

Erkennet das insonderheit, ihr Jünglinge, die ihr hier lernen sollt, für die Welt nützlich und für euch selbst glücklich zu seyn. Wir sehen euch heran wachsen und zubereitet werden, um einst an unsere Stellen zu treten und dann in den verschiedenen Ordnungen und Ständen des Lebens die Erfolge von dem zu zeigen, wozu hier bey euch der Grund gelegt worden. O daß ihr dabey die Größe dieses Endzweckes und die Wichtig-

keit eurer Pflicht genugsam vor Augen haben möchtet! Bedenkt, daß Gott euch die Gelegenheit zur Erkenntniß und Wissenschaft bereitet hat und darbiethet; aber auch, daß ihr ihm Rechenschaft dafür schuldig seyd, wie sie von euch angewendet worden. Diese eure Jahre der Jugend, freylich von einer Seite Jahre der Gefahr und der verderblichsten Abwege, aber auch auf der andern Seite die bequemste Zeit zu eurer Bildung und zur Gründung eures zukünftigen Glückes; diese Jahre müssen es entscheiden, was aus euch werden soll. Lasset es euch Ernst seyn, euch den Unterricht nutzbar zu machen, der euch gegeben wird. Machet kein bloßes Spiel aus den Wissenschaften, und setzet das, was etwa nur den Geist schmücken und belustigen kann, nicht in die Stelle gründlicher Kenntnisse, von welchen allein wesentliche und gemeinnützige Vortheile zu erwarten sind. Vor allen Dingen vergesset nicht, daß alle Einsichten, die ihr erlangen möget, doch ihren besten Werth nur davon haben, wenn sie euch zu guten Menschen machen, wenn sie eure Unschuld bewahren helfen, wenn sie euch zu Gott führen, so daß ihr einmahl in einem höhern Alter eures Lebens, mit einem unbeschwerten Gewissen auf eure wohlgebrauchte Jugendzeit zurück sehen könnt.

Die Kunst, sein Leben zu genießen.

Von Marezoll.

Sein Leben genießen, seines Lebens recht froh werden, dieß will und sucht jeder; dieß ist insbesondere der laute von allen Seiten wiederhallende Lieblingswunsch unserer Tage. Sein Leben genießen, seines Lebens recht froh werden, dieß kann und soll auch jeder; dieß ist die Bestimmung aller empfindenden und insbesondere aller vernünftigen, der Glückseligkeit empfänglichen Wesen. Hier vereinigt sich die Stimme des Schöpfers mit der Stimme seiner Geschöpfe; und wenn sich diese nach Genuß sehnen, so fordert er sie durch den Ruf der Natur und der Religion in jedem Alter und in jeder Lage ihres Lebens selbst zum Genusse auf. So fruchtbar die Natur an Schön-

heiten, so unermeßlich das Gebieth der sinnlichen und sichtbaren, so unbegränzt der Umfang der moralischen und geistigen Welt, so groß das Reich der Schöpfung ist: so groß ist der Vorrath dessen, was menschliche Geister, menschliche Herzen, menschliche Sinne genießen können und sollen.

Und dennoch zeigt es die Erfahrung offenbar, daß nur Wenige ihr Leben völlig genießen. Die Schuld davon scheint an den Menschen zu liegen, daß sie die Kunst zu genießen nicht verstehen und sich der Mittel zum Frohseyn nicht gehörig zu bedienen wissen. Oder heißt das wohl sein Leben genießen, wenn man immer nur die Mittel zum Genusse häuft; wenn man sein Leben verschwelgt, verträumt, wenn man die Kräfte zum Genusse leichtsinnig verschwendet? Heißt das wohl sein Leben genießen, wenn man bloß für den Körper und die Sinne sorgt, aber seinen Geist vernachlässigt und die Bedürfnisse seines Verstandes und Herzens unbefriedigt läßt?

Die Kunst, sein Leben zu genießen, setzt eine genaue Bekanntschaft mit allen dem, was sich überhaupt genießen läßt, voraus. Werde also mit dir selbst, mit deinem kunstvollen Körper, mit deinem unsterblichen Geiste, mit deinen herrlichen Anlagen und Kräften, mit deinen schätzbaren Vorzügen, mit dem, was du schon bist und hast, und was du noch künftig seyn und erlangen wirst, genau bekannt. Wie viel Angenehmes und Schönes kannst du nicht auf dem Schauplatze der Natur sehen, hören, empfinden und genießen. Hier sind ferner die Menschen deine Brüder, die ihr gleicher Ursprung und ihre gleiche Bestimmung so genau mit dir verbinden, deren Wohlstand so innig in den deinigen verschlungen, deren Umgang so lehrreich, so beglückend, so sehr Bedürfniß für dich ist; o sey und leiste ihnen alles das, was du sollst und vermagst, so wirst du dein Leben in ihnen und durch sie tausendfach genießen und die Quelle deines Vergnügens unendlich vervielfältigen. Dort ist häusliches Glück; dort wohnen Eintracht, Freundschaft und Liebe im engen Bunde beysammen; dort ist es hauptsächlich, wo man sein Leben genießt und seines Daseyns froh

wird, wo die schönsten, dauerhaftesten Freuden blühen. Hier ruft dir die Religion und biethet sich dir zur Freundinn und Führerinn auf deinem Pfade an. Von ihr erleuchtet und unterrichtet, von ihr erwärmt und durchdrungen, von ihr getröstet und beruhigt, von ihrem Geiste belebt und beseelt, veredelt sich dein Leben, verschönert sich diese Erde für dich, verlängert und vervielfältigt sich der Genuß aller deiner Vorzüge, wird alles Mittel und Werkzeug zur Freude und Seligkeit in deiner Hand.

Die Kunst, sein Leben zu genießen, setzt aber auch Kraft und Fähigkeit zum Genusse voraus. Diese Kraft und Fähigkeit hat zwar die Natur jedem ihrer Geschöpfe ertheilt; sie hat insbesondere dem Menschen ein sehr reiches Maß davon verliehen, aber kein anderes Geschöpf verliert seine Kraft, zu genießen und seine Fähigkeit sich des Lebens zu freuen so leicht und so oft, als der Mensch. Hüte dich also, deine Genußfähigkeit auf irgend eine Weise zu mißbrauchen, hüte dich vor selbstverschuldeter Schwäche und Entkräftung, wenn du dich nicht früher oder später gezwungen sehen willst, auf alle Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens Verzicht zu thun. — In dieser Absicht laß es deine erste Sorge seyn, der Natur zu folgen, d. h., in der Ordnung und unter den Bedingungen zu genießen, welche sie deinem ganzen Geschlechte und dir insbesondere vorschreibt. Verkünstle und verstimme also dein Gefühl nicht durch modische, übertriebene Empfindsamkeit; verzärtle und verwöhne deinen Geschmack nicht durch Üppigkeit oder durch Eigensinn; überlade weder deine Sinne, noch deine Einbildungskraft, noch dein Herz, durch verschwendeten, überflüssigen Genuß. Genieße keine Freude so oft und so lange, bis du Erschöpfung und Müdigkeit, Überdruß und Ekel fühlst, sondern unterbrich deine Vergnügungen zu der Zeit, wo du noch Kraft, sie fortzusetzen, in dir verspürst. Rechne aber in keinem Falle auf wahren, erquickenden Genuß, wenn du dich nicht zuvor durch Arbeit und Thätigkeit desselben fähig gemacht hast. Erfülle also deine Pflicht, widme dich deinem Berufe mit Treue und Eifer:

so wirst du stets die rechte Stimmung zum Genusse der Freude mitbringen; so wird der Gedanke, deine Pflicht gethan zu haben, jede Art von Erhohlung schmackhaft für dich machen. Besonders hüte dich vor dem Verluste deiner Unschuld. Was das Gefühl der Gesundheit für den Körper ist, das ist das Gefühl unserer Würde und Tugend für die Seele. Und du wolltest dich darüber wundern, wenn du, der du deine Unschuld verloren, deine Tugend verscherzt, dein Gewissen verwundet hast, unstät herum irrst, nirgends Ruhe findest und vergebens nach Lebensgenuß schmachtest?

Die Kunst sein Leben zu genießen, setzt endlich in jeder Rücksicht Verstand und Tugend voraus; Verstand, um die Grundsätze des Gewissens zu finden, und Tugend, um diese Grundsätze in Ausübung zu bringen. Gewöhne dich also nie an eine einzige Art von Vergnügen, sondern genieß alles, was du in deinen Umständen auf eine unschuldige Weise zu genießen vermagst. Suche deinen Geschmack frühzeitig zu veredeln und auszubilden; und genieße nicht alles, was du als Mensch genießen könntest, sondern genieße mit Auswahl und Rücksicht auf deine besondere und persönliche Lage.

Nach diesen Voraussetzungen läßt sich bestimmen, worin eigentlich die Kunst, sein Leben zu genießen, bestehe.

Lebensgenuß ist nichts weniger als beständiger und ununterbrochener Genuß des Vergnügens. Wer immer nur von einer Freude zur andern forteilt; wer sich besonders nur im Kreise heimlicher Vergnügungen herum treibt: der verliert, verschwelgt, verschwendet sein Leben, aber der genießt es nicht. Eine solche Lebensart öffnet gar bald jene Quellen des Überdrusses, des Ekels, des Mißvergnügens, die sich, wenn sie einmahl fließen, schwer wieder verstopfen lassen. Eine solche Lebensart führt nothwendig die Langeweile, diese Feindinn und Störerinn aller wahren Zufriedenheit, herbey, und ist weder der Bestimmung noch den Kräften des Menschen angemessen. Erschöpfung des Körpers, Erschlaffung des Geistes, Schwäche und Kraftlosigkeit, Unfähigkeit zum fernern Genusse sind

die nothwendigen, unvermeidlichen Folgen, welche früher oder später, aber gewiß, daraus entstehen.

Nein, Lebensgenuß ist die Kunst, sich das ganze Leben mit allem, was dazu gehört, recht angenehm und zur Freude zu machen. Genieße also mit Bewußtseyn und mit Besonnenheit; nicht bloß körperlich und sinnlich, nicht gedankenlos und mechanisch, sondern laß auch deinen Verstand und dein Herz daran Antheil nehmen. Genieße mit Rücksicht auf Gott, der dein Schöpfer und Vater ist, und dem du diese Freude verdankest; genieße mit Rücksicht auf deine Brüder, die sich entweder mit dir freuen, oder mit dir freuen möchten, ohne Neid und Mißgunst, mit zufriedener, genugsamer Fröhlichkeit. — Besonders aber lerne die Freuden kennen, die mit deinem Berufe verbunden sind. Ja, wenn wir unsern Beruf mit frohem Sinn treiben, ihn als einen wichtigen uns von der Vorsehung angewiesenen Beruf betrachten, und mit allem Eifer und mit aller Treue abwarten; wenn wir die meisten uns dabey entgegen kommenden Hindernisse glücklich besiegen; wenn wir selbst und Andere mit uns zufrieden sind; wenn wir uns unsere Kräfte, unsere Thätigkeit, unseres Fleißes freuen; wenn uns das Gefühl dessen, was wir alles zu thun und auszurichten vermögen, durchdringt: dann genießen wir unser Leben; dann ist unser ganzes Daseyn Wohlthat für uns; dann würden wir diese selbsterworbene, belohnende Freude für kein anderes bloß zufälliges Vergnügen hingeben. Wenn wir unsern Wirkungskreis erweitern, wenn wir mehr Gelegenheit, Andern zu dienen, mehr Veranlassung und Aufmunterung, Gutes zu stiften, bekommen; wenn sich unsere Einsichten vermehren, wenn wir richtiger, zusammen hängender, ordentlicher denken lernen; wenn unsere Begriffe Licht und Bestimmtheit, unser Glaube und unsere Überzeugung Festigkeit, unsere Kenntnisse mehr innere Verbindung unter sich erhalten; wenn wir nach und nach immer mehr Irrthümer bestreiten, immer mehr Vorurtheile ablegen und uns durch jede gefundene Wahrheit den Weg zu neuen Eroberungen im Gebiethe des menschlichen Wissens bah-

nen: dieß ist reiner, beglückender Lebensgenuß, und das frohe Gefühl, welches uns da durchströmt, läßt tausend andere angenehme Empfindungen weit hinter sich zurück. Wenn wir eine böse Begierde bekämpfen, eine heftige Leidenschaft überwinden, wenn wir uns in dieser oder jener Tugend üben und stärken; wenn sich unsere Denk- und Sinnesart immer mehr veredelt; wenn uns Gottes- und Menschenliebe immer völliger beseelen und durchdringen, wenn wir uneigennütziger und gemeinnütziger denken und handeln lernen; oder wenn wir in einzelnen Fällen einen verleumdeten Bruder mit Erfolg vertheidigen, einem Bekümmerten Trost zu sprechen, einen Dürftigen erquicken, einen Hungerigen sättigen, einen Verirrten auf den Weg der Wahrheit und der Tugend zurück führen; wenn wir also getrost auf unsern Pfad zurück sehen und zu uns selbst sagen können: du bist besser und vollkommener geworden; du hast dich dem Ziele deiner Bestimmung um ein Beträchtliches genähert: du darfst den Tod, die Ewigkeit, den Weltrichter nicht fürchten; dieß ist hoher, seliger Lebensgenuß, hohes, seliges Gefühl unsers Daseyns; ein Gefühl, das uns über Himmel und Erde erhebt, uns unsere Verwandtschaft mit höhern Geistern zusichert und uns unsere zukünftige herrliche Bestimmung nicht bloß ahnen, sondern mit Gewißheit erkennen läßt.

Ja, wer sein Leben auf eine solche Art genießt, wer seine wichtigsten Angelegenheiten und alle seine Verhältnisse so zur Quelle der Freude für sich umschafft, der wird sich auch alles Übrige leicht zum Vergnügen machen; der wird die unzähligen kleinen und unbedeutenden Vorfälle, die ihm begegnen, die beständigen Veränderungen, welche sich mit ihm zutragen, die geringern Beschwerden und Übel, welche er erduldet, gewiß so betrachten, so anwenden und benutzen, daß sie seine Zufriedenheit und Glückseligkeit nicht stören, wenigstens nicht lange und anhaltend unterbrechen. Er ist des Genusses fähig, des Genusses würdig, und wird zuverlässig, wenn ihn nicht außerordentliche Feinde, nicht heftige Krankheiten niederwerfen, seine Kraft und Fähigkeit zu genießen, noch im hohen Alter besitzen.

Blick in's Universum.

Von Engel.

Nicht die Gränzen unserer Sinne sind auch die Gränzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu uns herüber schimmert. Noch viele tausende leuchten, unserem Blicke unbemerkbar, im endlosen Äther, und jede Sonne, wie jede sie umkreisende Erde, ist mit empfindenden Wesen, ist mit denkenden Seelen bevölkert. Wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper und wo nur Wesen sich glücklich fühlen konnten, da wallen Wesen. Nicht eine Spanne blieb in der ganzen Unermeßlichkeit des Unendlichen, wo der sparsame Schöpfer nicht Leben hinschuf, oder dienstbaren Stoff für das Leben; und durch diese ganze zahllose Mannigfaltigkeit von Wesen hindurch herrscht, bis zum kleinsten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung. Ewige Gesetze stimmen Alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie. Unergründlich ist für den unsterblichen Weisen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff der Betrachtung, und unerschöpflich der Quell seiner Seligkeiten.

Zwar diese Seligkeiten faßt ein Geist nicht, der noch gefesselt an einen trägen Gefährten, in seiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert und sich schon zum Staube zurück gerissen fühlt, wenn er kaum anfing, sich zu erheben. Er kann sie nicht fassen nach ihrer ganzen göttlichen Fülle, aber er kennt sie nach ihrer Natur, ihrem Wesen.

Denn welche Freude schafft nicht schon in diesem irdischen Leben die Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, schon in diesen sterblichen Gliedern, ein Geist, wenn es nun anfängt, in der ungewissen Dämmerung seiner Begriffe zu tagen, und sich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniß aufgeht, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt voll unendlicher Schönheit!

Erinnere dich, der du in die Geheimnisse Gottes zu schauen,

und den Plan seiner Schöpfung zu enthüllen bemüht bist; erinnere dich, als der erste kühne Gedanke in dir herauf stieg, und sich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzudrangen, ihn zu fassen, zu bilden, zu ordnen; erinnere dich, als nun Alles in herrlicher Übereinstimmung vollendet stand, mit wie trunkener Liebe du noch Einmahl das schöne Werk deiner Seele überschautest, und deine Ähnlichkeit mit dem Unendlichen fühltest, dem du nachdenken konntest! — O ja, auch schon hiernieden ist die Weisheit an himmlischen Freuden reich; und wäre sie es nicht, warum sehen wir aus ihrem Schooße so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu?

Historischer Styl.

Der Abfall der Niederlande von der spanischen Regierung.

Von Schiller.

Eine der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten, die das sechzehnte Jahrhundert zum glänzendsten der Welt gemacht haben, dünkt mir die Gründung der niederländischen Freyheit.

Es ist nicht das Außerordentliche oder Heroische dieser Begebenheit, was mich anreizt, sie zu beschreiben. Die Jahrbücher der Geschichte haben uns ähnliche Unternehmungen aufbewahrt, die in der Anlage noch kühner, in der Ausführung noch glänzender erscheinen. Manche Staaten stürzen mit einer prächtigern Erschütterung zusammen; mit erhabnerem Schwunge stiegen andere auf. Auch erwarte man hier keine hervor ragenden, kolossalischen Menschen, keine der erstaunungswürdigen Thaten, die uns die Geschichte vergangener Zeiten in so reichlicher Fülle darbiethet. Jene Zeiten sind vorbey; jene Menschen sind nicht mehr. Im weichlichen Schooße der Verfeinerung haben wir die Kräfte erschlaffen lassen, die jene Zeitalter übten und nothwendig machten. Mit niedergeschlagener Bewunderung staunen wir jetzt diese Riesenbilder an, wie ein entnervter Greis die mannhaften Spiele der Jugend. Nicht so bey vorliegender Geschichte. Das Volk, welches wir hier auftreten sehen, war das friedfertigste dieses Welttheils, und weniger als alle seine Nachbarn jenes Heldengeistes fähig, der auch der geringfügigsten Handlung einen höhern Schwung gibt. Der Drang der Umstände überraschte es mit seiner eigenen Kraft

und nöthigte ihm eine vorüber gehende Größe auf, die es nie haben sollte, und vielleicht nie wieder haben wird. Es ist also gerade der Mangel an harmonischer Größe, was diese Begebenheit eigenthümlich und unterrichtend macht, und wenn sich Andere zum Zweck setzen, die Überlegenheit des Genies über den Zufall zu zeigen, so stelle ich hier ein Gemählde auf, wo die Noth das Genie erschuf und die Zufälle Helden machten.

Wäre es irgend erlaubt, in menschliche Dinge eine höhere Vorsicht zu flechten, so wäre es bey dieser Geschichte; so widersprechend erscheint sie der Vernunft und allen Erfahrungen. Philipp der II., der mächtigste Souverän seiner Zeit, dessen gefürchtete Übermacht ganz Europa zu verschlingen droht, dessen Schätze die vereinigten Schätze aller christlichen Könige übersteigen, dessen Flotten in allen Meeren gebiethen; ein Monarch, dessen gefährlichen Zwecken zahlreiche Heere dienen, Heere, die durch lange und blutige Kriege und eine römische Mannszucht gehärtet, durch einen trotzigen National-Stolz begeistert und erhitzt durch das Andenken erfochtener Siege nach Ehre und Beute dürsten, und sich unter dem verwegenen Genie ihrer Führer als folgsame Glieder bewegen — dieser gefürchtete Mensch Einem hartnäckigen Entwurfe hingegeben; Ein Unternehmen die rastlose Arbeit seines langen Regentenlaufes; alle diese furchtbaren Hülfsmittel auf Einen einzigen Zweck gerichtet, den er am Abende seiner Tage unerfüllt aufgeben muß, — Philipp der Zweyte mit wenigen schwachen Nationen im Kampfe, den er nicht endigen kann!

Und gegen welche Nationen! Hier ein friedfertiges Fischer- und Hirtenvolk in einem vergessenen Winkel Europa's, den es noch mühsam der Meeresfluth abgewann; die See sein Gewerbe, sein Reichthum und seine Plage, eine freye Armuth sein höchstes Gut, sein Ruhm, seine Tugend. Dort ein gutartiges, gesittetes Handelsvolk, schwelgend von den üppigen Früchten eines gesegneten Fleißes, wachsam auf Gesetze, die

seine Wohlthäter waren. In der glücklichen Muße des Wohlstandes verläßt es der Bedürfnisse ängstlichen Kreis und lernt nach höherer Befriedigung dürsten. Die neue Wahrheit, deren erfreuender Morgen jetzt über Europa hervor bricht, wirft einen befruchtenden Strahl in diese günstige Zone und freudig empfängt der freye Bürger das Licht, dem sich gedrückte, traurige Sclaven verschließen. Ein fröhlicher Muthwille, der gern den Überfluß und die Freyheit begleitet, reizt es an, das Ansehen verjährter Meinungen zu prüfen, und eine schimpfliche Kette zu brechen. Die schwere Zuchtruthe des Despotismus hängt über ihm; eine willkührliche Gewalt droht, die Grundpfeiler seines Glückes einzureißen; der Bewahrer seiner Gesetze wird sein Tyrann. Einfach in seiner Staatsweisheit, wie in seinen Sitten, erkühnt es sich, einen veralteten Vertrag aufzuweisen, und den Herrn beyder Indien an das Naturrecht zu mahnen. Ein Nahme entscheidet den ganzen Ausgang der Dinge. Man nannte Rebellion in Madrid, was in Brüssel nur eine gesetzliche Handlung hieß; die Beschwerden Brabants forderten einen staatsklugen Mittler, Philipp der II. sandte ihm einen Henker, und die Losung des Krieges war gegeben. Eine Tyranney ohne Beyspiel greift Leben und Eigenthum an. Der verzweifelnde Bürger, dem zwischen einem zweyfachen Tode die Wahl gelassen wird, erwählt den edlern auf dem Schlachtfelde. Ein wohlhabendes, üppiges Volk liebt den Frieden; aber es wird kriegerisch, wenn es arm wird. Jetzt hört es auf, für ein Leben zu zittern, dem alles mangeln soll, warum es wünschenswürdig war. Die Wuth des Aufruhrs ergreift die entferntesten Provinzen; Handel und Wandel liegen darnieder, die Schiffe verschwinden aus den Häfen, der Künstler aus seiner Werkstätte, der Landmann aus den verwüsteten Feldern. Tausende fliehen in ferne Länder, tausend Opfer fallen auf dem Blutgerüste und neue Tausende drängen sich hinzu; denn göttlich muß eine Lehre seyn, für die so freudig gestorben werden kann. Noch fehlt die letzte vollendende Hand, — der erleuchtete, unternehmende Geist, der diesen großen politischen

Augenblick haschte, und die Geburt des Zufalls zum Plane der Weisheit erzöge.

Wilhelm der Stille weiht sich, ein zweyter Brutus, dem großen Anliegen der Freyheit. Sieben Provinzen zerrissen zugleich ihre Bande; ein neuer jugendlicher Staat, mächtig durch Eintracht, seine Wasserfluth und Verzweiflung. Ein feyerlicher Spruch der Nation entsetzt den Tyrannen des Thrones; der spanische Nahme verschwindet aus allen Gesetzen.

Jetzt ist eine That gethan, die keine Vergebung mehr findet; die Republik wird fürchterlich, weil sie nicht mehr zurück kann. Ein langer verwüstender Krieg zertritt den Segen des offenen Landes; Sieger und Besiegte verbluten, während daß der werdende Wasserstaat den fliehenden Fleiß zu sich lockte, und auf den Trümmern seines Nachbars den herrlichen Bau seiner Größe erhob. Vierzig Jahre dauerte ein Krieg, dessen glückliche Endigung Philipps sterbendes Auge nicht erfreute und den Besitzer des goldreichen Peru zum armen Manne machte. Ein unversöhnlicher Haß der Freyheit verschlang alle seine Schätze und verzehrte fruchtlos sein königliches Leben; aber die Reformation gedieh unter den Verwüstungen seines Schwertes, und die neue Republik hob aus Bürgerblut ihre siegende Fahne.

In eben dem Maße, wie sich die spanische Macht erschöpfte, gewann die Republik frisches Leben. Die Lücken, welche die neue Religion, die Tyranney der Glaubensgerichte, die wüthende Raubsucht der Soldateska und die Verheerungen eines langwierigen Krieges ohne Unterlaß in die Provinzen Brabant, Flandern und Hennegau rissen, die der Waffenplatz und die Vorrathskammer dieses kostbaren Krieges waren, machten es natürlich mit jedem Jahre schwerer, die Armeen zu unterhalten und zu erneuern. Die katholischen Niederlande hatten schon eine Million Bürger verloren und die zertretenen Felder nährten ihre Pflüger nicht mehr. Spanien selbst konnte wenig Volk mehr entrathen. Diese Länder, durch einen schnellen Wohlstand überrascht, der den Müßiggang herbey führte, hatten sehr an

Bevölkerung verloren, und konnten diese Menschenversendungen nach der neuen Welt und den Niederlanden nicht lange aushalten. Wenige unter ihnen sahen ihr Vaterland wieder; diese wenigen hatten es als Jünglinge verlassen, und kamen nun als entkräftete Greise zurück. Das gemeiner gewordene Gold machte den Soldaten immer theurer; der überhand nehmende Reiz der Weichlichkeit steigerte den Preis der entgegen gesetzten Tugenden.

Ganz anders verhielt es sich mit den Rebellen. Alle die Tausende, welche die Grausamkeit der königlichen Statthalter aus den südlichen Niederlanden, der Hugenottenkrieg aus Frankreich und der Gewissenszwang aus andern Gegenden Europa's verjagten; alle gehörten ihnen. Ihr Werbeplatz war die ganze christliche Welt. Die frische Begeisterung einer neu verkündigten Lehre, Rachsucht, Hunger und hoffnungsloses Elend zogen aus allen Districten Europa's Abenteurer unter ihre Fahnen. Alles, was für die neue Lehre gewonnen war, was von dem Despotismus gelitten, oder noch künftig von ihm zu fürchten hatte, machte das Schicksal dieser neuen Republik gleichsam zu seinem eigenen. Jede Kränkung, von einem Tyrannen erlitten, gab ein Bürgerrecht in Holland. Man drängte sich nach einem Lande, wo die Freyheit ihre erfreuende Fahne aufsteckte, wo der flüchtigen Religion Achtung und Sicherheit und Rache an ihren Unterdrückern gewiß war. Wenn wir den Zusammenfluß aller Völker in dem heutigen Holland betrachten, die beym Eintritte in sein Gebieth ihre Menschenrechte zurück empfangen: was muß es damahls gewesen seyn, wo noch das ganze übrige Europa unter einem traurigen Geistesdrucke seufzte, wo Amsterdam beynahe der einzige Freyhafen aller Meinungen war. Viele hundert Familien retteten ihren Reichthum in ein Land, das der Ocean und die Eintracht gleichmächtig beschirmten. Die republikanische Armee war vollzählig, ohne daß man nöthig gehabt hätte, den Pflug zu entblößen. Mitten unter dem Waffengeräusche blühten Gewerbe und Handel, und der ruhige Bürger genoß im Voraus alle Früchte der Freyheit,

die mit fremdem Blute erst erstritten wurden. Zu eben der Zeit, wo die Republik Holland noch um ihr Daseyn kämpfte, rückte sie die Gränzen ihres Gebieths über das Weltmeer hinaus, und bauete still an ihren ostindischen Thronen.

Entzückung des Las Casas.

Von Engel.

Las Casas, dessen Nahme unter der Zahl thätiger Menschenfreunde ewig glänzen und um so heller glänzen wird, da er neben den höllenschwarzen Nahmen jener Ruchlosen erscheint, die durch Schwert und Folter und Sclavendienste eine Million von Unschuldigen innerhalb fünfzehn Jahren würgten; dieser beredte, eifrige, unermüdete Fürsprecher der Indianer lag jetzt als ein neunzigjähriger Greis auf dem Sterbebette. So sehr schon längst seine ganze Sehnsucht auf den Lohn im Himmel gerichtet war, so ward ihm doch im Angesichte der Ewigkeit bange. Es war die Bangigkeit einer holden Braut, die in dem Augenblicke, wo das Glück ihres Lebens gegründet und alle ihre Wünsche gekrönt werden sollen, vor der Veränderung ihres Standes zittert. Las Casas war sich der Reinigkeit seines Herzens und der Unschuld seines Lebens bewußt; er hatte Königen in's Antlitz gesehen und scheuete keinen irdischen Richter; aber der Richter, vor den er jetzt treten sollte, war Gott, und eine unendliche Heiligkeit und Gerechtigkeit war ihm furchtbar. Auch das kühne Auge der Rechtschaffenheit schlägt den Blick, wie das blöde der Schuld, vor der Sonne nieder.

Zu seinen Füßen saß ein würdiger Ordensbruder, auch ein Greis, und seit vielen Jahren sein Freund. Gleiche Rechtschaffenheit hatte ihn mit zärtlicher Liebe gegen Las Casas, und Bewußtseyn geringerer Kräfte mit Bewunderung und Ehrerbiethung erfüllt. Er sah mit Wehmuth, wie sein Freund, dem er nie von der Seite wich, immer stiller und ohnmächtiger ward, und sprach ihm Hoffnung ein, um Hoffnung bey sich

selbst zu erwecken. Aber der Greis, der des großen Gedankens an die Ewigkeit voll war, bath ihn hinaus zu gehen, und ihn mit seinem Richter allein zu lassen.

Las Casas lag und überdachte sein Leben. Wohin er sein Auge wandte, da sah er Irrthümer und Fehler, und sah sie in ihrer ganzen Größe. Ihre Folgen breiteten sich vor ihm aus, wie ein Meer; aber klein und unlauter und fruchtlos an dem gehofften Guten, schien ihm jede bessere That eine Quelle der Wüste, die im Sande dahin schwindet, ohne daß Halm oder Blume ihr Ufer schmücke. Reuig, gedemüthigt, beschämt, warf er sich nieder in Gedanken vor Gott, und flehte aus der Tiefe der Seele: Gehe nicht in's Gericht mit mir! laß mich Erbarmen vor deinem Throne finden, Vater der Menschen!

Die Kräfte des Sterbenden waren zu matt für diese Anstrengung der Seele; so sehr er zu wachen rang, so versiegelte bald der Schlaf seine Augenlieder. Und plötzlich war ihm, als hätt' er die Gestirne des Himmels zu seinen Füßen, und ging auf Wolken einher in einem endlosen Raume, und sah in tiefer Ferne ein majestätisches Dunkel, durchbrochen von einzelnen Lichtfluthen göttlicher Glorie, und rings von Heerscharen umschwebt, die aus den Welten herauf fahren und hinab in die Welten. Kaum hatte noch sein Auge gefaßt und seine Seele bewundert, so stand vor ihm da, mit ernstem Blicke des Richters, ein Engel, und hielt in seiner Linken eine Rolle, die seine Rechte entwickelte. Todesschauer, wie er den Verurtheilten beym Anblicke der Richtstätte ergreift, wo er bluten soll, durchfuhr den zitternden Greis, als zuerst der Unsterbliche seinen Nahmen aussprach und ihm dann vorhielt die höhern, edlern Kräfte alle, in seine Seele gesenkt, und die bessern, sanftern Neigungen alle, in seinem Blute bereitet, und die Anlässe, die Hülfen zur Tugend alle, in seine Lage verwebt; so daß ihm dünkte, sein Gutes komme alles von Gott, und nichts werde ihm übrig bleiben, als seine Irrthümer und seine Sünden.

Jetzt, da der Engel sein Leben begann, suchte er nach

den Vergehungen seiner Jugendjahre, aber er fand sie nicht. Die erste Thräne der Reue hatte sie alle verwaschen. Nur sie selbst stand bemerkt, diese Thräne, und jeder ernste Vorsatz zum Guten, und jede Beschämung über erneuerten Fehltritt, und jeder stille Triumph über vollbrachte Pflicht, und jedes willig genährte Gefühl der sich selbst verläugnenden Güte, und jeder edle, siegreiche Kampf mit der Sinnlichkeit, der Empörerinn gegen Gott. Da ging sein Herz, dem Gerichteten, auf in Hoffnung. Und obgleich seiner Fehler mehr waren, als des Sandes am Meere: so war doch auch des Guten und des Edlen die Fülle; und das Gute wuchs und der Fehler ward minder, jemehr er an Jahren fortschritt, und Erfahrung und Nachdenken die Kraft der Seele, so wie Übung im Guten, die Neigung und das Vermögen stärkte. Doch war auch sein Bestes nicht vollkommen vor Gott, und der edelsten Thaten Quell war auf seinem Grunde noch trübe.

Bald aber, da erhöhte der Engel den Ton und seine Rede ward strömend; denn der Jüngling war zum Manne gereift, und war aufgetreten als Held der Menschheit in jenen Eilanden, die einst Eilande des Segens und Friedens, und jetzt des Fluches und des Mordes waren. Was er hier litt, der Edle, und noch mehr, was er hier that; wie jede Noth der Unschuldigen seine eigene ward, und wie ihm die ganze Seele zu einer Thätigkeit aufflammte, die noch fortglühte im Greisesalter; wie er, hohen Muthes, im Gefühle seines Rechts, der Rache der Mächtigen Trotz both, und lauten Fluch über den Golddurst aussprach, der mordete, und über den Glaubensstolz, der es lächelnd ansah, und über die Staatsklugheit, die es zu ahnden vergaß; wie er hin und her, die Stürme und die Klippen nicht achtend, über die Tiefen des Meeres flog, um bald dem Throne seine Klagen, bald der Unschuld den Trost der Hoffnung zu bringen; wie er hintrat vor den stolzen Eroberer, den ersten Herrscher in zweyen Welten, und ihm seine Schuld in die Seele donnerte, daß ihm ward, als ständ' er vor dem Richter der Welt, und als leckten die unauslöschlichen Flammen

der Hölle schon an seinem Krankenlager; wie er sich hinwarf über die Trümmer gescheiterter Hoffnungen und laut aufweinte gen Himmel, aber sich stets wieder aufriß als Mann und wieder da stand voll Muthes und Kraft, und rüstig fortbauete an immer neuen Entwürfen; wie jeder Strahl der Hoffnung, der dem Elenden erschien, ihm das Herz mit Entzücken schwellte, und als der Letzte in trübe, ewige Nacht dahin schwand, wie er da, jeder Freude und jedem Trost entsagend, sich tief in die Einsamkeit barg, und die Erde ihm nichts mehr war, als ein Kerker, und die Sehnsucht nach Auflösung und Ewigkeit ihm von nun an die ganze Seele füllte: alle diese Thaten und diese Leiden standen geschrieben vor Gott, nach ihrer ganzen Lauterkeit, Verdienstlichkeit, Schönheit.

So wie er fortlas, der Engel, so glühte ihm seine Wange von immer höherem Feuer, sein Athem ward lauter, sein Blick beseelter und rings um ihn her wallte reineres, holderes Licht; denn Eifer für Wahrheit und Recht — und wann er thatenlos, nichts als Zeugniß und Thränen opferte, weil ihm Thaten versagt waren — ist von hohem, unnennbarem Werthe im Himmel.

Aber noch stand der Greis, den Blick zur Wolke gesenkt, und trüben, denkenden Ernst auf der Stirne; denn ihm preßte das Herz jener unselige Rathschlag, womit er einst in unbedachter Verzweiflung, um das eine Volk zu erleichtern, das andere erdrückte. Alle Gedanken seiner Seele schweiften umher am Gambia und am Senegal, bis tief in's Innerste jenes Welttheils, wo verrätherischer, ewiger Krieg den Barbaren Europa's Myriaden auf Myriaden in ihre Kette liefert. Und sie kam endlich, nach unzähligen bessern, diese gefürchtete That, schwarz und scheuslich in ihren Folgen, wie eine Unthat der Hölle, und reicher an Blut und Thränen, als sie, die je der reumüthige Greis in der finstersten seiner Nächte träumte. Alle Gräuel der Bosheit und alle Wehklage der Unschuld war im Andenken vor Gott; aller unsägliche, undenkbare, unendliche Jammer im Mutterlande, auf dem Meere, auf den Inseln;

alles Hinsinken der ersterbenden Kraft und alle Geißelhiebe statt Erquickung und Schlummers; alles Wimmern der sich sträubenden Todesangst, und alle Stille der dahin gegebenen Verzweiflung. Las Casas stand, als sollt' ihn das Entsetzen vernichten. Er dachte jetzt nicht den Heiligen, den Gerechten, vor dem keine Finsterniß deckt und kein Flügel des Lichtes sichert; voll des innigsten, tiefsten Erbarmens, dacht' er nur das endlose Elend aller dieser Tausende seiner Brüder. — Da der Engel ihn sah, wie die Reue mit allen ihren Nattern ihm an die Seele fiel, und wie er das Kleinod seiner Natur, die Unsterblichkeit, hätte geben mögen, um seine Schuld zu vertilgen, da entfloß auch ihm eine Thräne.

Aber eine Stimme vom Heiligthum her, sanft und liebreich, wie eines versöhnten Vaters, geboth dem Engel: Zerreiß die Rolle!

Und der Engel zerriß sie, und ihre Trümmer flogen hin in die Vernichtung. Getilgt, sprach er, sind deine Schwachheiten vor Gott. Aber geschrieben steht vor seinem Angesichte mit Zügen des Lichtes dein Nahme. Wollt' er Fehler ahnden, wie deine Fehler: so wäre deiner Brüder keiner gerecht vor ihm, und leer und bürgerlos bliebe sein Himmel. Er hat Seelen in Staub gesenkt, damit sie durch Irrthümer zur Wahrheit hindurch brächen, und durch Fehler zur Tugend, durch Leiden zur Glückseligkeit.

Nimm mir, nimm mir, schluchzte Las Casas, dem mit einer Thränenfluth die Stimme zurück kam, nimm mir, wenn du's vermagst, die Erinnerung jener That, oder ich werde ewig mein Gericht in mir selber tragen. Zerreiß, wie du diese Rolle zerrissen hast, auch das Andenken an sie hier im Innersten meines Herzens; oder selbst in der Gegenwart Gottes werd' ich den Himmel suchen, und, der Seligkeit im Schooße, nach Ruhe jammern.

Sterblicher, rief der Engel, wo ist Seligkeit, als in dir? als in deiner eigenen Seele? Und worin sonst kann sie dir, Endlichen, blühen, der du nie ohne Fehl und Irrthum seyn kannst, wie Gott, als daß du dich wirksam zum Guten füh-

lest, mit all' deiner Kraft, und innige, treue Liebe nährest auch für den niedrigsten deiner Brüder, und in der Bitterkeit deines Schmerzes, selbst wo du gefehlt hast, den Adel deiner Seele empfindest?

O! aber dieß gränzenlose, unaussprechliche Elend durch lange Jahrhunderte — —

Wird zur Wonne werden und zur Fülle der Seligkeit, in dem Weltentwurfe deines Schöpfers. Du hast dich selbst in deiner Schwachheit erkannt; ehre nun in seiner Herrlichkeit Ihn!

Und er geboth der Wolke, daß sie sich donnernd vom Boden des Himmels losriß, und Hand in Hand fuhren sie nun hinab in die Schöpfung. Da rollte zu des Greises Füßen die Erde, und der Unsterbliche wies ihm hin auf rauhe, unwirthbare Gebirge, die ein ewiges Eis bedeckte, und auf Schrecknisse schwarzer, kämpfender Ungewitter, und auf Zerstörungen wilder, wüthender Stürme. Von den Gebirgen herab quollen Bäche und Ströme, und an ihren Ufern freuten sich Millionen, in den kämpfenden Ungewittern stieg der Segen vom Himmel, und Feld und Wald blühten schöner; und wo die Stürme zerstört hatten, da athmete freyer die Brust, und die Wange gewann wieder Röthe; denn zerbrochen war der Flügel der Pest, die in Dämpfen daher zog, und sie war zurück gestürzt in den Abgrund. So führt er den Staunenden fort von Übel zu Übel, aus der sichtbaren in die unsichtbare Natur, und mit immer schwellender Wonne weiht er ihn ein in jene höhern Erkenntnisse, deren ganzes Geheimniß dem sterblichen Blicke keine sterbliche Hand entsiegelt; wie durch alles Wogen und Empören des Endlichen der Unendliche seinen Weg hindurch geht in seiner Herrlichkeit, daß kein Fehl und kein Irrthum da bleibt in alle Tiefe und Weite der Schöpfung vom ersten bis zum letzten Gestirn, und, wie in der Welt der Seelen Leiden die Thätigkeit weckt, und Mutter und Pflegerinn wird jedes größten und jedes schönsten Gefühls der Menschheit, und wie unter dem fremden Himmel der geraubte Sclave Eindrücke sammelt — einen Besitz für die Ewigkeit — Eindrücke, in denen der

seligen Erkenntnisse zu vielen tausenden schlafen, so wie im Fruchtkorne die Ernte schläft, oder im Schößlinge der Wald; und wie in höhern Zeitpuncten des Daseyns aus seiner duldenden, geängstigten, zerrissenen Seele jede Tugend hervor blüht, und ihre Blüthen die sanfteste, edelste krönt, sie, der Sittlichkeit Wipfel und der Menschheit Vollendung, Liebe, die auch den Todfeind umfängt; und wie er selbst, der Peiniger und Übertreter der Unschuld, so krank und wund und zerrüttet jede Kraft seiner Natur ist, vom Verderben genesen, so daß all sein Gericht nur Verzug seines Heiles war, nur rauher, dornenvollerer Umweg, der sich weit vom Himmel hinweg schlang, und doch wieder hinführt zum Himmel; wie an der Spitze der Bosheit das Elend aufsproßt, und in dem Elend die Reue, und in der Reue die Tugend, und in der Tugend die Seligkeit, und in der Seligkeit immer höhere Tugend; wie jeder Mißlaut der Erde hinschmilzt in Harmonien, und jeder Klageton in Jubel.

Horchend, von Schauder auf Schauder ergriffen, der ihm durch all sein Gebein fuhr, im Gefühle der nähern Gegenwart Gottes, stand vor dem Engel der Greis, und staunte, und lernte an dem Geheimnisse der Liebe. Da fiel es ihm von seinem Auge wie Schuppen; da schwanden die Schatten der Unwissenheit und ihre Unholde hin; da ging über dem Innern der Schöpfung für ihn der Tag auf, der volle, heitere, selige Tag, und Entzücken war seine Morgenröthe. Aber noch bebte heimlich jeder Nerve in ihm von Mitleiden und Wehmuth; die kämpfenden Gefühle vermischten sich, und neue Thränengüsse quollen auf seine Wange herab. — O du, rief er jetzt aus, indem sein Knie in die zitternde Wolke stürzte, und Arm und Auge sich froh empor hoben zum Himmel: o du, den ich suchte von meiner Kindheit an, und der sich mir jetzt entwolkt, wie er ist, als ganz Huld, ganz Erbarmen und Liebe; du, mein Vater und nicht mein Richter! und aller deiner Geschöpfe Vater! und aller deiner zahllosen Welten Vater! Gott! Gott! der du mir Ernten des Heiles zeigest, auch wo meine Thorheit

Verderbtheit säete; der du von mir hinweg nimmst jeden Kummer der Seele, und mich fühlen lässest in meinem Innersten, daß dir anhangen einzig Seligkeit ist, und deine Herrlichkeit sehen ihre Vollendung; der du Wollen des Guten — ach! nur Wollen, nur Ringen darnach mit diesen Entzückungen lohnest, und Irrthümer, selbst durch ihre spätesten Folgen in Quellen neuer Entzückungen wandelst; Herrlicher! Unbegreiflicher! Du, dessen Ehre die Himmel, du, dessen Ehre ich Staub — — Aber ich kann nicht weiter; meine Seele erliegt. —

So war es! Seine Seele erlag; seine Zunge verstummte. Hilfreich hob, die Hände gegen ihn ausgestreckt, der Engel ihn auf, und mit Blicken voll holder, unaussprechlicher Liebe zog er ihn näher an seinen Busen, und hieß ihn: Bruder!

Hier erwachte Las Casas. Als er den Blick erhob, sah er seinen irdischen Bruder, der geschlichen kam, nach seinem Odem zu horchen. Er wollte reden, wollte ihm von der Seligkeit, die seine ganze Seele durchdrang, den Pflichttheil der Freundschaft geben; aber schon brach sein Auge. Er sank zurück, und streckte sein Gebein in den Tod hin. Zitternd und stumm hing über dem Entseelten der Bruder. Dann sank er wieder auf ihn, küßte seinen erstarrten, verlornen Freund und weinte. Sein gen Himmel gerichteter Blick und seine gefalteten Hände sprachen ein Gebeth zu Gott, daß sein Hingang wäre, wie dieses Gerechten Hingang. Denn der Tod des Edlen war sanft, ein leises, stilles Hinschlummern des Säuglings im Schooße der Mutter; und Ruhe der Seele, wie sie aus Erkenntniß Gottes und seiner selbst hervor ging, lächelte noch im Tode auf seinem Angesichte.

Über die ältere Poesie in Deutschland.

Von Eichhorn.

Die deutsche Nation liebte Lieder und Gesang von den frühesten Zeiten her. Carl der Große, aufmerksam auf alles, was seine Nation zu einer bessern Bildung hätte führen mögen, that auch für die deutsche Sprache, was er konnte; er arbeitete

selbst für sie, und traf Verfügungen, welche ihre Bildung hätten fördern müssen, wenn man seinem Willen und den Wegen, die er einschlug, hätte nachahmen mögen. Will man auch seine Spracherfindungen in den Wind, und Monathsnahmen nicht in Anschlag bringen, weil sie vielleicht nicht von ihm sind, oder will man die versuchte deutsche Sprachlehre, in welcher er, allem Anscheine nach, nicht weit gekommen ist, für das große Spiel eines Kaisers halten, der die Schwachheit hatte, nach dem, was er zu seiner Größe nicht bedurfte, nach einem Platze unter den Gelehrten seiner Zeit zu buhlen: so bleiben ihm doch andere wichtige Verdienste um die Sprache unsers Vaterlandes. Er ließ nicht nur in derselben die noch ungeschriebenen Gesetze der ihm unterworfenen Völker und die alten Bardenlieder niederschreiben, sondern auch in ihr predigen. Besonders war sein ernster Wille, daß die Layen Unterricht im Schreiben in den Schulen seines weiten Reiches bekommen sollten. Hätte doch der große Kaiser noch außerdem vermocht, durch seine Verordnungen auch seinen Geist und Eifer seinen Zeitgenossen und der Nachwelt einzuhauchen! Nun aber ward sein Wille nirgends recht befolgt! Der schöne Anfang, den er machte, ward nicht fort gesetzt; die Wirkung seines großen Beyspiels und der von ihm getroffenen Verfügungen blieben allenthalben aus. Die Bemühungen Carls des Großen waren also eine Aussaat ohne Ernte.

Bis auf die Hohenstaufen brauchte man in Deutschland zur Schrift und Büchersprache die oberdeutschen Dialecte, und unter diesen wieder den fränkischen am häufigsten, weil er die übrigen an Bildung übertraf, und die Sprache seiner meisten Beherrscher bis dahin gewesen war; denn selbst unter den sächsischen Königen, welche zwischen den Carolingern und dem fränkischen Hause herrschten, war sein Ansehen nicht gesunken. Aber durch das schwäbische Kaiserhaus schwang sich unter den oberdeutschen Dialecten der schwäbische oder alemanische empor, und erhielt das Übergewicht über alle deutschen Mundarten, weil er die Sprache des kaiserlichen Hofes und seiner Dichter wurde.

Deutschland war jetzt nicht mehr jene Wildniß der Germanier im Tacitus; die Moräste waren abgezapft, die Wälder gelichtet oder niedergebrannt; Luft und Sonne hatten freyen Spielraum, Klima, Lebensart und Einwohner hatten sich gebessert. Selbst in seinen innern Theilen wechselten blühende Städte mit Dörfern und Flecken ab; Handlung, Künste und Gewerbe beschäftigten bereits einen beträchtlichen Theil seiner Einwohner; mehrere Fürstenthümer hatten einen großen Länderumfang und ihre Fürsten liebten Pracht. Der fortgesetzte Umgang mit Italien und andern Reichen von Europa bey den vielen Römer- und andern Ritterzügen; die fremden Sitten, die man hatte kennen lernen; die bessern Muster, die man häufig vor sich sah, und der edle Eifer, ihnen gleich zu werden, hatte eine heilsame Revolution in dem Gemüthe der Deutschen, in ihrem innern und äußern Wesen, angefangen. Lebensart und Sitten wurden verfeinert, Kenntnisse und Begriffe erweitert, die Ideenmasse vergrößert, Ton und Denkungsart vergeistiget; und da die Sprache immer der Verbesserung und Verfeinerung der Denkart folgt, so war der edlere Theil von Deutschland allmählig zum Besitze von allem dem gelangt, was zum Anfange einer National-Literatur gehörte.

Ihre Morgenröthe brach nun an, und zwar in Alemanien, d. i. in Schwaben mit Inbegriff eines großen Theils der Schweiz. Von da verbreitete sie ihre Strahlen, in nicht gar langer Zeit, über die übrigen Provinzen Deutschlands in dem Maße, in welchem jede ihres Lichtes empfänglich war. Auch in Deutschland war, wie in dem übrigen Europa, Ritter-Poesie der Vorbothe besserer Kenntnisse, und worüber man sich wundern möchte, sie zeichnete sich sogleich von ihrem ersten Anfange an durch harmonische Gesänge aus.

Soll diese Harmonie und Lieblichkeit der Sprache kein unlösbares Räthsel seyn, so muß nothwendig Alemanien schon vor der Periode seines uns bekannten Minnegesangs Lieder und Gesang geliebt, und seinen Dialect durch Reime ausgebildet haben. Denn eine Sprache von so vieler Lieblichkeit

und Milde, von dem Wohllaute und dem feinen Tone, von der Einfalt, Kühnheit, Kraft und Regelmäßigkeit, als die alemanische in den Minnesängern zeigt, kann nicht mit Einem Mahle entstehen; ihr gebildetes und feines Lebensalter setzt ein ungebildetes und plumperes, und einen stufenweisen Übergang aus einem in das andere voraus. Und reimten nicht in andern deutschen Dialecten, im fränkischen und niedersächsischen, von jeher Dichter? Und der Alemanier auf seinem fruchtbaren Boden und von einer strichweise reizenden und romantischen Natur, die nicht ohne Einfluß auf den Geist des Menschen bleiben kann, umgeben, sollte nicht in einfach roher Poesie, wie seine deutschen Brüder, die auf rauhern Strichen wohnten, seinen frohen Sinn geäußert, und nicht durch andere geistige Versuche sich und seine Sprache fortgebildet haben? weil das Schicksal es nicht wollte, daß ein Bruchstück seiner schriftlichen und poetischen Übung auf unsere Zeiten kommen sollte.

Durch solche Übungen, die wir vermuthen müssen, hatte sich die schwäbische Mundart Wohllaut, Lieblichkeit und sanften Ton, eine angenehme Milde, Fülle für das Ohr durch die vielen Selbstlaute, Reichthum durch Freyheit der Zusammensetzungen, Kürze durch Abkürzungen und Auslassen entbehrlicher Worte, Bildsamkeit und Geschmeidigkeit für die verschiedenen Abstufungen der Empfindungen und Leidenschaften, etwas Sinnliches, Mahlerisches, Starkes in Beywörtern zu sinnlichen und starken Zeichnungen, wahre Jugendkraft zu einem raschen, öfters regellosen Gang jugendlicher Empfindungen, erworben. Allerdings war sie damit noch lange nicht vollkommen. Bey aller ihrer Lieblichkeit und Milde kommen in derselben noch viele gehäufte harte Consonanten, widerwärtige Hoch- und Doppellaute, und tiefe Vocale vor; noch ist sie ohne feste Regeln; oft gesetzlos in Grammatik, in Beugungen der Wörter und im Sylbenmaße; doch daß vielleicht diese Regellosigkeit ihr eine größere Stärke gab.

Auf diese Weise zu der Dichtkunst vorbereitet, nahm der deutsche Adel Theil an der Chevalerie, und gelangte durch die-

selbe zu poetisch-reichen Gegenständen; sie belebte seine Phantasie durch ihre reichen Mittel, und nährte sie durch Schwärmereyen der Liebe und Religion. Mit einer solchen Stimmung trat der deutsche Ritter seine Wallfahrt in die Morgenländer an. Durch die häufige Veränderung der Luft und Nahrungsmittel ward in seine Organisation größere Reizbarkeit gebracht, und durch den Umgang mit so vielen ganz verschiedenen Nationen ward sein Wesen in vielen Stücken ganz geändert. Er lernte von dem Orient und Occident, von Arabern, Türken und Griechen, von Italienern, Engländern und Franzosen; seine Ideenmasse ward vergrößert, sein Beobachtungsgeist geschärft, seine Phantasie genährt, seine Denkungsart verfeinert, seine Lebensart verbessert; er empfing am Innern und Äußern, an Körper, Herz und Geist Verschönerungen. Seine Kaiser nahmen Antheil an der Literatur anderer Völker, und flößten ihren Rittern durch ihr Beyspiel gleichen Eifer ein, sich mit dem bekannt zu machen, was andere Nationen Schönes hatten; besonders haftete das Beyspiel Friedrichs des Ersten und des Zweyten. Jener sprach in mehrern neuen Sprachen, und versuchte selbst im Provençalischen zu reimen; dieser gab sich und seinen Zeitgenossen gar einen gelehrten Strich; er legte eine Büchersammlung an und schmückte sie mit allerley literarischen Beuten aus dem Oriente, und gab seinem Adel und den hohen Schulen seines Reiches Araber und Griechen in Übersetzungen in die Hand. Der deutsche Adel folgte ihrem Beyspiele mehr und weniger; Manche erwarben sich, so gut es damahls möglich war, Bekanntschaft mit der classischen Literatur der Römer, Andere wanderten nach Padua, Paris und Salamanca des Studirens wegen; Andere lasen wenigstens die Dichterwerke ihrer Nachbarn, der Provençalen und Franzosen.

Während dieser Änderung der Dinge fuhr man in Deutschland immer fort zu reimen; nur drückte sich die neue Welt, die sich gebildet hatte, in die deutschen Lieder ab. Besonders wirkte Frankreich, das man als das allgemeine Muster in Sa-

chen der Chevalerie betrachtete, auf die deutschen Ritter; seine südlichen Provinzen durch ihre Lehensverbindung mit dem deutschen Reiche, und seine nördlichen durch die Kreuz- und Ritterzüge, auf welcher deutsche und französische Ritter häufig in Gemeinschaft mit einander lebten. Und auf welchen Theil von Deutschland mußte dieses Muster stärker wirken, als auf Alemanien in seiner Nachbarschaft? Seine Ritter strengten sich, wie es scheint, am meisten an, den provençalischen und französischen in keinem Stücke nachzustehen; der ganze deutsche Adel ward zuerst in Alemanien, und darauf nach seinem Muster in den übrigen Provinzen Deutschlands, hier mehr, dort weniger, poetisch. Durch das viele Reimen ward die schwäbische Mundart immer reicher, geschmeidiger, mahlerischer und harmonischer; sie kam in einen schönen Einklang mit den erwachten zärtern Gefühlen; sie ward eine milde und sonore Hof- und Dichtersprache. Mit den Poesien ging sie in die meisten Gegenden von Deutschland über, und gelangte zu dem Vorzuge einer allgemeinen Schrift- und Büchersprache; sie setzte unvermerkt manche ihrer Eigenthümlichkeiten in die übrigen Dialecte Deutschlands ab, und nahm dagegen wieder manches Eigenthümliches aus jenen, oft nicht zum Vortheile ihrer Milde, an; doch wurden alle deutsche Dialecte dabey reicher.

Der Ruhm der deutschen Ritterdichter fing mit dem Ende des zwölften Jahrhunderts an, und dauerte etwas über hundert Jahre, bis gegen Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, ungefähr vom Jahre 1170 bis 1300. An der Spitze der vorhandenen steht Friederich von Waldeck, der um das Jahr 1170 sang. Häufig hielt man an den ersten Fürstenhöfen poetische Turniere, wovon noch eine Probe an dem Kriege auf Wartburg vom Jahre 1207 übrig ist. Die Dichter reisten auf Gesang an die ersten Höfe. Am blühendsten war die deutsche Ritterpoesie unter Friedrich dem Zweyten. Die Sprache hatte durch die lange Übung hervorstehende Vollkommenheit, Deutschland durch den fortgesetzten langen Umgang mit dem Oriente und den übrigen Reichen von Europa einen Reichthum von Be-

griffen, die Dichter hatten durch den deutschen Kaiser, durch seine Liebe zum Gesang und zu allen Arten von Kenntnissen und Wissenschaft, große Ermunterung erlangt. Es war aber auch der letzte Trieb einer zarten, ihrem Tode nahen Pflanze.

In so fern Schwaben oder Alemanien den Ton in der deutschen Ritterdichtkunst angab, und ihr die zarteste Mundart lieh, konnte man die deutschen Sänger schwäbische Dichter nennen, wie man in neuern Zeiten vorgeschlagen hat. Nur umschlöße dieser Nahme weder das ganze poetische Ritter-Chor, noch den ganzen Zeitraum ihrer Dauer. Es sangen ja die Dichter in allen Gegenden von Deutschland, in Thüringen und Österreich, in Meißen, Böhmen, Schlesien und Brandenburg, in Brabant und am Rhein. Die Ritterdichtkunst dauerte auch in Deutschland länger, als das schwäbische Haus den deutschen Thron besaß; denn nach dem Jahre 1254 stand sie wenigstens noch fünfzig Jahre in der Blüthe. Gewöhnlicher und älter ist der Nahme Minnesänger, der aber wieder einen andern Fehler hat, daß er die Dichter bloß von der einen Gattung, dem Lieblingsgesange, bezeichnet, da doch ihre poetischen Versuche weiter gingen.

Schon in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts waren alle Dichterfreunde aus dem schwäbischen, thüringischen und österreichischen Hause weggestorben, und ihre Stelle blieb der Dichtkunst unersetzt. Das Ritter-Institut verlor in Deutschland viel von seiner alten Würde, seitdem die Pracht des Hofes der Hohenstaufen, und der Aufwand bey so manchem Kreuz- und Ritterzuge die Wohlhabenheit des deutschen Adels tief herab gebracht, und die darauf erfolgte Armuth eines Theiles und andern Theiles das alles zerrüttende Interregnum nach dem Abgange jenes Kaiserhauses, in dem Adel allen edlen Sinn erstickt, und ihn in einen Rauf- und Räuberstand verwandelt hatte. Die Kriege Österreichs mit der Schweiz waren insonderheit für den an edlen Häusern sonst so reichen Strich am Bodensee und am obern Rheine zerstörend, und richteten viele dort blühende Familien zu Grunde. Nach Friedrich dem

Zweyten hatten alle Kreuz- und Ritterzüge nach dem Oriente, und mit Rudolph von Habsburg selbst die Römerzüge aufgehört; der unruhige Adel, dem es an Gelegenheit fehlte, sich unter Fremden zu versuchen, kehrte nun die Waffen wieder häufiger gegen sich, und befehdete, um seiner Armuth nachzuhelfen, die reichen Städte seines Vaterlandes. In sich selbst zurück gezogen und entfernt von dem Umgange mit den besser gebildeten und feinern Nationen von Europa, verwilderte er nun auf's neue. Er verlor die edle Wißbegierde, und unterließ, seinen Geist zu schmücken; er ward wieder roher, unwissender, und in Sitten gröber. Die deutsche Sprache ward immer matter, kalter, und zur Dichtkunst ungeschickter. Schon während der Blüthe des deutschen Rittergesanges waren viele fremde Wörter aus dem Lateinischen, Provençalischen und Französischen aufgenommen worden; die Sprachmischerey ward immer ärger, und am Ende des dreyzehnten Jahrhunderts finden sich schon halb lateinische und deutsche Verse. Überdieß ward die deutsche Sprache nicht mehr für rohe Poesie allein gepflegt; der Philosoph modelte an ihr zum Dienste für seine Speculation; der Rechtsgelehrte für Statuten und rechtliche Erkenntniß; der Mystiker zum Ausdrucke seiner innern Empfindungen. Ein so vielseitiger Gebrauch der deutschen Sprache kündigte derselben eine schöne Zukunft, Reichthum, philosophische Bestimmtheit und eine aller Formen fähige Gewandtheit an; aber in der Zwischenzeit, bis sie ihre Sinnlichkeit in Geistlichkeit, ihre Unbestimmtheit in Bestimmtheit, ihren poetischen Schwung in den gleichen und geraden Gang der Prosa verwandelt hatte, mußte sie ein ungeschlachter Jargon seyn, der zu keinem Zwecke, weder für die Poesie noch Prosa, zu gebrauchen war.

Pragmatische Resultate über die Periode von Alexander bis auf August.

Von Beck.

Die Frage, ob fortschreitender Luxus ein sicheres Kennzei-

chen des fortgehenden Wohlstandes der Staaten sey, ob und wie man ihm Gränzen setzen müsse, damit nicht Üppigkeit, Schwelgerey und Weichlichkeit erzeugt werde? lassen sich aus der letzten Geschichte der Römer beantworten. Sie kann auch lehren, welche Folgen eine ungeheure große Vermehrung des National-Reichthums hat. Unter den verderblichen Folgen des ausschweifenden Luxus, welche das Ende dieser Periode aufstellt, verdienen die Unterdrückung des Nationalgeistes, und die Verbitterung aller Annehmlichkeiten des häuslichen und geselligen Lebens eine Betrachtung, die auch für unser Zeitalter lehrreich seyn kann.

Wenn man in Ansehung der bürgerlichen und kriegerischen Revolutionen diesen Zeitraum mit den neuesten Zeiten vergleicht, so hat man gewiß nicht Ursache, das cultivirte Alterthum um wahre oder vermeinte Vorzüge zu beneiden. Wie wüthend waren Alexanders Siege und die Kriege seiner Nachfolger, wie teuflisch die Triumphe der römischen Triumvirs. Keine solche allgemeinen und kaltblütig verübten Grausamkeiten stellt die neuere Geschichte gesitteter Völker von edlern Stämmen auf. Selbst der gepriesene Patriotismus der Alten, und vornehmlich der Römer, wurde Quelle unaussprechlichen Menschenelends. Sein höchster Grundsatz war: das Idol des Vaterlandes auf den Trümmern des gestürzten Wohlstandes aller andern Völker zu erheben. Wohl uns, daß wir gelernt haben: auch die Welt ist das Vaterland des Menschen; wohl uns, wenn unsere Regenten es begreifen, daß das Wohl und Glück eines einzelnen Staates nie weniger befördert wird, als wenn man ihn ganz zu isoliren, und den Ruin anderer Staaten mit kindisch-neidischer Politik zu bewirken strebt!

Rom hat nur Ein Mal die Herrschaft über die Welt erlangt; noch drey Mal hat es diese Herrschaft, nur auf andere Art, zu erkämpfen gestrebt. Es hat sich immer zur Beherrschung der Welt bestimmt geglaubt, und doch nie lange herrschen können. — Ungeheuer große Reiche und Herrschaften zerfallen bald, eine lehrreiche Erfahrung für den geizigen Eroberer,

dem es nur um Vergrößerung seines Gebieths, nicht um dessen weise Regierung, um Erweiterung seines Besitzes, nicht um den rechten Gebrauch dessen, was er besitzt, zu thun ist. — Wissenschaftliche Cultur, und religiöse und moralische waren in diesem Zeitraume wenig verbunden; jene stieg und diese sanken.

Verfassung und Sitten der alten Deutschen.

Von Johannes von Müller.

Die meisten Verfassungen hatten folgende Grundzüge: Die Gewalt ging aus von der Gemeinde aller freyen Männer; sie wählte; sie forderte Bericht und Rechenschaft. An Neumonden und Vollmonden (dieses Gestirn war der erste Kalender) kam sie zusammen; bewaffnet — Waffen waren das Merkmahl der Freyheit; lieber setzten sie sich der Gefahr des Mißbrauches aus, als daß einer ohne Waffen erschienen wäre. Der Gemeinde standen Priester vor; nur Gott war der allgemein gefürchtete Herr. Sie legten Stillschweigen auf; der Fürst (der Erste, Vorderste) trug vor, wozu sie berufen seyen. Die Alten, welchen lange Jahre Erfahrung gaben, die Adeligen, die von Vorvätern erblich wußten, wie der Gau zu verwalten, welche Rechte zu behaupten, und wie dem Nachbar Vortheile anzuhaben wären, redeten einfach, kurz, nachdrücklich, mit wahrer oder scheinbarer Offenheit. Spuren dieses Alterthums dürften noch in Sprichwörtern seyn, welche hin und wieder in die ersten Gesetze aufgenommen worden; Stärke des Sinnes und ein, das Gedächtniß erleichtern sollendes Zusammentreffen gewisser Töne und Worte zeichnen sie aus. Das Waffengeklirre gab den Beyfall, Zischen und Gemurmel Verwerfung des Vortrags zu erkennen. Die hohen Verbrechen der Verrätherey, Feigheit und was sonst entehrend schien, kamen hier zum Urtheile vor.

Die alten Deutschen hielten für gut, Verbrechen durch öffentliche Bestrafung zu Gegenständen allgemeinen Abscheues

zu machen; schmähliche Laster (wie um die Idee davon zu tilgen) durch Ertränkung in ihren Sümpfen zu strafen. Feigheit wurde mit dem Tode bestraft, weil ihr so, was sie vornehmlich scheute, der Tod, und durch die begleitende Schmach schmerzlicher als im Felde, widerfuhr. Die Gemeinde richtete auch über Klagen, welche gegen die Sprüche der Gerichte bey ihr angebracht wurden.

Nie hatten alle, lange nicht mehrere Stämme einen Vorsteher. Der Fürst eines jeden, mit etwa hundert Gesellen (Comites) oder Alten (Grauen, Grafen), hatte den Vorstand der Gerichte des Gaues; jede Hofmark ihren Twing (Ding). Zum Kriege wurde ein Heermann erwählt, natürlicher Weise mit militärischer Gewalt.

Wie der Fürst, so der Heermann (oder Herzog), ernannte seine Gesellen selbst; auf die Güte der Wahl kam sein Ruhm und Glück an.

* * *

Die ursprünglich deutsche Religion ist nicht bekannt genug, weil fremde Schriftsteller alles ihrer Mythologie anpaßten. In dem kamen sie überein, daß Gott von allen Stämmen in den vornehmsten Naturkräften oder in seinen wohlthätigsten Wirkungen verehrt wurde; in der Sonne, im Monde, dem Feuer, der Erde. Auch ehrten die Deutschen ohne Bild (hierzu fehlte ihnen die Kunst) im heiligen Dunkel uralter Haine die Geister der Helden, welche um die Nation unsterbliche Verdienste erworben. Einmahl jährlich nahten im Semnonenlande (in der Lausitz) Bothen der Stämme mit gebundenen Händen, als Knechte Gottes der furchtbaren Orte, dem unzugänglichen Sonnenwalde; sie opferten einen Menschen, weil ihre Meinung noch war, Menschenlaster könne nur Menschenblut büßen; rücklings gingen sie wieder hinaus. In einem Walde auf Rügen war ein Wagen der Landesgöttinn; bisweilen (das merkten die Priester) stieg sie von den seligen Wohnungen herab; dann fuhr der Wagen; dann wurde Landfriede, alle öffentliche und Privat-Feindseligkeit endigte. Es ist ungewiß, ob in der Irmen-

säule (Heermannssäule) bey Pullerborn die Sachsen den Kriegesgott oder den großen Arminius (Heermann) verehrten, welcher im fünf und zwanzigsten Jahre seines Alters den Cäsar Augustus schreckte, und hierauf Germanicus widerstand.

Jünglinge wurden in der Gemeinde von Verwandten oder vom Fürsten mit dem Schwerte begürtet. Sobald der Deutsche bewaffnet war, trat er aus des Vaters Gewalt in die National-Rechte über; Leib, Ehre und Gut waren des Vaterlands. Unaufhörliche Fehden übten Wachsamkeit und Muth; sie wurden in der Gemeinde beschlossen; wer dem Unternehmen sich beygesellte, wurde als die Waffen und den Ruhm liebender Jüngling gelobt; keiner durfte ohne Entehrung zurück treten. Wenn keine Ursache zu Fehden war, so suchte man sie bey andern Stämmen, um glorreich mit dem Hirnschedel eines erschlagenen Helden wieder zu kommen, ihn fassen zu lassen, und in festlicher Freude daraus Bier oder Most zu trinken. Mahlzeiten und Waffen waren der Sold; aber die Besorgniß, durch Ruhe sich entnerven zu lassen (den Cherusken, des Arminius Volk, war dieses begegnet), billig die vornehmste Triebfeder; denn (wie Tacitus wohl anmerkt) in der Mitte von Völkern, die vermögen, was sie wollen, und verlangen, so viel ihnen erreichbar ist, trügt scheinbarer Friede; Recht und Billigkeit sind Worte, die der Stärkere deutet.

Aus diesen Sitten bildeten sich die Eroberungen. Krieger folgten scharenweise den edlen Jünglingen. Chlodwig, als er Frankreich gründete, war kaum zwanzig Jahre alt. Statt Mahlzeiten und Waffen vertheilte er Güter; einer versicherte dem Andern Behauptung seines Looses (Allodium), alle die des gemeinen Wesens, das sich eben bildete.

Die Stärke der Scharen war im Fußvolk. In Westphalen zeichnete sich die Teuchterische Reiterey aus; dort erbte der herrlichste Reiter das Meiste, besonders den Stall. Zu Fuß that es kein Stamm den Hessen (Catten) vor. Diese, im Catzenellenbogenschen wohnhafte Nation, war, mehr als alle andern, an Kriegszucht und ordentliche Handgriffe gewöhnt.

Die Hessen waren nicht nur besonders groß, kraftvoll und unerschrocken, und nicht nur schreckten die martialischen Züge, sie hatten befestigte Lager; sie gehorchten strenger den Hauptleuten. „Schlagen können alle," sagt Tacitus, „nur die Hessen wissen Krieg zu führen." Übrigens zeichneten sich die Schilde der Befehlshaber (Ursprung der Wapen!) durch glänzende Farben aus. Sie kannten keine andern Vertheidigungswaffen; genug, wenn der Arm gesichert ist; er kann Allem helfen. Wenige Vornehme trugen Küraß und Helm. Bey den Hessen mußten Jünglinge als Zeichen der Dienstbarkeit eiserne Ringe tragen, bis ein erschlagener Feind bewies, daß sie die Freyheit verdienten. Den Bart pflegten sie nicht eher abzuscheren, bis genugsame Kriegsthaten ihre Mannheit erwiesen; die Langobarden und andere Völker ließen ihn (wie die Athenienser des Miltiades, wie vor den Scipionen die Römer) allezeit wachsen. Unter den Angriffswaffen war ein Pfeil furchtbar, der wie ein Pfriem in eine scharfe Spitze endigte, im Stoß gleich schlimm, wie im Wurf. Auch hatten sie Lanzen. An ihren Pferden war die Schnelligkeit das beste. Vor den Schlachten wurde ein Bardiett gesungen (Barden waren Sänger und Weise). Der Hauptmann hoffte oder fürchtete, je nachdem es hoch klang oder niedrig ging. Bisweilen hielten sie, um den Ton fürchterlich zu machen, die hohlen Schilde vor den Mund. Oft wurde vor der Schlacht, manchmahl compromißweise, ein Zweykampf gehalten.

Bey den Hessen war eine Gesellschaft Jünglinge, die sich zum Gesetz gemacht hatte, in allen Schlachten voran zu seyn; dafür genossen sie der Gastfreyheit. Meist war die Schlachtordnung keilförmig; sie suchten dem Feind eine kleine Fronte darzubiethen, seine Reihe aber durchzubrechen. Die Scharen waren stammweise geordnet; so oft als möglich, waren Weiber und Kinder von sichern Orten Zuschauer; es war ein Stolz für die Mütter, die rühmlich erworbene Wunde zu verbinden; dem Krieger war das begeisterte Lob der liebenden Gattinn die süßeste Belohnung; und wie mochten sie nicht streiten, damit nicht ihre Geliebtesten in äußerste Gefahr geriethen!

Eben so strengten sich die Hauptleute an, da ihr Ansehen unter dem Stamm ganz von solchen Tagen abhing; ihr Andenken war im Frieden der Grund alles Ansehens. Denn selbst der Überwinder des Varus, der Vertheidiger deutscher Freyheit wider Marbod, der scharfsinnige, heldenmüthige, der populäre, einschmeichelnde Hermann, da er sich größern Ansehens in Friedenszeiten anmaßen wollte, fiel, wie Cäsar (dem verglichen zu werden er verdient), in seinem Lande durch den Arm seiner Kriegsgesellen; und nur in Heldengesängen blieb sein Ruhm. Es war militärischer Ruhm um so schwerer in hohem Grade zu erwerben, je allgemeiner diese einige Tugend der Barbaren (ihre übrigen guten Eigenschaften sind Natur, und fordern keine Aufopferung) seyn mochte; Hermann überlebte tausend minder glänzende Nahmen. Wie begeistert mochten die Scharen seyn, wo der Heerführer sich so groß zeigen mußte, um bemerkt zu werden, wo seine Kriegsgesellen wetteiferten, einer vor dem andern sich auszuzeichnen; wo jeder Stamm nicht nur um den Sieg des Tages, sondern um das einige vor Einführung der Reichthümer wichtige Gut, um den Vorzug im Kriegsruhm vor allen übrigen Stämmen, stritt! Und wenn man dazu nimmt, wie schändlich es schien, den Heerführer ungerochen zu überleben; und die Wunder der Freundschaft, welche ein um so lebhafteres, um so untilgbareres Gefühl war, als die Aufmerksamkeit des Herzens nicht, wie in der Civilisation, durch viele Gegenstände zerstreut wurde.

Hohe Staturen, blaue Augen, rothe Haare und Bärte bezeichneten diese nordischen Männer; zur Kriegesthat unermüdet, waren sie für sitzende Gewerbe träg; sie litten geduldiger Hunger als Durst, geduldiger die Kälte als die Hitze des Tages. Städte verschmähten sie als Zufluchtsörter eines furchtsamen und Raubhöhlen eines treulosen Volkes, verbrannten sie in Landen ihrer Eroberung, oder ließen sie verfallen, und waren Jahrhunderte, ehe sie ihre Flecken mit Mauern umringten. Zerstreut wie im Alpengebirg, lagen die Hütten der Flecken am Bach, oder an der Quelle, oder am Wald, oder mitten auf

dem Gute; denn jeder Bauernhof machte ein Ganzes, um ihn weidete das Vieh, oder (wo Feldbau üblich war) ackerten Weiber und Knechte. Die Deutschen waren sehr wenig bekleidet; Gewohnheit diente für Pelzwerk; Thierhäute, der Ruhm ihrer Jagd, hingen von der Schulter des Kriegers; die Weiber trugen wollene Röcke, worein sie zierlichere Flecke von mannigfaltig glänzenden Häuten oder Federn stickten. Es schien eine Sittenverderbniß, als lange nach diesen Mannskleider aufkamen, welche, enge anliegend, alle Theile des Körpers zu genau ausdrückten. Die Arme, auch der Weiber, waren beynahe nackt; und lang verbargen keine Hüte den schalkhaften Blick. Beyde Geschlechter trugen die Brust offen, und viele gingen barfuß.

Spät erhoben sie sich vom Nachtlager, denn tief in die Nacht zechten die Männer; nachdem sie sich gewaschen, bekamen sie ihr Habermuß (von geröfteten Körnern); hierauf griffen sie zu ihren Waffen, und gingen. Ihre meiste Speise war Fleisch, Butter, Käse, Früchte; Bier und Most von Früchten war der Sweven Getränke; den Wein lernten die Rheinländer lieben. Beym Essen wurden Heirathen verabredet, Fehden gesühnt, Unternehmungen beschlossen; und wenn sie mit offenem Herzen sich besprochen, wurde am folgenden Tage das Gespräch in endliche Überlegung genommen. Diese muthvollen Männer hatten sonst im Umgang, besonders der Fremden und Vornehmen, die Scheu, welche von der Besorgniß herrührt, in irgend etwas zu fehlen, oder nicht auf anständige Weise zu erscheinen. Sie hatten sonst jene Freymüthigkeit, welche Verstellung und auch manchmahl Mäßigung ausschließt. Gastfreyheit war nicht eine Tugend, sondern eine Ehre, über welche die Einwohner des Fleckens auf einander wetteiferten; dem Gast wurde gemeiniglich ein Geschenk auf den Weg mitgegeben.

Es war nicht Sitte, vor dem zwanzigsten Jahr die Töchter des Landes zu besuchen. Endlich sah der Jüngling nach den größten, frischesten. Ein Pferd, ein Ochse, ein Pfeil, ein Schwert und Schild waren Geschenke, welche er der künftigen

Hausmutter gab, die für alle Mühe und Lust des Lebens sich zu ihm vergesellschaftete, und von solchen Dingen die gemeinschaftlichen Kinder unterhalten sollte. An Scheidung wurde nicht gedacht; Ehebruch war selten, und als die größte Verworfenheit streng bestraft. Obschon erlaubt war, nach des Mannes Tod einen zweyten zu nehmen, ehrten die meisten das Andenken der nie ersetzlichen ersten Liebe. Große pflegten wohl mehr als Ein Weib zu nehmen, weil mehr als Ein Stamm, oder mehrere große Geschlechter, wünschten, sie sich zu verschwägern. Die Liebe der Frau, ihre standhafte Treue schien das Erste Glück, das natürlichste Gefühl. Die Weiber besorgten das ganze Haus; verdienstvoll war ihr Leben, und sie nicht ohne Einfluß auf die Rathschläge der Männer; ehrerbiethig fragte man die alte Welleda, der die Götter die Zukunft öffneten. Die Deutschen hatten keine Hausbediente, hiefür dienten Weib und Kinder; Knechte hatten sie, die um einen Theil des Ertrags ihre Herden und Felder bestellten. Diese wurden gut gehalten, sie lebten wie die Herren, aßen mit ihnen, kleideten sich wie sie, und schliefen unfern der Herde auf dem Stroh; nur wurde für die Ermordung eines Knechtes dem Herrn das Leben darum nicht genommen, weil das Leben eines eigenen und eines freyen Mannes von zu verschiedenem Werthe sey, und die That sich selbst bestrafte.

Gesellschaftlicher und sittlicher Zustand der Spanier unter arabischer Herrschaft.

Von Dr. J. A. Feßler.

Die Araber, noch immer menschlicher und gerechter, als einst die Vandalen in Afrika, begnügten sich mit der Unterthänigkeit und dem Tribute ihrer unterjochten Völker, ohne die gesellschaftlichen und bürgerlichen Verhältnisse derselben zu stören, den Koran ihnen aufzudringen oder wohl gar, wie früher Hannibal mit den tapfern Olkadern verfuhr, als Nation sie aufzulösen. Was sich allmählich von selbst machen und zur Einigung mit ihnen bilden wollte, war ihnen willkommen und

sie beförderten es weislicher durch Maßregeln der Klugheit, als durch gesetzliche Verordnungen. Es dürfte scheinen, als hätten sie das Umschaffen römisch-gothischen Volkes zu Orientalen für widersinniges, und selbst nach ihrem Rechtssinn für widerrechtliches Beginnen gehalten. Sie ließen daher auch den Spaniern ihre Verfassung, Gesetze, Gewohnheiten, Rechtspflege, ja sogar die bey ihnen eingeführte Art, die geforderten Abgaben unter sich aufzubringen; und die arabischen Oberrichter, nicht die Spanier, waren genöthigt, Neues zu lernen, und als höchste Behörde mit dem Codex der Westgothen sich bekannt zu machen.

Sobald sich die Spanier von dem Schrecken und der Bestürzung über die ersten Gewaltthätigkeiten ihrer neuen Gebiether erhohlt hatten, fühlten sie auch in dem auffallenden Unterschiede zwischen diesen und ihren Bedrückern das Wohlthätige der veränderten Herrschaft. Gleich der zweyte Statthalter Abdalaziz tröstete sie durch sein menschenfreundliches Bestreben, Alles zu verhüten oder zu entfernen, was ihnen das drückende Gefühl ihrer Unterwürfigkeit noch mehr verbittern könnte. Durch Begünstigungen und durch seine eigene Vermählung mit der gothischen Königinn Egilone munterte er Araber und Spanier auf, sich unter einander zu verschwägern. Er verfolgte nicht, wenn die erstern die Liebe ihrer Gemahlinnen zu dem katholisch-kirchlichen Cultus bekehrte und gewährte den letztern bedeutende Vortheile, wenn sie den poetischen Koran mit dem historischen Evangelium vertauschten und eines einzigen Gottes Anbethung in wollüstiger Verbindung mit vielen Weibern, der Verehrung vieler Heiligen und der Ehe mit einem einzigen Weibe vorzogen. Durch eine Menge solcher Familien-Verbindungen entstand schon unter seiner Verwaltung die neue Volksclasse, welche mit dem Nahmen Mozaraber (Mustaraber) bezeichnet wurde.

An mehreren Statthaltern der Kalifen fanden die Spanier thätige Beschützer gegen Unterdrückungen der Großen und gegen die Raubsucht des arabischen Volkes. Anfänglich hatte

sich die im Kriegsdienste stehende Mannschaft für den Mangel an Sold von den Habseligkeiten und Besitzungen der eingebornen Bürger entschädigt; Zama steuerte dem verderblichen Unfuge dadurch, daß er einen Theil von den Einkünften der Kalifen zu ordentlicher Besoldung der Kriegsmacht bestimmte. Azam beschränkte den unter mancherley Benennungen bisher erpreßten Tribut für die mit Gewalt bezwungenen Insassen auf die einzige Abgabe des fünften, für die, welche sich ohne Gegenwehr ergeben hatten, auf den zehnten Theil ihrer Einkünfte. Zur Ausmittelung derselben bereiste er selbst jedes eroberte Gebieth und erforschte dessen Fruchtbarkeit, die Vortheile seiner Lage an Flüssen oder Seeküsten, den Werth seiner Erzeugnisse, seinen wirklichen und noch möglichen Ertrag. Okba ließ sogar seinen Vorfahrer Abdulmelek in Ketten schlagen, weil er die Gerechtigkeit verkauft und der grausamsten Erpressungen sich schuldig gemacht hatte. Die von dem Tyrannen eingesetzten Befehlshaber und Oberrichter der Städte schaffte er weg, verwies Räuber und Verbrecher des Landes und verwaltete unbestechlich, dem Moslem wie dem Spanier, jedem nach seinen eigenen Gesetzen, das Recht.

Die nach Spanien gesandten Statthalter brachten immer ein zahlreiches Gefolge aus den ältern östlichen Provinzen des arabischen Reiches mit; Unzählige aus diesen trieb die Aussicht auf Glück und Reichthümer dahin, mit ihnen wurden die neu erbauten Pflanzstädte größten Theils bevölkert und die aus verschiedenen Geschlechtern und Stämmen bestehenden Heerscharen ergänzt. Die Legion des Kalifen von Damasko hatte ihren Standort in Cordova, die Haufen aus Emesa in Sevilla, die Horden von Kinisrin in Jaen, die Scharen aus Palästina in Algeziras und Medina Sidonia. Den Ankömmlingen aus Yemen und Persien wurden um Toledo herum und im Innern des Landes Wohnplätze angewiesen, und zehn tausend Reitern aus Syrien und Irak, aus den reinsten und edelsten Stämmen der Araber, die fruchtbaren Gefilde Granada's eingeräumt.

Diese verschiedenen Kasten, welche sich in ihrer ursprünglichen Unvermischtheit fortpflanzten und unter sich einen oft heilsamen, öfters schädlichen Wetteifer für Wohlstand und Ruhm unterhielten, gaben den eingebornen Spaniern die ersten Beyspiele und Antriebe zum Fleiße in Bebauung des Landes und in Betreibung theils angenehmer, theils einträglicher Gewerbe. Abdorrahman, der erste König Cordovas aus dem Geschlechte der Omaijaden, begünstigte ihre zunehmende Arbeitsamkeit durch Mäßigung des Tributes, indem er ihn auf zehn tausend Unzen Goldes, zehn tausend Pfund Silbers, zehn tausend Maulthiere, Ein tausend Panzer, und eine gleiche Anzahl von Helmen und Lanzen herab setzte. Der mächtigste seiner Nachfolger, Abdorrahman der III., forderte als jährlichen Tribut zwölf Millionen fünf und vierzig tausend Goldstücke (sechs und dreyßig Millionen Rthlr.), und dennoch erhob sich nie eine Klage über Bedrückung, denn was geleistet werden sollte, ward durch die immer steigenden Bedürfnisse des Luxus und durch die übermäßige Prachtliebe der Araber leicht wieder gewonnen. Ungemein hoch müssen unter der Regierung der Omaijaden in hundert sieben und fünfzig Jahren Landes-Cultur, Gewerbfleiß und Handel gestiegen seyn, da Abdulmelek bey seiner Erhebung zum Vezier reich genug war, gedachtem Könige vier hundert Pfund gediegenes Gold, den Werth von vier hundert zwanzig tausend Dinaren (fünf und siebzig tausend Rthlr.) in Silberstangen, vier hundert Pfund Aloeholz, fünf hundert Unzen Ambra, drey hundert Unzen des feinsten Kamphers, dreyßig Stücke Gold und Seidenstoffe, so reich durchwirkt, wie nur Kalifen sie tragen durften, zehn Mäntel von Marderfellen aus Khorassan und hundert andere Mäntel aus Fellen mindern Werthes, acht und vierzig Pferdedecken von Gold und Seide, zu Bagdad gearbeitet, vier tausend Pfund zu allerley Stoffen zubereitete spanische Seide, dreyßig Stück persische Teppiche, acht hundert stählerne Pferdeharnische, tausend Schilde und hundert tausend Pfeile, hundert fünfzehn arabische Pferde und zwanzig Maulthiere mit kostbaren Decken behangen, als Geschenk darzubringen.

Kunst und Gewerbfleiß beförderte die Bevölkerung. Bey der Übergabe Sevilla's an die Spanier zogen vier hundert tausend Araber aus der Stadt, in welcher sechzehn tausend Seidenstühle hundert dreyßig tausend Menschen beschäftigt hatten. Sevilla's Stadtgebieth war mit ein hundert tausend, theils Dörfern, theils Meierhöfen bebauet. Cordova bewohnten zwey hundert tausend Familien, welchen sieben katholische Kirchen und sechs hundert Moscheen zur Andacht, neun hundert öffentliche Bäder zur Bequemlichkeit dienten. Überhaupt enthielt das arabische Spanien, der fruchtbarste und reichste Theil des Landes, unter den Omaijaden achtzig große Städte, drey hundert von dem zweyten und dritten Range. Allein an des Quadalquivirs beyden Ufern lagen zwölf tausend Dorfschaften; und von dieser auf das höchste getriebenen Cultur des Landes, von diesen ehrwürdigen Denkmahlen des menschlichen Fleißes, waren drey hundert Jahre nach dem Untergange der Omaijaden, Moraviden und Mohaden kaum noch einige Spuren vorhanden; so grimmig hatte der von erbärmlicher Staatskunst unterstützte kirchliche Fanatismus gewüthet.

Bey so ungeheurer Volksmenge mußte schon der innere Handel sehr bedeutend seyn; durch die politische Verbindung der Omaijaden mit den byzantinischen Kaisern war es der auswärtige noch mehr; rohe Seide, Seiden- und Wollen-Fabricate, Öhl, Zucker, Queckſilber, Eisen in Stangen und mannigfaltig verarbeitet, waren die Hauptzweige desselben. Ambra, Agt- und Magnetstein, Rubinen, Krystall, Spießglas, Wißmuth, Schwefel, Saffran, Myrrhen u. dgl. schafften durch die Menge beträchtlichen Gewinn. Die Waaren gingen nach Afrika, Ägypten und nach dem Orient. Für die Mauretanier wurden alle Theile der Waffenrüstung in Spanien geschmiedet, Granada und Bäza lieferten ihnen die kostbarsten Seidenzeuge, Murcia die feinsten Wollenstoffe.

Echter, redlicher Fleiß, den das Jahrhundert der Aufklärung nur zu häufig mit Speculation auf List und Betrug verwechselt, war nie der Vater des Lasters und allgemeinen

Sittenverderbens; er war es am wenigsten bey einem Volke, welches unter freundlichem Himmel, im Schooße einer anmuthsvollen, alles Gute reichlich spendenden Natur, von zartfühlenden Schwärmern im Genusse des Lebens und der Liebe allenthalben umgeben, fortdauernd in einem romantischen Aufschwunge erhalten wurde. Schwerlich möchte es daher zu bezweifeln seyn, daß die Spanier unter den Arabern nicht nur Vieles von gothischer Rohheit und Steifheit verloren, sondern daß sich auch ihre Sitten gebessert, verfeinert, veredelt haben. Die bilderreiche Sprache ihrer neuen Gebiether wurde auch bald die ihrige; mit ihr entwickelte sich in ihnen, bey ihrer angebornen Gemüthlichkeit, sehr schnell auch das Vermögen, nach Art der Orientalen zu empfinden, und die Dinge außer sich, zarter und liebreicher gestaltet, aufzufassen. Die Araber, welche abenteuerlicher Heroismus aus Afrika nach Spanien getrieben hatte, pflanzten denselben, mit Galanterie verbunden, auf ihre Nachkommen fort, und diesen fehlte es nie an Gelegenheit, sowohl jenen als diese in dem eroberten schönen Lande zu üben und auszubilden. Die Spanier waren häufig Zeugen und Bewunderer der Thaten, zu welchen ihre orientalischen Landesgenossen bald von dem einen, bald von der andern waren begeistert worden; der heroische Geist war unter den letzten gothischen Königen in ihnen erloschen, die Beyspiele der Araber weckten ihn wieder, und der sinnliche Cultus der Kirche hatte sie vorbereitet, auch das Romantische derselben in sich aufzunehmen. Beydes zusammen erzeugte in ihnen jenen hohen Rittersinn, welcher, das Niedrige, Schlechte und Schändliche verachtend, auch auf ihren sittlichen Wandel wirksamen Einfluß gewann. Er ward genährt und verstärkt durch den Reiz der arabischen Poesie, in welcher Stärke und Zartheit, Religiosität, Heldenmuth und Liebe in schönster Harmonie vereinigt sich offenbarten; die ehemahls herrschende Kirche war jetzt die gedrückte, die erschlafften Zügel ihrer Zucht hinderten die Spanier nicht, die Schriften des Moslemin zu lesen, und an den schönen Schöpfungen des orientalischen Genius sich zu erbauen,

zu ergetzen, zu erheben. Überall ward ihnen in denselben des Weibes höherer Werth verkündigt; in häuslichen und gesellschaftlichen Verhältnissen war die Freyheit des weiblichen Geschlechtes bey den Spaniern weniger als bey den Arabern beschränkt, es wußte zu seinem Vortheile die Sehnsucht des männlichen Herzens länger zu unterhalten und höher zu steigern; der begeisternde Liebesdrang mußte jetzt mächtiger als früher der kirchliche Gewissenszwang auf die Sitten wirken. Wie groß indessen die Wirkungen aller dieser Ursachen zusammen gewesen, und wie weit sie gereicht hatten, kann die Geschichte bey dem Mangel an Thatsachen und Zeugnissen nicht bestimmen.

Ethnographische Darstellung.

Von Eichhorn.

Noch möchte eine Übersicht von den Schicksalen der wandernden Stämme zu einer deutlichern Vorstellung der ganzen Völkerwanderung dienen.

Die Hunnen, uralte Bewohner der Manguley, gingen im Jahr 374 über die Wolga, darauf über den Don, unterwarfen sich im Jahre 357 die Alanen, und stürzten, in Verbindung mit den Letztern, auf die Ostgothen, welche wieder die Westgothen vorwärts drängten. Im Jahre 376 gehen die Hunnen, des Widerstandes und der Wachsamkeit der Westgothen ungeachtet — über den Dniester, und lagern sich bis an die Donau, in dem bisherigen Besitze der Gothen, nachdem die Letztern über die Donau gegangen waren. Hier saßen sie ruhig, bis Rufin sie im Jahre 395 zu einem Einfall in die asiatischen Provinzen des römischen Reiches ermunterte. Von diesem Streifzuge an breiteten sie sich unaufhaltsam aus, und herrschten endlich in Asien bis nach Derbend, und in Europa vom Don bis an die Theiß und tief in den Norden hinein, und jenseits der Donau über Pannonien und Mösien, doch bis auf Attila nicht unter einem einzigen König; aber dieser wildhumane Held räumte alle Hunnenkönige neben sich aus

dem Wege, und gab zugleich bis zum Jahre 448 dem Hunnenreich seine weiteste Ausdehnung. Um Ruhe vor diesem Eroberer zu haben, mußte der Kaiser zu Constantinopel den jährlichen Tribut von 350 Pfund Goldes, den er schon Attila's Verweser Rua entrichtete, bis auf 700 und zuletzt bis auf 2100 Pfund erhöhen. Im Jahre 450 zogen ihn zwey fränkische Prinzen und der Ring der Honoria an den Rhein und auf die catalaunischen Felder bey Chalons an der Marne; im Jahre 452 gar nach Italien; von da durch Geschenke zum Rückzuge bewogen, nach Gallien gegen die Alanen, die ihn aber unter dem Beystand der Westgothen schlugen. Mit dem Vorsatz, nächstens zurück zu kommen, kehrte er von da in sein Reich zurück; starb aber in der Brautnacht mit der schönen Idlico, in welcher ihm eine Pulsader sprang. Nach ihm zerfiel das ungeheuere Reich plötzlich. Seine Söhne konnten sich über dessen Theilung nicht vertragen, und während dieser innern Verwirrung standen die unterjochten Nationen auf, und machten sich frey. Die Chepiden schlugen sie unter ihrem König Ardarich aus Pannonien und Dacien, und trieben sie an die Ufer des schwarzen Meeres, wo vorhin die Gothen gewohnt hatten; es empörten sich die Rugier, Heruler, Sueven, und so der Reihe nach alle Völker, die bisher den Hunnen gehorcht hatten. Der größte Theil der Hunnen zog sich über die Donau nach Klein-Scythien, in die Dacia ripensis und nach Romanien. Das trajanische Dacien besetzten die Gepiden, und Pannonien die Ostgothen; die letztern schlugen alle Versuche der Hunnen, sie auf's neue zu verdrängen, glücklich ab, und überwanden sie im Jahre 469 so vollständig, daß von nun an selbst diese Versuche aufhörten. Die Szekler in Siebenbürgen sollen Nachkommen eines zurück gebliebenen Restes der Hunnen seyn.

Die Gothen an der Oder und Weichsel zogen am Ende des zweyten Jahrhunderts mit den Vandalen, Rugiern, Sciren u. s. w. an die Küsten des schwarzen Meeres, und besetzten im Jahre 150 das östliche Dacien. Chordian hatte schon mit ihnen im Jahre 237 in Nieder-Mösien (Bulgarien) einen Kampf wegen der Zerstörung der Stadt Istria zu bestehen; obgleich

dießmahl überwunden, behaupteten sie sich doch an der Donau, und die Römer verstanden sich zu einem jährlichen Tribut, um an ihnen ruhige Nachbarn zu haben. Philipp der Araber verweigerte ihn; dafür verwüsteten sie Thonien und Mösien im Jahre 245, und wiederhohlten nun bis auf Aurelian ihre Streifereyen. So glücklich auch Aurelian sie bekämpfte, so gab er doch lieber Dacien im Jahre 274 ganz auf, und verpflanzte dessen Einwohner und Besatzung nach Mösien (das aurelianische Dacien), und Gothen und Vandalen zogen in das leer gewordene (alte oder trajanische) Dacien. Von dieser Zeit an wächst die Macht der Gothen ungehindert, und erhebt sich endlich unter Ermanarik zu einem Reiche, dessen Gränzen vom Don bis an die Theiß, und tief in den Norden reichten; denn selbst die Äsiyer an der Bernsteinküste, verschiedene finnische und lettische Völker, selbst einige slavische Stämme, gehorchten ihm. Doch seine große Monarchie zerfiel noch vor seinem Tode um das Jahr 367 in zwey Reiche, in das der Ostgothen (oder Greuthungen) am schwarzen Meere, das Ermanarik selbst beherrschte, und das der Westgothen im trajanischen Dacien und Podolien, unter verschiedenen kleinen Königen, unter denen Athanarik und Fritigern die meiste Macht hatten. Gegen die Ostgothen dringen die Hunnen und Alanen an, und Ermanarik endigte selbst sein Leben, um nicht durch sie eine Demüthigung zu erleben. Der Kampf mit seinem Nachfolger Withmier beginnt im Jahre 375; er wird überwunden und erschlagen. Nun sammeln zwey ostgothische Krieger, Alatheus und Saphrax, die übrig gebliebenen Ostgothen, und führen sie mit ihrem neuen König Whiterik gegen den Dniester zu, wo Athanarik mit seinen Westgothen gelagert war. Die Westgothen halten den Sturm der Hunnen nicht aus, sondern bitten den Kaiser Valens um die Erlaubniß, über die Donau zu gehen, und stehen schon an dem jenseitigen Ufer, als Alatheus und Saphrax mit ihrem jüngern König und dem Rest ihres Stammes dießseits ankommen. Sie bitten umsonst bey Valens um die Erlaubniß des Überganges. In der mörderischen Schlacht der Westgothen ge-

gen Valens streiten die Ostgothen mit den Westgothen für dieselbe Sache, und führen noch gegen Gratian und seinen Mitregenten Theodosius den Großen die Waffen, bis sie im Jahre 382 einen Separat-Tractat mit den beyden Kaisern abschließen und sich nach Westen wenden. Im Jahre 386 kehren sie mit verstärkter Macht an die Donau zurück; nur bey dem Versuch, über dieselbe zu setzen, findet der größte Theil von ihnen, in den Grund gebohrt, seinen Tod in der Donau selbst, und der entronnene Rest derselben wird von den Römern nach Phrygien und Lydien verpflanzt, wo sie nach ihrer Verfassung und eigenen Gesetzen leben durften. Kurz darauf entsteht das große Reich der Hunnen, das auch die Ostgothen in Unterjochung hielt, bis nach Attila's Tode (im Jahre 454). Mit den andern Völkern werfen sie das Joch der Hunnen ab, und helfen sie aus ihren bisherigen Besitzungen schlagen, und nehmen an ihrer Stelle Pannonien in Besitz. Um sie in Ruhe zu halten, gaben ihnen die byzantinischen Kaiser Jahrgelder; doch mußten sie zugleich ihren siebenjährigen Prinzen, Theodorich, nach Constantinopel als Geißel schicken, zur mehreren Versicherung der versprochenen Ruhe. Der griechisch erzogene Prinz brach mit seinen Ostgothen, wahrscheinlich vom Kaiser Zeno aufgefordert, im Jahre 489 nach Italien auf, und entriß dem Odoacher seinen Thron. Das neue ostgothische Reich von Italien dauerte von 499 — 554, wo es unter Justinian vom Narses zerstört ward. Ein ansehnlicher Theil der Ostgothen blieb in Italien, und wuchs mit den alten Landeseinwohnern zu Einem Volke zusammen; ein anderer Theil wurde von Narses nach Constantinopel geschickt, Manche mögen sich auch zu den Longobarden, bey ihrer Einwanderung nach Italien, geschlagen haben.

Die Westgothen wurden nach ihrem Übergange über die Donau, und nach dem Kriege, der unter Valens anfing, und von Theodosius dem Großen beendigt wurde, im Jahre 382 nach Thracien übersetzt. Alarich hatte als Bundesgenosse dem Theodosius gegen seinen Gegenkaiser Eugen tapfer beygestan-

den, ohne, wie er glaubte, gehörig belohnt worden zu seyn. Desto bereitwilliger brach er nach dessen Tode, von Rufin gerufen, im Jahre 395 nach Griechenland auf, um zu plündern und zu zerstören. Der ganze Peloponnes ward seine Beute. Um ihn zur Ruhe zu bringen, wurde ihm die Präfectur des östlichen Illyricum überlassen, wo ihm aber das westliche Rom die versprochenen Jahrgelder nicht ordentlich ausbezahlte. Dafür überfiel er im Jahre 408 Italien, und ward nun ohne Schwierigkeit bezahlt. Im Jahre 408 führt ihn die getäuschte Erwartung des Stilico zum zweyten Mahl nach Italien; er zwingt die Römer im Jahre 409, ihn in ihre Stadt einzunehmen, und schaltet über den Thron durch die Einsetzung des Attalus zum Gegenkaiser. Doch wird er unmittelbar darauf bey der Belagerung von Ravenna mit Honorius wieder ausgesöhnt, und Attalus von ihm aufgegeben. Aber das gute Vernehmen mit Honorius hatte so wenig Bestand, daß Alarich zum dritten Mahl vor Rom rückt, und die Stadt (im Jahre 410) im Sturm einnimmt. Er stirbt aber gleich darauf auf dem Marsche, den er über Sicilien nach Afrika vorhatte, und sein Schwager Athaulf führt nun die Westgothen nach Gallien, und nimmt vom südlichen Theil desselben Besitz im Jahre 410. Sie dehnen allmählig die Gränzen desselben nach Spanien aus, bis sie, aus Gallien durch die Franken verdrängt, ganz Spanien nach und nach erobern, und bis auf die Ankunft der Araber (im Jahre 712) beherrschen.

Die Franken (wahrscheinlich der allgemeine Nahme eines germanischen Völkerbundes, der zwischen dem Rhein, der Weser und der Elbe errichtet worden) machten zuerst dem Kaiser Gordian, zwischen den Jahren 237 — 244, durch einen Einfall in das belgische Gallien zu schaffen, und Aurelian, als Befehlshaber bey Mainz, fand durch sie Gelegenheit, seine Kriegstalente zu zeigen. Seit 287 fangen ihre Niederlassungen jenseits des Rheines im Gebiethe der Römer an. Im Jahre 358 ragten schon die Salier an der Schelde bey Toxandria (Tessenderloo im Stifte Lüttich) unter den Franken als der gebildetste Stamm hervor, der nach seiner Vergrößerung sich in zwey Stämme

theilte, in die Salier an der Schelde und die Ripuarier an den Ufern des Rheines, der Maas und der Mosel. Lange weilten sie im belgischen Gallien, ohne weiter vorzudringen (weil sie noch kein recht festes Band zu Einem Volk umschlang), und die andern Germanier, Vandalen, Alanen, Sueven und Westgothen eilten ihnen voraus. Endlich brachen sie von neuem auf; dennoch brachten sie es vom Jahre 428 — 482 unter Clodio, Meroväus und Childerich, aller wiederhohlten Streifereyen ungeachtet, zu keinen bleibenden Eroberungen. Endlich erschuf Chlodovich die große Macht der Franken von 482 — 486, die dem Wandern der Völker Einhalt zu thun im Stande war.

Die Burgunder (ursprünglich im Hohenloheschen und am Neckar wohnhaft) rückten über den Rhein im Jahre 407, als derselbe durch den Rückzug der römischen Garnisonen zur Rettung von Italien gegen die Westgothen geöffnet war; im Jahre 414 räumten ihnen die Römer (um nicht mit ihnen als neu angekommene Feinde länger kämpfen zu müssen, sondern sie lieber zu ihrem Beystand zu verpflichten) ein Ländchen ein, man weiß nicht, ob bloß an der Rhone, oder ob den größten Theil von Helvetien. Die Schwäche der Römer, die ihnen vor Augen lag, veranlaßt sie immer zu neuen Forderungen. Im Jahre 436 wird ihnen schon Savoyen überlassen; vom Jahre 436 an die Dauphiné, Lyonois, Franche Comté; im Jahre 470 benannten sie schon ihr Land (dessen Umfang sich nach den Gränzen nicht genau bestimmen läßt) das Königreich Burgund. Ihre Könige residirten bald zu Lyon, bald zu Genf, und waren römische Feldherren; ja, nach dem Untergange des weströmischen Reiches nannten sie sich gar Bundesgenossen der Byzantiner. Im Jahre 534 unterjochten sie die Franken, aber ohne sie ihrer Nation einzuverleiben. Als abgetheiltes Volk gehorchten sie den Franken bis zum Jahre 888, wo sie sich wieder los rissen, und ein eigenes Reich unter den Welfen errichteten.

Vandalen (aus der Gegend, wo die Gränzen von Schlesien, Böhmen und der Lausitz zusammen treffen) wollten über den Rhein, als er durch den Rückzug der Gränztruppen geöff-

net war; aber die Franken widersetzten sich mit Erfolg in blutigen Schlachten, bis endlich die Alanen, ihre Bundesgenossen, nachkamen, und den Sieg auf ihre Seite lenkten. Nun zogen sie im Jahre 407 durch Gallien bis an die Pyrenäen, und gelockt nach Spanien durch den rebellischen Feldherrn der Römer, Gerontius, der ihnen in der Hoffnung, durch ihren Beystand Oberherr von Spanien zu werden, die bis dahin durch römische Garnisonen verschlossenen Zugänge nach Spanien über die Pyrenäen öffnete, gingen sie dahin und besetzten Galicien (aber in Gesellschaft der Sueven), und insonderheit durch den Stamm der Silinger Bötica (das heutige Andalusien). Mittlerweile folgen ihnen die Westgothen nach Spanien nach; ihr Wallia reibt den vandalischen Stamm der Silinger beynahe ganz auf; doch stärken die Vandalen sich wieder durch die Unterjochung der Alanen, die sie sich ganz einverleiben. Doch da die Westgothen sie immer weiter drängen, so folgen sie dem Rufe eines mißvergnügten römischen Statthalters nach Afrika im Jahre 429, und errichten unter Genserich (in Verbindung mit den Alanen) zu Carthago einen eigenen Staat, der sich weit in Afrika ausbreitete, bis ihn Justinian durch Belisar im Jahre 534 zerstören ließ. Im Jahre 688 nahmen die Araber dieses Land den Byzantinern wieder weg.

Die Alanen (ursprünglich ein weit ausgebreitetes Volk vom Kaukasus bis an den caspischen Paß) wurden im Jahre 376 von den Hunnen gegen die Sitze der Ostgothen und Westgothen hin getrieben. Wohin sie sich nach und nach verloren haben, ist unbekannt. Ein Schwarm von ihnen kam im J. 407 an den Rhein, als eben die Vandalen mit den Franken wegen des Überganges kämpften, und halfen den Erstern den Sieg entscheiden. Nun streiften sie mit den Vandalen durch Gallien bis nach Spanien, wo sie Lusitanien und Carthagena besetzten; geschwächt von dem Westgothen Wallia, müssen sie ihren eigenen Staat aufgeben und sich den Vandalen unterwerfen, mit denen sie im Jahre 429 nach Afrika ziehen, und unter denen sie sich verlieren.

Die Sueven (ein gemeinschaftlicher Nahme aller im innern Deutschland wohnenden und den Römern nicht näher bekannt gewordenen germanischen Stämme) zogen den Vandalen und Alanen im Jahre 407 über den Rhein nach durch Gallien nach Spanien und nahmen dort (neben einem Theile der Vandalen) von Galicien Besitz. Als nach dem Abzuge der Vandalen nach Afrika, im Jahre 429, mehr Raum entstanden war, breiteten sie sich zwar anfangs weiter aus; fanden aber an den Westgothen böse Nachbarn. Bereits im Jahre 456 gerieth das suevische Reich durch sie in Verfall, und im J. 585 ward es von ihnen völlig vernichtet.

Die Sachsen in Holstein schwärmten als Seeräuber an allen Küsten bis Frankreich und England umher. Als sich die Britten nach dem Abzuge der römischen Legionen (im Jahre 427) gegen die Zerstörungen der Schotten und Picten nicht mehr zu retten wußten, so riefen sie auf Vortiger's Vorschlag die Sachsen, die sie als kühne und glückliche Seeräuber kannten, zu Hülfe. Sie halfen, aber sie eroberten auch seit 449 die Insel, mit der Aufreibung fast aller alten Brittanier.

Die Heruler, Turcilinger und Rugier (deren ursprüngliche Sitze sich nicht weiter bestimmen lassen, als daß die Rugier an der Morava scheinen gewohnt zu haben) standen im Solde der letzten römischen Kaiser, und da sie ihre germanischen Brüder im Besitz von schönen Ländern sahen, verlangten sie ähnliche Besitzungen in Italien. Da ihr Verlangen abgeschlagen wurde, so setzten sie ihren Anführer Odoacher als König von Italien statt des Romulus Augustulus im Jahre 476 auf den Thron. Er wurde aber desselben schon im Jahre 493 wieder durch die Ostgothen beraubt. In Italien scheinen wenige von den Herulern und Rugiern geblieben zu seyn. Denn Odoacher selbst führte noch als König von Italien mit den Rugiern an der Morava Krieg, und Odoachers Bruder setzte denselben fort. Die Rugier zogen nach Mösien zu dem ostgothischen König Theodorich; in die leer gewordenen Plätze des Rugelandes wanderten darauf die Heruler, und als diese es wieder verließen, besetzten es die Longobarden.

Die Longobarden waren aus dem Rugeland von Justinian im Jahre 548 in Pannonien, das er den Ostgothen entrissen hatte, aufgenommen worden, um sich ihrer gegen die Gepiden, Heruler und Ostgothen zu bedienen. Im Jahre 565 bezwangen auch die Longobarden, in Gesellschaft der Avaren, die Gepiden, und wurden dadurch Herren von Slavonien, Ungarn und Siebenbürgen. Nach Justinians Tode hörte ihr gutes Benehmen mit den Byzantinern auf, und da Narses, wie man glaubt, sie ermunterte, von Italien Besitz zu nehmen, so überließ der Longobarden-König Alboin im Jahre 568 den Avaren ganz Pannonien, und ging mit seinen Longobarden, einem Theile der Avaren, Bulgaren und Sachsen nach Italien, und entriß den Byzantinern den ganzen obern Theil des Landes, der von seiner Nation den Nahmen der Lombardey erhielt. Das Longobarden-Reich dauerte bis 774, wo es von Carl dem Großen dem fränkischen Staat angeschlossen wurde.

Bruchstücke aus Stollbergs Geschichte der Religion Jesu Christi.

I. Die Apostel.

Der Herr des Himmels und der Erde war nun aufgefahren von der Erde in den Himmel, nachdem er durch seinen Tod die Erde mit dem Himmel ausgesöhnt, den Tod überwunden, und die mit seiner Gottheit vereinte Menschheit zur Rechte seines ewigen Vaters erhöht, das heißt: sie der Herrlichkeit theilhaftig gemacht, welche Er, der Sohn des Vaters, in Vereinigung mit dem heiligen Geiste, von Ewigkeit her gehabt hatte.

Seinen Brüdern, den Söhnen Adams, hatte der Gottmensch ewiges Heil erworben, aber seine Brüder wußten es nicht. Selbst das erwählte Volk, welches seit so vielen Jahrhunderten des Gesalbten Gottes harrete, hatte den Gesalbten Gottes nicht erkannt. Diesem sollte zuförderst, dann den Bewohnern von Samaria, dann allen Völkern der Erde, das Heil Gottes verkündigt werden.

Solchen Auftrag gab Jesus Christus den Aposteln, „und hub die Hände auf, und segnete sie, und schied, indem er sie segnete, von ihnen, und fuhr auf gen Himmel."

Welch ein Auftrag! und wem gab Gottes Sohn solchen? Eilf Galiläern, ungelehrten Männern aus dem Volke, mehrentheils Fischern, welche der Weltweisheit so unkundig waren, wie ungewandt in den Wegen der Welt, dabey furchtsam, jetzt, dem äußern Anscheine nach, hülflos, sich selbst überlassen, und gefährdet in Jerusalem, wo der hohe Rath, durch die bestochenen Kriegsknechte der Römer, sie beschuldigte, daß sie den Leichnam ihres Meisters, in nächtlicher Stunde, aus dem, auf des römischen Landpflegers Befehl bewachten, und unter ihrem Siegel verschlossenem Grabe gestohlen hätten.

Und diese ungelehrten Männer, diese blöden Fischer aus Galiläa, übernahmen diesen Auftrag. Und sie führten ihn aus! und nach achtzehn Jahrhunderten wird der Gekreuzigte angebethet! Und so wie das zahllose Volk der Christen auf der einen Seite die Lehre des Heils freudig bekennt, so muß auf der andern Seite das unter die Nationen zerstreute Volk der Juden, wiewohl wider dessen Willen, für sie zeugen; denn diese Lehre faßt zwo merkwürdige Weissagungen in sich, nach denen des neuen Bundes Kinder den Erdkreis bedecken, die Kinder des alten Bundes aber sollten, zerstreut in alle Lande, wunderbar erhalten werden, bis zur Zeit, da „die Fülle der Heiden eingehen soll, und ganz Israel gerettet wird."

Es sey mir erlaubt, hier einen Augenblick inne zu halten, um unsere getauften Ungläubigen zu bitten, sich mit mir in jene Zeit zu versetzen, da die Fischer von Galiläa das Amt ihrer Bothschaft antraten. Vergessen wir einen Augenblick, was seitdem geschah. Denken wir uns als Zeitgenossen der Apostel; stellen wir uns vor, daß sie mit uns reden, uns in die Geschichte des alten Bundes zurück führen, und uns erinnern an die Weissagungen, an die Vorbilde, an alle auf Jesum Christum anspielenden Gebräuche des gewählten Volkes: daß sie alsdann die Erscheinung des Sohnes Gottes auf Erden

uns zuzählen, seine Geburt von der Jungfrau, sein wunderthätiges, heiliges Leben, seinen Tod, seine Auferstehung, seine Auffahrt. — Als sie einst wirklich also sprachen, blieben Viele ungläubig, und so wären denn, wenn sie damahls gelebt hätten, auch wohl unsere Ungläubigen es geblieben. — Führen nun die Apostel in ihrer Rede fort, und erzählten die Weissagungen ihres göttlichen Meisters, nach welchen sein Volk Ihn und seine Lehre verwerfen, solche aber von den Heiden würde angenommen werden, und sich verbreiten über den ganzen Erdkreis; Weissagungen, nach denen ein Wehe über das andere, zur Zeit eines Geschlechtes, dessen Viele schon lebten, als Christus sprach, Judäa heimsuchen würde, dann ein Heer die heilige Stadt belagern, und ein Drangsal über deren Einwohner kommen würde, wie vom Anfange der Welt her nicht gewesen, auch nicht wieder seyn sollte; und Jerusalem würde erobert werden, und fallen sollten Viele durch die Schärfe des Schwertes, und die Stadt verbrannt werden, und von dem Tempel keiner der Steine, die sie da sähen, auf dem andern bleiben, und die Juden unter alle Völker geführt, und Jerusalem zertreten werden sollte von den Nationen, bis die Zeit der Heiden erfüllt würde: so würden unsere Ungläubigen wahrscheinlich mit lächelndem Hohne antworten; zeigten ihnen aber, gleichsam in einem magischen Spiegel, die Apostel den Jammer Israels, das belagerte Jerusalem, die, noch nie vorher erhörten Drangsale, endlich das eroberte, flammende Jerusalem, und den Tempel, dem Erdboden gleich gemacht, und hier die Haufen der Ermordeten, dort die Scharen der gefangen geführten, verkauften, in alle Lande zerstreuten — zerstreut noch jetzt — an ihren Lehren und Satzungen haftenden Juden; ferner die schnelle Verbreitung der Religion Jesu Christi schon vor Jerusalems Fall; dann das, wie in den Fahnen der Legionen Roms, so in allen Welttheilen siegprangende Kreuz: wahrlich, ich zweifle, daß sie in ihrem Unglauben würden beharren mögen!

Alles dieses zeigt uns gleichwohl theils die Geschichte,

theils der Augenschein. Das Evangelium der galiläischen Fischer hat der Welt eine neue Gestalt gegeben. Ihre Unternehmung ist gelungen! Und die Unternehmung dieser armen, ungelehrten, blöden Menschen rüstete wider sich alle Mächte der Erde, rüstete solche desto furchtbarer wider sich, da im Herzen jedes Menschen die herrschenden Mächte, Sinnlichkeit und Stolz, wider sie aufstehen mußten!

Nach menschlicher Ansicht war nie ein Zeitpunct dieser Umwandlung des Menschengeschlechtes minder günstig, als eben der, in welchem die Apostel, und dazu unter Schwierigkeiten, welche ihrer Lage eigenthümlich waren, hervor traten. Aber eben dieser Zeitpunct bedurfte mehr als einer der vorigen, solcher Erneuung. Der tiefe Verfall seiner Menschen war vom Allwissenden vorher gesehen; ihm war vom Allwissenden ein Ziel gesetzt worden. Die Fülle der Zeit war da, als dieses Ziel von der gottesvergessenen Menschheit erreicht war.

II. Der Tod der Apostel Petrus und Paulus.

Es wird erzählt, daß die heiligen Apostel Petrus und Paulus neun Monathe lang zu Rom, im mamertinischen Kerker am Fuße des Capitols, gefangen gehalten worden, ehe sie das Ziel ihrer Wünsche, die Auferstehung und Lehre des Sohnes Gottes mit ihrem Blute zu bezeugen, erreicht haben. Die ununterbrochene Überlieferung der Gemeine zu Rom läßt keinen vernünftigen Zweifel daran zu, daß der 29. Juny ihr Todestag gewesen. Nicht so gewiß läßt sich das Jahr ihres Todes bestimmen, welchen Einige in's Jahr 66, Andere in's Jahr 67 setzen. Mit überwiegender, wie mich bedünkt, an Gewißheit gränzender Überzeugung, trete ich der letzten Meinung bey, theils weil die Reisen und Geschäfte des Apostels Paulus, welcher, im Jahre 63, Rom nach seiner ersten Gefangenschaft verlassen hatte, eine nicht geringe Zeit zwischen dessen ersten und zweyten Aufenthalt allda zu fordern scheinen, auch nicht gewiß ist, daß er sogleich nach der zweyten Ankunft in Rom verhaftet worden, und neun Monathe lang soll, zu-

gleich mit dem heiligen Petrus, im Kerker zugebracht haben; theils weil der heilige Clemens, Zeitgenosse der Apostel, uns erzählt, daß sie unter den Befehlshabern zu Rom des Märtyrertodes gestorben, eine Äußerung, welche auf eine Abwesenheit des Kaisers zu deuten scheint. Und in der That war Nero im Jahre 67 in Achaja, um die Landzunge bey Korinth zu durchstechen und durch Vereinigung des achäischen Meeres mit dem jonischen sich unsterblichen Nahmen zu machen. Ein Versuch, der ihm mißlang!

Sonach müßte Paulus vor den Gerichtsstuhl des Nero gestellt worden seyn im Jahre 66; denn gegen das Ende des Jahres reiste dieser nach Achaja. Daß Gott für dießmahl den Paulus noch aus „dem Rachen des Löwen" rettete, mag, bey bekannter Gemüthsart des Nero, allerdings für ein Wunder angesehen werden. Die Bande dieser großen Gefangenen sollten furchtbar werden, und da Paulus in Banden den zweyten Brief an Timotheus schreiben und absenden konnte, so ist wahrscheinlich, daß beyde Apostel aus dem Gefängnisse ihre näheren und entfernteren Brüder in Christo stärken, auch, wie in der That berichtet wird, auf ihre heidnische Umgebung zu ihrem Heile wirken konnten.

Ob Beyde zusammen zum Tode geführt und an derselben Stätte getödtet worden? darüber sind die Zeugnisse nicht so übereinstimmend, als über die verschiedene Todesart. Paulus ward, als römischer Bürger, enthauptet. Man erzählt, daß drey römische Kriegsknechte von ihm, als er zum Tode ging, zum Glauben an Jesum Christum bekehrt worden, und bald nachher als Märtyrer gestorben. Die Stätte seines Todes setzt man auf den Weg nach Ostia, drey Meilensteine (das heißt eine Stunde) von Rom. Petrus, der das römische Bürgerrecht nicht hatte, ward über die Tiber geführt, in dem Theil der Stadt, wo die Juden wohnten, gegeißelt und gekreuzigt. Sowohl Eusebius, als verschiedene Kirchenväter berichten, man habe ihn, auf seine Bitte, mit dem Haupte unterwärts gekreuziget, weil er aus Demuth sich unwürdig geachtet, gleiches Todes mit dem Sohne Gottes zu sterben.

Die Gebeine der beyden heiligen Apostel ruhen in Rom und sind von jeher ein Anlaß der Andacht vieler Tausende gewesen, welche sie besuchten und besuchen, und den Herrn preiseten und preisen, der sie beyde im Leben und im Tode so hoch begnadigte; der auch nach ihrem Tode mehrmahls, durch offenbare, von den ehrwürdigsten Zeugen bestätigte Wunder ihre schlummernden Gebeine verherrlichte.

Europa's Überlegenheit.

Von Herren.

(Ideen über die Politik ꝛc. der vornehmsten Völker der alten Welt.)

Für den Forscher der Geschichte der Menschheit gibt es kaum eine wichtigere, aber auch kaum eine schwerer zu erklärende Erscheinung, als die Überlegenheit Europa's über die andern Theile unserer Erde. Wie gerecht und unparteyisch man auch in der Würdigung anderer Länder und Völker seyn mag, so bleibt es doch eine nicht zu bezweifelnde Wahrheit: das Edelste, das Herrlichste jeder Art, was die Menschheit aufzuzeigen hat, keimte, oder reifte wenigstens auf europäischem Boden. In der Menge, in der Mannigfaltigkeit, in der Schönheit ihrer natürlichen Producte stehen Asien und Afrika über Europa; aber in Allem, was das Werk des Menschen ist, ragen die Völker Europa's vor denen der andern Welttheile hervor. Bey ihnen war es, wo die häusliche Gesellschaft, indem Ein Mann sich nur mit Einem Weibe verband, allgemein die Form erhielt, ohne welche die Veredlung so vieler Anlagen unserer Natur unerreichbar scheint; und wenn Sclaverey bey ihnen Eingang fand, so waren sie doch wiederum die einzigen, welche sie aufhoben, weil sie ihre Ungerechtigkeit erkannten. Bey ihnen war es vorzugsweise, und beynahe ausschließend, wo sich Verfassungen bildeten, wie sie für Völker, die zum Bewußtseyn ihrer Rechte gekommen sind, passen. Wenn Asien bey allem Wechsel seiner großen Reiche dennoch in ihnen nur die ewige Wiedergeburt des Despotismus zeigt, so war es auf europäischem Boden, wo der Keim der

politischen Freyheit sich entwickelte, und in den verschiedensten Formen in so manchen Theilen desselben die herrlichsten Früchte trug, die wiederum von dort aus in andere Welttheile verpflanzt werden sollten. Die einfachsten Erfindungen der mechanischen Künste mögen zum Theile dem Orient gehören; aber wie sind sie nicht alle durch Europäer vervollkommnet worden! Von dem Weberstuhle des Hindus bis zu der Baumwollspinn-Maschine, durch Dämpfe getrieben; von dem Sonnenzeiger bis zur Seeuhr, die den Schiffer über den Ocean führt; von der chinesischen Barke bis zum brittischen Orlog-Schiff — welch eine Entfernung! Und wenn wir vollends unsere Blicke auf jene edlern Künste richten, welche die menschliche Natur gleichsam über sich selbst erheben, — welch ein Abstand zwischen dem Jupiter eines Phidias und einem indianischen Götterbilde, zwischen der Verklärung von Raphael und den Werken eines chinesischen Mahlers! Der Orient hatte seine Annalisten, aber nie brachte er einen Tacitus, einen Gibbon hervor; er hat seine Dichter, aber nie erhob er sich zur Kritik; er hatte seine Weisen, die nicht selten mächtig durch ihre Lehren auf ihre Nationen wirkten; aber ein Plato, ein Kant, konnten an den Ufern des Ganges und des Hoangho dennoch nicht reifen.

Und ist sie weniger bewundernswerth, diese politische Überlegenheit, welche die Völker dieses kleinen Welttheils, kaum aus der Rohheit hervor gehend, auch sofort über die weiten Länder des großen Continents gründen? Auch der Orient sah große Eroberer; aber nur in Europa traten Heerführer auf, welche eine Kriegskunst erfanden, die wirklich diesen Nahmen verdient. —

Woher diese Überlegenheit, diese Weltherrschaft des kleinen Europa? Zwar eine große Wahrheit dringt sich hier gleichsam von selbst auf: Nicht die rohe Gewalt, nicht die bloße physische Kraft der Masse, — der Geist war es, der sie erzeugte; und wenn die Kriegskunst der Europäer ihre Herrschaft gründete, so war es ihre überlegene Politik, welche sie ihnen erhielt. —

Karthago's erster Krieg mit Rom.

Von Luden.

(Allg. Gesch. d. Völk. u. Staat. d. Alterth.)

Nachdem die Römer ganz Unter-Italien in ihre Gewalt gebracht hatten, konnten sie die Karthager nicht im Besitze der nahen Inseln dulden, wenn sie anders ihrer Erwerbung froh und gewiß seyn wollten. Die Karthager hingegen mußten eben so gut, als früher die Könige von Syrakus, durch Besitzung des südlichen Italiens den Besitz der Insel zu sichern suchen. Überhaupt scheint eine Eroberung nur durch eine neue Eroberung befestigt werden zu können. Dieß mögen Karthager und Römer recht lebendig gefühlt haben, als der seltsame Bund zwischen ihnen gegen den gemeinsamen Feind sie vor Tarentum, einer griechischen Stadt dorischen Stammes, reich durch Handel und üppig durch Reichthum, zusammen führte. Daher ist nicht zu verwundern, daß die Römer, bey den wunderlichen Verhältnissen der Mamertiner in Messana, sich entschlossen, diese Menschen gegen Syrakus und Karthago zu vertheidigen, wenn sie gleich ihre Sache für abscheulich erklären mußten; denn nicht die Sache wollten sie vertheidigen, sondern sich selbst. Der Krieg aber, der darüber (im J. 264) ausbrach, mußte nach der Natur der Länder und Völker für Rom entscheiden, wenn er anders von Rom mit Kraft und Klugheit geführt ward; und die Art, wie Karthago diejenigen, die ihr unterworfen waren, behandelt zu haben scheint, und die treulose Selbstsucht, mit welcher sie den Bundesgenossen, Hieron von Syrakus, von sich entfernte, und zum Übertritt auf die feindliche Seite reizte, erleichterten den Römern den Kampf, weil sie sogleich einen großen Theil der Insel in ihre Gewalt brachten.

Dieser ursprüngliche Fehler konnte durch spätere Anstrengungen nicht wieder gut gemacht werden. Je größer sie waren, desto verderblicher mußten sie für Karthago seyn; aber indem die Karthager die römische Macht dadurch aufhielten, gaben sie

derselben nur Gelegenheit, sich zu entwickeln und zu vermehren, während sie selbst immer schwächer wurden. Gar bald war Karthago auf die Hoffnung der Übermacht zur See beschränkt, und die alte Bekanntschaft mit dem Meere schien die Hoffnung zu rechtfertigen. Dennoch stürzte auch sie schnell zusammen, als Duillius mit einer neuen Kampfart überraschte, und frischen Muth und Geist der Weise früherer Zeiten gegenüber stellte. Ja, selbst der Umstand, daß Karthago ihre Kraft zumeist auf die Seemacht wandte, führte fast das Verderben unmittelbar herbey. Denn welchen Widerstand fanden die Römer, als sie, mit des Agathokles Beyspiel bekannt, den Krieg auf die afrikanische Küste, in das karthagische Gebieth, warfen (J. 255)? Und wenn Regulus, verwegen über das bisherige Glück, minder unvorsichtig, ehrbegierig und hart gewesen wäre: so möchte schon jetzt Karthago zu Aufopferungen geängstigt seyn, durch welche sie von neuen Kriegen abgehalten wäre. Aber Rom bedurfte noch eines solchen Gegners, und Karthago hatte noch zu viel eigenthümlichen Sinn, um ein solches Schicksal zu verdienen. Gewiß scheint wenigstens gewiß: Karthago fand durch ein glückliches Geschick an Xanthippos den Mann, der ihre Kraft zu leiten verstand, um sie zu retten und zu rächen (J. 253.)

Nach glücklicher Abwendung dieser Gefahr erhielt Karthago wackere Verbündete an den Winden, wenn anders diese nicht römische Ungeschicklichkeit und Niederlagen entschuldigen mußten. Aber auch der Kampf ward um so heftiger, je näher er die Gefahr gebracht hatte. Das Glück wandte sich bald auf diese Seite, bald auf jene, und erhielt dadurch den Muth beyder Parteyen aufrecht. Aber den Karthagern sank das Herz nothwendig zuerst, weil sie nur herrschen wollten, um Handel zu treiben und zu gewinnen, und weil sie darum die Kostenrechnung der langen Anstrengung mit Schrecken überdenken mußten; auch war natürlich, daß ihnen immer mehr die Mittel fehlten, den großen Aufwand zu bestreiten. Deßwegen und wegen der Sache selbst war das Glück, bey allem Schwanken,

bey allen Sprüngen, im Ganzen auf der Seite Roms. Selbst Hamilkar Barkas, ein herrlicher Jüngling, zu kühnen Entwürfen und großen Thaten durch Geist und Heldenmuth gleich fähig, konnte den Fortgang der Römer wohl aufhalten, aber er vermochte nicht das Gleichgewicht herzustellen, und noch weniger Karthago's Macht vorwiegend zu machen. Er selbst war unbesieglich, aber Karthago nur durch ihn siegreich.

Vier und zwanzig Jahre ward auf diese Weise gekämpft; Karthago hatte unerhörte Opfer gebracht; die alte Mäßigung war durch die Macht der Umstände zerstört. Dem gemeinen Haufen mochte es scheinen, alle diese Opfer würden allein gefordert für den Besitz von Sicilien, und diese Insel versprach vielleicht nicht einen solchen Gewinn, der diesen Aufwand aufgewogen hätte. Da ermüdete derselbe und verlangte um so heftiger Frieden, je öfter der Einzelne eigenen Verlust durch die römische Seemacht erleiden mußte. Der Verfall der Verfassung aber, in den Kriegen gegen Syrakus vorbereitet, hatte in diesem heftigern Kampfe gegen Rom furchtbar begonnen. Darum entschied die Stimme der Menge, und die einzelnen Männer, welche wohl wußten, warum es galt, gaben den Umständen nach, weil sie nur zu eigenem Verderben widerstanden haben würden. Hamilkar Barkas unterzeichnete also den Frieden unter Bedingungen, zu welchen Karhago nicht durch den Gang des Krieges, nicht durch ihre Lage (wenn anders Ein Wille und Ein Entschluß in der Gesammtheit der Bürger gewesen wäre) gezwungen ward, sondern zu welchen sie nur durch eine unwürdige Verzagtheit im Augenblicke des Unfalls und der Verlegenheit geschreckt wurde. Darum würde der hohe Sinn Hamilkars wohl nicht den tiefen Schmerz ertragen haben, wenn ihn nicht der Gedanke künftiger Rache aufrecht erhalten hätte. —

Carl der Große.

Von Pölitz.

(Weltgeschichte.)

Der größte Fürst des Mittelalters, Karl der Große, bestieg (768—28. Jänner 814) nach dem Tode seines Vaters, Pipin des Franken, den Thron von Austrasien. Der bald erfolgte Tod seines Bruders Carlmann verschaffte ihm die Succession in Neustrien. —

Ein großer Plan ging durch Karls ganze sechs und vierzigjährige Regierung, der Gedanke: über alle Völker germanischer Abkunft zu herrschen, sie alle zu Einem politischen Ganzen zu vereinigen, den benachbarten fremden Völkern das Gewicht der deutschen Staatskräfte fühlbar zu machen, seine Deutschen durch Wissenschaften und Künste zu civilisiren, und die einzelnen Theile der Regierungsgewalt, mit Aufhebung aller herzoglichen Würden bey den besondern deutschen Völkerstämmen, in sich zu vereinigen.

Unter allen Völkern Deutschlands war keines, das seine bisherige Selbstständigkeit theurer verkaufte, als das Volk der Sachsen zwischen der Weser und Elbe. — Die Verbreitung des Christenthums war die Ursache, weßhalb Carl die Sachsen mit Krieg überzog, den er in Westphalen mit der Eroberung der Eresburg und mit der Zerstörung der Irmeninsul eröffnete, worauf er bis an die Weser vordrang. Doch dauerte dieser Krieg mit mannigfaltigen Unterbrechungen über dreyßig Jahre, bis endlich die Kraft der Sachsen gebrochen war.

Leichter ward ihm die Auflösung des longobardischen Reiches. Der König Desiderius versammelte nicht nur alle mißvergnügten Franken an seinem Hofe; er beunruhigte auch das päpstliche Gebieth, als Hadrian es abschlug, die nachgelassenen Söhne Carlmanns zu Königen von Neustrien zu salben. Hadrian suchte Carls Hülfe, wozu er als Patricius von Rom verpflichtet war. Carl ging (774) über die Alpen, und belagerte den Desiderius in seiner Hauptstadt Pavia, wo er

sich ergeben mußte. Er starb in einem fränkischen Kloster, und die Longobarden huldigten ihrem neuen Könige, der alle ihre Verfassungen und Rechte fortdauern ließ, sie nicht mit den Franken zu einem Volke vereinigte, sondern bloß die italienische Krone mit der fränkischen in seiner Person verband. Doch herrschte er bloß bis an den Garigliano; das große und schöne Land bis Neapel und Brindisi behauptete Arichis, der Herzog von Benevent, der dem Scheine nach die Oberhoheit des Siegers anerkannte, und dadurch im Besitze seiner Länder blieb.

Kaum war Carl über die Alpen zurück gekehrt, als er den Krieg gegen die Sachsen erneuerte, die während seiner Abwesenheit sein Reich beunruhigt hatten. Zwar brachte er sie, nach einigen Siegen (777) auf einer Versammlung zu Paderborn dahin, daß sie sich zu unterwerfen und die Taufe anzunehmen versprachen; ihr tapferer Anführer Wittekind haßte aber die fränkische Herrschaft, und floh nach Jütland. Nur nach einem von ihm wiederhohlten und äußerst hartnäckig geführten Kriege (782 f.) unterwarf er sich mit seinen Sachsen (785) und nahm die Taufe an.

Die Pyrenäen überstieg Carl mit seinen Franken, um zwey arabische Fürsten, Iba al Arabi, und Abiathar, die Statthalter von Saragossa und Huesca, die seine Hülfe suchten, gegen ihren Kalif Adorrahman zu unterstützen. Er unterwarf sich Spanien bis an den Ebro (Catalonien und Navarra) im Jahre 778, und ließ es, unter dem Nahmen der spanischen Mark, von Barcellona aus durch fränkische Grafen regieren.

Der Herzog Tassilo von Bayern, durch Familienverhältnisse in das Schicksal des langobardischen Königs Desiderius verflochten, wollte sich der fränkischen Hoheit entziehen. Auf drey Seiten von Carls Heeren (787) umschlungen, leistete er zwar den Vasallen-Eid, erneuerte aber bald die Empörung, und trat mit seinen östlichen Nachbarn, den Avaren, in ein Bündniß, um der fränkischen Macht gewachsen zu seyn. Be-

siegt von den Franken, verurtheilten ihn zu Ingelheim die fränkischen Großen zum Tode. Doch Carl schickte ihn in's Kloster, und hob die herzogliche Würde in Bayern auf. Fränkische Grafen verwalteten das eroberte Land. —

Ein Attentat vornehmer Römer gegen den Papst Leo III. nöthigte diese, Carls Hülfe zu suchen. Carl selbst ging nach Rom, über welche Stadt sich zwar die byzantinischen Kaiser noch immer die Oberherrschaft anmaßten, deren Schutzvogt aber Carl als Patricius war. Nachdem er den Papst Leo in seine Würde restituirt hatte, feyerte er das Weihnachtsfest des Jahres 800 in der Peterskirche zu Rom. Während er am Altare sein Gebeth verrichtete, setzte ihm Leo die Kaiserkrone auf, und das versammelte Volk begrüßte ihn mit allgemeinem Jubel als Kaiser des Abendlandes. —

Dieser große Mann, der noch in den letzten Jahren seines Lebens (810 f.) mit den, von der jütländischen Küste ausfahrenden seeräuberischen Normännern kämpfen und gegen ihren König Gottfried die Eydergränze befestigen mußte, war nicht bloß Soldat und Eroberer, obgleich sein Reich von der Tiber bis an die Eyder, vom Ebro in Spanien bis an den Canal und die Nordsee, und vom atlantischen Ocean bis an die Elbe und an den Raabfluß in Ungarn reichte; er liebte auch Wissenschaften und Künste, und hob sie so hoch als es damahls möglich war.

Die Städte

sind in Europa gleichsam stehende Heerlager der Cultur, Werkstätten des Fleißes und der Anfang einer bessern Staatshaushaltung geworden, ohne welche dieß Land noch jetzt eine Wüste wäre. In allen Ländern des römischen Gebiethes erhielt sich in und mit ihnen ein Theil der römischen Künste, hier mehr, dort minder; in Gegenden, die Rom nicht besessen hatte, wurden sie Vormauern gegen den Andrang neuer Barbaren, Freystätten der Menschen, des Handels, der Künste und Gewerke. Ewiger Dank den Regenten, die sie errichteten, begabten und

schirmten; denn mit ihnen gründeten sich Verfassungen, die dem ersten Hauch eines Gemeingeistes Raum gaben, deren Glieder gegen und über einander wachten, sich oft befeindeten und bekämpften, eben dadurch aber gemeinschaftliche Sicherheit, wetteifernden Fleiß und ein fortgehendes Streben nicht anders als befördern konnten. Innerhalb den Mauern einer Stadt war auf einen kleinen Raum Alles zusammen gedrängt, was nach damahliger Zeit Erfindung, Haushaltung, Polizey und Ordnung wecken und gestalten konnte: die Gesetze mancher Städte sind Muster bürgerlicher Weisheit. —

Entdeckungen.

Von Herder.

(Ideen zur Geschichte der Menschheit.)

Die Magnetnadel, eine Leiterinn der Schifffahrt, kam wahrscheinlich durch die Araber nach Europa. Mit ihr war den Europäern gleichsam die Welt gegeben. Frühe schon wagten sich die Genueser das atlantische Meer hinunter; nachher besaßen die Portugiesen nicht vergeblich die westlichen Küsten der alten Welt. Sie suchten und fanden den Weg um Afrika und veränderten damit den ganzen indischen Handel, bis ein anderer Genuese die zweyte Halbkugel entdeckte, und damit alle Verhältnisse unsers Welttheiles umformte. Das kleine Werkzeug dieser Entdeckungen kam mit dem Anbruche der Wissenschaften nach Europa.

Das Glas, eine frühe Waare der Asiaten, die man einst mit Gold aufwog, ist in den Händen der Europäer mehr als Gold geworden. War es Salvino oder ein Anderer, der die erste Brille schliff, — er begann damit ein Werkzeug, das einst Millionen himmlischer Welttheile entdecken, Zeit und Schifffahrt ordnen, ja überhaupt die größte Wissenschaft befördern sollte, deren sich der menschliche Geist rühmt. Über die Eigenschaften des Lichtes und beynahe jedes Naturreiches sann schon Roger Baco, der Franciscaner-Mönch, in seiner Zelle wunderbare Dinge aus, die in hellern Zeiten von Andern

glücklicher verfolgt wurden. Der erste Morgenstrahl des Lichtes in der Seele dieses bewundernswürdigen Mannes zeigte ihm eine neue Welt am Himmel und auf Erden.

Das Schießpulver, ein mörderisches, und dennoch im Ganzen wohlthätiges Werkzeug, kam auch durch die Araber, entweder schon im Gebrauch oder wenigstens in Schriften, nach Europa. Hier und da scheint es aus diesen von mehreren erfunden zu seyn, und ward nur langsam angewandt; denn es änderte die ganze Art des Krieges. Unglaublich viel hängt, im neuen Zustande von Europa, von dieser Erfindung ab, die den Rittergeist besiegt, die Gewalt der Regenten befördert, dem blinden Metzeln persönlich erbitterter Heere gesteuert, und der Kriegsart, die sie hervor brachte, auch selbst Schranken gesetzt hat.

Eben so das Papier aus Lumpen bereitet, und die Vorspiele der Buchdruckerey in Spielkarten und andern Abdrücken unbeweglicher Charaktere. Zu jenen gaben wahrscheinlich die Araber mit dem Baumwollen- und Seidenpapier, das sie aus Asien brachten, Anlaß. Die letztgenannte Kunst ging in langsamen Schritten von einem Versuche zum andern fort, bis aus Holzschnitten die Kupferstecher- und Buchdruckerkunst mit der größten Wirkung für unsern ganzen Welttheil wurden. Die Rechnungsziffern der Araber, die musikalischen Noten, die Guido von Arezzo erfand, die Uhren, die gleichfalls aus Asien kamen, die Öhlmahlerey, eine alte deutsche Erfindung, und was sonst hier und da an nützlichen Werkzeugen, noch vor dem Anbruche der Wissenschaften, ausgedacht, oder angenommen und nachgemacht worden, ward im großen Treibhause des europäischen Kunstfleißes fast immer ein Samenkorn neuer Dinge und Begebenheiten für die Zukunft.

Die Kreuzzüge.

Von Rühs.

(Geschichte des Mittelalters.)

Wallfahrten nach den Orten, wo der Erlöser sichtbar erschienen war, galten früh in den Augen seiner Bekenner für verdienstlich; sie wurden häufiger, je größer das Ansehen war, das den Pilgern zugestanden ward. — Die Araber begegneten den Christen mit Schonung und ermunterten die Wallfahrten, die zugleich den Verkehr begünstigten; aber die rohen Türken erlaubten sich große Bedrückungen, die die Klage der rückfahrenden Wallfahrer erregten; es war ein allgemeiner Wunsch frommer und tapferer Herzen, diese Schmach zu rächen.

Die Aufforderungen Peters von Amiens, der 1093 und 1094 die traurige Lage der Christen im heiligen Lande kennen gelernt hatte, wurden daher mit großer Begeisterung aufgenommen. Die Wirkung seiner Predigten zeigte sich auf den Kirchenversammlungen zu Piacenza und Clermont 1095, wo viele Anwesende sich zum Zuge entschlossen und ihren Willen durch ein rothes, auf der rechten Schulter geheftetes Kreuz anzeigten. Ein allgemeiner Enthusiasmus bemächtigte sich aller Gemüther; der Priester und der Laie, der Greis und der Jüngling rüsteten sich zu der großen Unternehmung. —

* * *

Unmittelbar aus den Kreuzzügen gingen die geistlichen Ritterorden hervor, die als die eigentlichen Stützen angesehen werden müssen, wodurch die Macht der Christen im Orient so lange erhalten ward. In ihren Mitgliedern erhielt sich der Enthusiasmus, nachdem er in den übrigen Theilnehmern längst erloschen war. Durch sie ward insonderheit der Einfluß vermittelt, den der Orient auf die Sitten und Bildung der Abendländer haben mochte. Sie sind zunächst als der Ursprung des veredelten oder romantischen Ritterthums zu betrachten, das im Grunde nur eine allgemeine Anwendung der Verpflichtungen ist, die ihnen insonderheit obliegen, des Kampfes für

Gott und die Unschuld. Selbst die Galanterie oder ein zarteres, geistiges Hinneigen zu einem geliebten Gegenstand ohne Rücksicht auf Lohn und Genuß, mußte am ersten in Männern entstehen, denen eine strenge Pflicht die Befriedigung der sinnlichen Begierden untersagte.

Die Staatsmänner.

Von Woltmann.

(Fortsetzung der Geschichte des dreyßigjährigen Krieges.)

Mit unglaublicher Langsamkeit war man endlich nur so weit gekommen, daß eine Verhandlung möglich wurde; und dennoch läßt es sich kaum bezweifeln, daß man ohne die erhabene Denkart des päpstlichen Gesandten, Fabio Chigi, nicht einmahl zu diesem Ziele gelangt wäre. Friede der Kirche und der Welt war der Gedanke, welcher seine ganze Seele füllte, und parteylos zwischen den Parteyen neigte er sich nur alsdann zu einer von ihnen, wenn er eine wahre Friedensliebe an ihr verspürte. Sein Verstand war so hell, seine Kenntniß so umfassend, daß sie zu keiner Unbilligkeit verleitet werden konnte.—

Als er im Jahre 1655 zum Papst erwählt worden, nahm er durchaus keine Geschenke, und, thätig für die Pflicht und die Welt, lebte er stets mit dem Bilde des Todes. Auf seiner Tafel stand mitten unter der Nahrung und den Würzen des Lebens ein Todtenkopf, und ein Sarg von Cypressenholz war unverrückt unter seinem Bette.—

Ohne einen solchen Mittler wäre zwischen dem Stolz der Spanier, der hartnäckigen Bedächtlichkeit der Kaiserlichen, und dem hochfahrenden Leichtsinn, der schlüpfrigen Politik der französischen Gesandten, keine Annäherung gewesen, zumahl da diese letztern durch Feindschaft gegen einander die Verhandlung erschwerten und aufhielten.

Graf Claudius d'Avaux hatte durch wichtige Sendungen den Ruf bekommen, daß kein politisches Geschäft über seine Fähigkeit gehe, und sein Stolz, seine Eitelkeit setzten hinzu, daß er nie seines Gleichen in der Politik sehen werde. Dieser

Dünkel haftete fest, weil überhaupt viel Schwere in seiner Sinnesart war, und er seine Unbehülflichkeit mit unglaublicher Anstrengung überwinden mußte. Mit wiederhohlter Mühe überarbeitete er, was er mit fleißiger Langsamkeit schriftlich entworfen hatte; aber dann sollte auch Niemand glauben, daß ein Anderer ähnlicher Redensarten und gleicher Kunst der Zusammenstellung sich anmaßen dürfe. Im politischen Geschäft war seine Besonnenheit und die Abgemessenheit seiner Gedanken und Schritte sein Hauptverdienst. Er war zu unbehülflich und zu stolz, um die Individualität anderer verstehen zu können und zu wollen.

Wenn d'Avaux keinen neben sich, so wollte der Graf Servien wenigstens keinen über sich dulden. Schon war ihm unerträglich, daß jener durch ältern Rang und ausgezeichnete Familienverbindungen am Hofe ein größeres Gewicht zu besitzen schien, und deßhalb wollte er ihn drücken durch ein höheres Genie. Ohne Zweifel war er durch Feuer und Fülle und Schnelligkeit der Gedanken genialischer, als die belohnte Anstrengung und Gelehrsamkeit des Grafen d'Avaux; ohne Zweifel kannte er, welcher als Staatssecretär mit Ruhm unter Cardinal Richelieu diente, und jetzt der Vertraute des Cardinals Mazarin war, besser die Gesinnungen und Absichten des Ministeriums, als sein Gefährte. Allein diesen doppelten Vorzug brauchte er mehr, diesen letztern zu kränken, als zum Ruhm und Vortheil seines Hofes; und aus der bittern Fehde, die er mit d'Avaux führte, schied er also, daß der Ruf seiner schlechtern Denkungsart ihm anklebte.

Belagerung Antwerpens durch die Spanier im Jahre 1584.

Von Curths.

(Forts. der Geschichte des Abf. der Niederl.)

Ist irgend eine Begebenheit des niederländischen Krieges fähig, allgemeines Interesse für sich zu erwecken, so ist es die Belagerung, oder vielmehr die berühmte Blocade Antwerpens.

Sowohl durch die Wichtigkeit des Orts und ihre ungewöhnliche Dauer, als durch die außerordentlichen Ereignisse, denen sie das Entstehen gab, und durch den ungeheuren Aufwand von Kräften, die während ihrer Dauer in Thätigkeit gesetzt wurden, ist sie eine der merkwürdigsten kriegerischen Scenen dieser Art, nicht nur jener, sondern aller frühern und spätern Zeiten, und es fehlt ihr nichts als ein Homer oder Curtius, um durch eine gleiche Celebrität in der neuern, wie die Belagerungen von Ilium und Tyrus in der ältern Geschichte des Menschengeschlechtes, ausgezeichnet zu seyn. Die Darstellung derselben ist zugleich das Gemählde eines eigenen Krieges, ein vollendetes militärisches Epos, welches die Aufmerksamkeit in stets gespannter Erwartung erhält, und unsere Theilnahme bald dem einen, bald dem andern Theile in einem höhern Grade gewinnt. Sie zeigt uns, was menschliche Kräfte auszuführen vermögen, wenn ein hoher, genialischer Geist sie belebt, und beweist, daß es nicht immer ungeheurer Massen, sondern nur einer richtigen und zweckmäßigen Anwendung derselben zur Ausführung großer und kühner Unternehmungen bedarf. Alexander Farnese ist der Held der Begebenheit, denn sie entwickelte die ganze Größe dieses außerordentlichen Geistes. Aber auch Antwerpen hatte seinen Gianibelli, dessen Genie uns um so mehr überrascht, da er hier zum ersten Mahle im vollen, nicht geahndeten Glanze erscheint. Beyde haben sich während dieser Belagerung die Bewunderung der Zeitgenossen und der Nachwelt erworben.

Inhalt.

Erster Theil.

Theorie der Beredsamkeit.

Einleitung.

§.		Seite
1.	Erklärung dieser Wissenschaft.	5
2.	Umfang dieser Wissenschaften bey den frühern Rhetorikern.	6
3.	Dialectik.	—
4.	Umfang bey den spätern Rhetorikern. Aristoteles.	7
5.	Umfang bey den Neuern.	8
6.	Stufen der Wortsprache.	9
7.	Charakter und Unterschied dieser vier Sprachgestalten.	—
8.	Poesie und Beredsamkeit. Dichter und Redner.	10
9.	Eigenschaften des Redners.	12
10.	Intellectuelle Eigenschaften: Verstand und Einbildungskraft.	—
11.	Arten und Grade der Einbildungskraft für Dichter und Redner.	13
12.	Fortsetzung der intellectuellen Eigenschaften: Wissenschaftliche — und Sachkenntnisse, Kunstbildung.	17
13.	Moralische Eigenschaften des Redners.	18
14.	Physische Eigenschaften des Redners.	19
15.	Gegner der Beredsamkeit.	20
16.	Gründe für die Beredsamkeit.	22
17.	Würde und Nutzen der Beredsamkeit.	26
18.	Mißbrauch der Beredsamkeit. Sophisten.	29
19.	Hauptzweck der Beredsamkeit.	31
20.	Modificationen des Hauptzweckes.	32

Lehre vom rednerischen Ausdruck.

1.	Der Satz und dessen Theile.	34
2.	Eigenschaften der vollkommenen Sprache.	36

§. Seite
3. Reinigkeit der Sprache. 37
4. Purismus. Puristen. . . . . —
5. Correctheit. 38
6. Barbarismen. . . . . —
7. Archäismen. 39
8. Neologismen. 41
9. Provincialismen. 42
10. Fremde Wörter. 44
11. Beyspiele von fremden Wörtern, welche von Schriftstellern des ersten Ranges durch deutsche vollkommen ersetzt worden sind. 45
12. Bildsamkeit der deutschen Sprache. 47
13. Hülfsquellen zur genauesten Beobachtung der Sprachrichtigkeit. 49
14. Mundarten der deutschen Sprache. 50
15. Streit über die Entscheidung der Frage: was ist Hochdeutsch? 51
16. Richtigkeit der Sprache. 56
17. Sprachgebrauch. . . . . —
18. Analogie. 57
19. Geist der Sprache. Idiotismen. . . . . —
20. Arten der Sprachrichtigkeit. 59
21. Solöcismen. 60
22. Solöcismen gegen die grammatische Sprachrichtigkeit. 61
23. Solöcismen gegen die logische Sprachrichtigkeit. . . 62
24. Synonyme. 63
25. Wichtigkeit und Nutzen der Synonymik. . . . 64
26. Beyspiele von Synonymen. Anständig. Sittsam. Bescheiden. Ehrbar. 65
27. Gebrauch und Mißbrauch der Synonyme. . . . 70
28. Deutlichkeit. . . . . —
29. Regeln für die Deutlichkeit. 71
30. Klarheit. 72
31. Präcision. 73
32. Arten der Präcision. . . . . —
33. Weitschweifiger Vortrag. 74
34. Einheit. 75
35. Kraft und Stärke des Ausdrucks. 76
36. Inversionen. 78
37. Wohlklang. 87

§. Seite
38. Wohlklang überhaupt. 87
39. Regeln für den Wohlklang überhaupt. . . . 88
40. Wohlklang insbesondere. 95
41. Die Macht des Ausdrucks. 105
42. Über ein Gemählde von Göthe. 106

Vom Perioden-Bau.

1. Erklärung der Perioden. 113
2. Periodirter Styl. 114
3. Einfache und zusammen gesetzte Perioden. . . . —
4. Glieder des Perioden. 116
5. Verbindung der Sätze. . . . . —
6. Zwischensätze. 121
7. Erläuterungsarten des Hauptsatzes. 122
8. Eigenschaften eines guten Perioden. 123
9. Länge des Perioden. 124
10. Bau der Sätze und Schlußfall. 125
11. Rednerischer Numerus. 126
12. Grade des rednerischen Numerus. 127
13. Ruhepuncte. Numerus als Schlußfall, als Bewegung und als Sylbenmaß. Aphorismen über Metrum und Rhythmus aus Cicero's und Quintilians Werken. . . 129
14. Wirkung des Perioden. 148
15. Gebrauch des Perioden. 150
16. Harmonie der Rede. 153
17. Geschichte des Perioden-Baues. 156

Von den Sprach-Figuren.

1. Figürlicher Ausdruck. 157
2. Figuren und Tropen. 158
3. Hauptgattungen der Figuren. 159
4. Entstehung und Gebrauch der figürlichen Ausdrücke. . 161
5. Metonymie und Metalepsis. 166
6. Synekdoche. 167
7. Metapher und Allegorie. 168
8. Vergleichung. Gleichniß. Parallele. 175
9. Hyperbel. 186
10. Personification oder Prosopopöie. 189

§. Seite
11. Apostrophe. 195
12. Antithese. 201
13. Ironie. 204
14. Frage. 207
15. Ausruf. 209
16. Eingeständniß. Concessio. Confessio. 210
17. Vision. Sinnliche Vergegenwärtigung. 212
18. Amplification. Gradation. Klimax. . . . . —
19. Digression. 214
20. Periphrasis. Circumitio. Umschreibung. . . . . —
21. Figuren von minderem Range. Alliteration; Allusion; Anagramm; Anomination; Asyndeton; Aposiopesis; Assonanz; Communicatio; Permissio; Congruenz; Conduplicatio: Epizeuxis, Anaphora, Epiphora; Cumulatio; Distributio; Dubitatio; Ellipse; Emphase; Epanorthosis, Correctio; Epitheta; Katachrese; Mythologie; Occupatio; Pleonasmus; Polysyndeton; Präteritio; Synesis oder Syllepsis; Schwur, Beschwörung, Betheurung und Verwünschung; Sentenzen, Maximen, Aphorismen, Gnomen und Sprichwörter. 215

Wesen und Charakter, Eigenschaften und Arten des Styls.

1. Stoff und Form. 225
2. Styl und dessen Charakter. . . . . —
3. Zwey Hauptgattungen des Styls. 227
4. Allgemeine Grundsätze für den Styl. . . . . —
5. Psychologische Grundsätze. . . . . —
6. Gedächtniß. 228
7. Phantasie. . . . . —
8. Verstand. 229
9. Urtheilskraft. . . . . —
10. Vernunft. 230
11. Witz und Scharfsinn. 231
12. Gefühlsvermögen. 232
13. Begehrungsvermögen. 233
14. Logische Principien. . . . . —
15. Ästhetische Principien. 235
16. Charakter und Grundsätze der niedern, mittlern und höhern Schreibart. 236

§.		Seite
17.	Gebrauch dieser drey Schreibarten.	237
18.	Fehler gegen die drey Schreibarten.	239
19.	Übergänge der drey Schreibarten.	—
20.	Beyspiele der drey Schreibarten.	240
21.	Gränzen der prosaischen und poetischen Schreibart.	254
22.	Manier.	255
23.	Vom Großen, Feyerlichen und Erhabenen.	256
24.	Vom Rührenden und Sentimentalen.	259
25.	Vom Komischen.	—
26.	Untergeordnete Arten des Styls.	261
27.	Trockene Schreibart.	—
28.	Die einfache und kunstlose Schreibart.	262
29.	Die zierliche und blühende Schreibart.	263
30.	Die ausführliche und schwache Schreibart.	264
31.	Die gedrängte, kräftige, starke Schreibart.	—
32.	Die feurige, leidenschaftliche, hinreißende Schreibart.	265
33.	Mittel zur Bildung einer geschmackvollen Schreibart.	266

Rednerische Erfindung.

1.	Das Wesen der Erfindung.	272
2.	Arten der Erfindung.	—
3.	Rednerische Erfindung.	—
4.	Stoff der rednerischen Erfindung.	273
5.	Erfindung im historischen Stoff der Rede.	—
6.	Theoretische Wahrheiten.	274
7.	Entwickelung eines Begriffes.	—
8.	Widerlegung falscher Begriffe.	275
9.	Anordnung einer theoretischen Wahrheit.	276
10.	Praktische Wahrheiten.	—
11.	Einige allgemeine Regeln für die Erfindung.	—
12.	Gegenstände und Formen der Erfindung.	278
13.	Von den Sätzen rücksichtlich ihrer Erweiterung.	279
14.	Von den Schlüssen oder Folgerungen.	281
15.	Von den Beweisen.	286
16.	Von der Erklärung.	287
17.	Von der Beschreibung als Beweisgrund.	288
18.	Von der Vergleichung als Beweisgrund.	290
19.	Von den Gegensätzen.	291
20.	Vom Beyspiele.	293
21.	Von den Nebenumständen.	295

§. Seite

Von der redneriſchen Anordnung.

1. Wichtigkeit der Anordnung. 296
2. Kunſt der Anordnung. 297
3. Beſchaffenheit einer guten Anordnung. . . . —
4. Hauptheile jeder redneriſchen Darſtellung. . . —
5. Analytiſche und ſynthetiſche Anordnungsweiſe. . . 301

Theorie der verſchiedenen Formen proſaiſcher Aufſätze.

1. Überſicht. 304
2. Der Geſchäftsſtyl. . . . . —
3. Höherer Geſchäftsſtyl. Hof- und Gerichtsſtyl. . . —
4. Der niedere Geſchäftsſtyl. 305
5. Eigenſchaften des Geſchäftsſtyls überhaupt. . . —
6. Terminologie und Courtoiſie des Geſchäftsſtyls. . . 308
7. Briefſtyl. 309
8. Eintheilung der Briefe. 310
9. Allgemeine Eigenſchaften des Briefes. . . . —
10. Theile des Briefes. 312
11. Der Geſchäftsbrief. 314
12. Der Wohlſtandsbrief. 315
13. Sentimentaler oder Empfindungsbrief. . . . 316
14. Witzige und launige Briefe. 317
15. Belehrende Briefe. 319
16. Antwort-Briefe. 320
17. Dedicationen. 321
18. Vom hiſtoriſchen Styl überhaupt. 322
19. Die Erzählung. 324
20. Die Beſchreibung. 325
21. Die Schilderung. 327
22. Die Charakteriſtik. . . . . —
23. Die Biographie. 329
24. Die Anekdote. 330
25. Der Lapidar-Styl. 331
26. Geographiſcher und ſtatiſtiſcher Styl. . . . 332
27. Naturhiſtoriſcher Styl. . . . . —
28. Der eigentliche hiſtoriſche Styl, oder der hiſtoriſche Styl im engern Sinne. 333
29. Vom didaktiſchen Styl überhaupt. 342

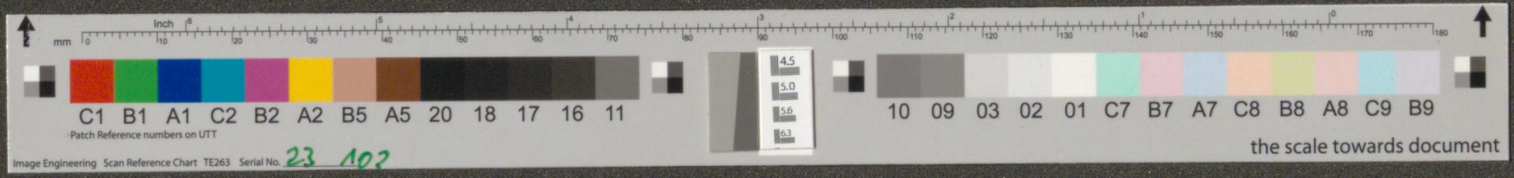
§.		Seite
30.	Der populäre Lehrstyl.	345
31.	Der erläuternde Lehrstyl.	348
32.	Der epitomatorische Lehrstyl.	350
33.	Der systematische Lehrstyl.	—
34.	Der dialektisch-kritisirende Lehrstyl.	—
35.	Der oratorische Styl. Rede.	351
36.	Theile der Rede.	—
37.	Eingang.	352
38.	Übergang zum Stoff oder Hauptsatz. Anführung des Inhalts der Rede.	353
39.	Die rednerische Erzählung.	354
40.	Eintheilung. Partitio.	359
41.	Die Beweisführung.	360
42.	Der Schluß.	367
43.	Hauptgattungen der Rede.	368
44.	Die geistliche (religiöse) Rede.	369
45.	Die weltliche Rede.	375
46.	Gerichtliche Reden.	—
47.	Die historische Rede.	378
48.	Die dogmatische oder lehrende Rede.	—
49.	Die unterhaltende Rede.	379
50.	Die Anrede (Harangue).	—
51.	Der Monolog (Selbstgespräch).	380
52.	Der Dialog.	382
53.	Der mündliche Vortrag.	384
54.	Declamation. Stimme; Accentuirung. Pausen. Mahlerische Declamation.	—
55.	Darstellung der Affecte.	388
56.	Die Geberden.	390
57.	Literatur der Rhetorik und der Declamation.	413

Zweyter Theil.

Rhetorische Chrestomathie.

	Sprichwörter.	7
	Sentenzen, Aphorismen und Maximen.	12
	Briefe.	49
	Anekdoten.	71

Seite
Charakteristiken. 82
Beschreibungen und Gemählde. 94
Erzählungen. 154
Gespräche. 163
Parallelen. 186
Oratorischer Styl. 211
Philosophischer und wissenschaftlicher Styl. 306
Historischer Styl. 387


Inch
mm
C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
Patch Reference numbers on UTT
4.5
5.0
5.6
6.3
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
the scale towards document
Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No. 23_102

107

Hugo Streisand
1 Berlin 30
Eislebener Str. 4

